

Meine Sicht der Dinge
Erinnerungen

Für meine Enkelin Daniela
und meine Enkel Mathias und Sebastian

Dinge und Daten, so nicht aufgeschrieben werden, fallen ins Dunkel und sinken ins Grab des Vergessens, wogegen die aufgeschriebenen gleichsam weiterleben ...

Iwan Bunin

Was wäre mit uns Alten, wenn wir das nicht hätten: das Bilderbuch der Erinnerung, den Schatz an Erlebtem! Kläglich wäre es und elend. So aber sind wir reich und tragen nicht nur einen verbrauchten Leib dem Ende und Vergessen entgegen, sondern sind auch Träger jenes Schatzes, der so lange lebt und leuchtet, als wir atmen.

Hermann Hesse

Erinnerungen – das sind nicht vergilbte Briefe, nicht Alter, nicht vertrocknete Blüten und Reliquien, sondern die lebendige, pulsierende, volle Welt.

Konstantin Paustowski

Nicht was wir gelebt haben ist das Leben, sondern das, was wir erinnern und wie wir es erinnern, um davon zu erzählen.

Gabriel Garcia Marquez

Das was wir erinnern, ist jedoch nicht identisch mit dem, was wir wirklich erlebt haben. Die Erinnerung wirkt nachhaltig, nimmt Raum in uns ein – mehr als das Ereignis zur Zeit des Geschehens. Und unsere Erinnerung blendet aus, hebt anderes hervor.

Friedrich Schorlemmer

Vorbemerkung.

Wozu Erinnerungen schreiben? Bei der Flut von Memoiren – selbst geschriebenen oder von „ghost writern“ verfassten –, die den Büchermarkt heute überschwemmen, stellt sich die Frage nach der Notwendigkeit solcher Veröffentlichungen. Für mich hatten und haben sie noch heute in vielen Fällen den Beigeschmack der Wichtigtuerei. Waren es früher vor allem die Erinnerungen der sowjetischen Generäle über den zweiten Weltkrieg oder von Politikern, die mich abstießen, weil sie stets Ansprüche auf letzte historische Wahrheiten stellten und ihren jeweiligen Frontabschnitt zum wichtigsten des Krieges oder ihre Wirkungsperiode zur bedeutsamsten in der Entwicklung der Gesellschaft machten, woraufhin auch die Geschichte immer wieder umgeschrieben wurde, so war es in der Wendezeit die in Deutschland sich ausbreitende Welle von Erinnerungen ostdeutscher Intellektueller und Politiker. Zum Teil von Behörden, vor allem der Stasiunterlagenbehörde, und anderen Organisationen und Stiftungen finanziert, enthielten und enthalten diese neben vielen Tatsachen über das Leben in der DDR auch viele Halbwahrheiten (laut *Johannes R. Becher* (1891 ... 1958) sind sie bekanntlich häufig weiter von der Wahrheit entfernt als die Lüge) und Lügen. So manche Lebenslüge wurde da zum Besten gegeben. Ich habe immer das Gefühl, dass hier bewusst Klischees der Auftraggeber bedient werden, anders ist zum Teil die Darstellung wider besseres Wissen nicht zu erklären. Natürlich tragen Erinnerungen immer subjektiven Charakter, stellen immer die Sicht des Autors dar. Und diese Vielfalt der Sicht ergibt sich aus dem unterschiedlich gelebten Leben der Bürger der sowjetischen Besatzungszone bzw. DDR. Der bekannte, 1942 in Kärnten geborene österreichische Schriftsteller *Peter Handke* (*), der sich jeglichem Zeitgeist mutig widersetzt, weist bewusst darauf hin: „Vor jeder Begegnung: Denk, was der andere für einen Weg hatte“. Der antifaschistische Widerstandskämpfer, der die Zuchthäuser und Konzentrationslager der Nazis überlebte oder ins Exil gezwungen wurde, der jüdische Bürger oder Angehörige der Volksgruppe der Sinti und Roma, der die Vernichtungsstätten der Faschisten überlebt oder die Nazizeit versteckt in Deutschland leben musste, der Kommunist, der trotz Stalinscher Straflager seinen Überzeugungen treu geblieben ist, aber auch der ehemalige Kommunist, der nach diesen Erlebnissen seine Überzeugungen ändert, oder das Arbeiter- oder Bauernkind, dem die Bildungsreform erst den Zugang zu höherer Bildung eröffnete, hat eine andere Sicht auf die Vergangenheit, als der deutsche Frontsoldat, der das ganze Elend des Krieges und der Kriegsgefangenenlager erlebte, der im Osten seine Heimat verlorene Umsiedler, die von Soldaten der Roten Armee vergewaltigte junge Frau, der Straflager oder Zuchthäuser in der Sowjetunion, in der sowjetischen Besatzungszone und DDR und politische Pressionen überlebte Grundeigentümer und Intellektuelle oder enteignete Unternehmer, sowie Bürger christlichen Glaubens, die sich in ihrer freien Religionsausübung eingeschränkt fühlten und denen der Zugang zu höheren Bildungsstätten verwehrt wurde oder Angehörige der schöpferischen Intelligenz, die in ihrer Arbeit durch engstirnige Kulturpolitik eingeeignet wurden und zum Verlassen der Republik gezwungen wurden. Diese unterschiedliche Sicht gestehe ich jedem zu, soweit er seine Sicht nicht als alleingültige historische Wahrheit verkünden will oder bewusst die Tatsachen verdreht und auf dieser Grundlage denunziert. Es ist schon richtig, wenn die von mir geschätzte *Daniela Dahn* (*) in ihrem sehr lesenswerten Buch: „Wehe dem Sieger. Ohne Osten kein Westen“ (Rowolt Verlag Reinbeck, 2009, 301 S.) das alte chinesische Sprichwort in Erinnerung ruft: „Es gibt drei Wahrheiten: meine Wahrheit, deine Wahrheit und die Wahrheit“.

Persönliche Erinnerungen können keine ernsthafte Geschichtsforschung ersetzen. Die Geschichtsschreibung gibt leider heute in Bezug auf die „Aufarbeitung der DDR-Diktatur“ ein trauriges Bild ab. Ich erspare mir hier weitere Polemiken, verweise nur auf die klugen diesbezüglichen Ausführungen von *Heinz Florian Oertel* (*) in seinem jüngsten Buch „Pfui Teufel. Über Verdrängtes und Vergessenes“ (Verlag Das Neue Berlin, Berlin, 2009, 139 S.). Häufig erkennt man die Federführung der Auftraggeber. Man wertet ein im Archiv gefundenes Stück Papier, um das man eine im Zeitgeist gehaltene Story schreiben kann, höher

als gründliche Untersuchungen der Lebensumstände, die auch von Zeitzeugen gezeichnet werden. (Was Papier in den Archiven betrifft, weiß ich um die Dürftigkeit von Protokollen, die über Sitzungen und Beratungen in den verschiedenen Leitungsgremien in der DDR geführt wurden und bei weitem nicht das Agieren, den Meinungsstreit in diesen Gremien widerspiegeln. Ich kenne die schriftlichen Entwürfe meiner Reden und Vorträge, die vorbereitet wurden, und das, was ich gesagt habe. Das ist natürlich in seltensten Fällen in Archiven zu finden. Schließlich steht auch heute in den vorab ausgegebenen Redemanuskripten von Politikern „Es gilt das gesprochene Wort“).

Natürlich schreibt kein einziger Zeitzeuge die Geschichte, aber die Summe der Aussagen (auch widersprüchlicher) sollte Anlass zu tiefer gehenden Forschungen sein. Leider sind für viele Historiker Zeitzeugen ein Störfaktor und wenn sie beachtet werden, dann sehr selektiv. Man hat den Eindruck, die Historiker warten darauf, dass der letzte Zeitzeuge stirbt, um die Geschichte besser entstellen zu können. Geschichtsschreibung sollte vor allem – wenn sie dann Anspruch auf Wissenschaftlichkeit stellt – frei von allen ideologischen und politischen Einflüssen des Zeitgeistes sein (auch in der DDR wurde unter politischen Einflüssen die Geschichte häufig umgeschrieben, durch die „sozialistische Parteilichkeit“ ihr Bild entstellt) und die Vergangenheit nicht aus dem Blickwinkel der Macht der Gegenwart deuten. Sonst vergibt sie sich in meinen Augen selbst jeden Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und es ist vielleicht berechtigt, dass die deutsche Historikerkunft zwar in der Person von *Theodor Mommsen* (1817 ... 1903) im Jahre 1902 den zum zweiten Mal vergebenen Nobelpreis für Literatur erhielt, aber bisher keinen für Wissenschaft. *Mommsen* erhielt den Nobelpreis für Literatur bekanntlich für sein Hauptwerk als „dem gegenwärtig **größten lebenden Meister der historischen Darstellungskunst**, mit besonderer Berücksichtigung seines monumentalen Werkes ‚Römische Geschichte‘ “. Wenn *Hermann Hesse* (1877 ... 1962) in seinem Alterswerk „Das Glasperlenspiel“ uns wissen lässt, „dass Geschichte schreiben, auch wenn es noch so nüchtern und mit noch so gutem Willen zur Sachlichkeit getan wird, immer Dichtung bleibt und ihre dritte Dimension die Fiktion ist“, so sollte Wissenschaftlichkeit Dichtung und Fiktion doch weitgehend ausschließen. Oder sollte *Napoleon Bonaparte* (1769 ... 1821) Recht haben, wenn er bemerkte „dass das objektive Bild der Geschichte die Summe der Lügen ist, auf die man sich nach dreißig Jahren geeinigt hat“ *.

Es kann ja wohl auch nicht die in hoch gebildeter Dummheit wurzelnde Arroganz und Ignoranz vieler Geschichtsschreiber das Niveau der „Aufarbeitung“ der Geschichte der DDR sein, wie es beispielsweise der langjährige Professor für Politikwissenschaft und Zeitgeschichte an der Freien Universität Berlin, *Arnulf Baring* (* 1932), in seinem 1991 erschienen Buch „Deutschland, was nun“ () offenbart: „Das Regime hat fast ein halbes Jahrhundert die Menschen verzwert, ihre Bildung verhunzt. Ob sich dort heut einer Jurist nennt oder Ökonom, Pädagoge, Psychologe, Soziologe, selbst Arzt oder Ingenieur, das ist völlig egal. Sein Wissen ist auf weiten Strecken völlig unbrauchbar.“ Hätte ich nicht viele anders denkende Wissenschaftler und Politiker in den alten Bundesländern kennen gelernt, müsste ich am geistigen Zustand deutscher Eliten zweifeln. Man sollte bei der Beurteilung der DDR doch wenigsten in der wissenschaftlichen Arbeit jene fünf Grundsätze beachten, die der frühere Bürgerrechtler, Publizist und Theologe *Friedrich Schorlemmer* (* 1944), der mehr für die Überwindung der deutschen Teilung getan hat, als viele der Trittbrettfahrer, die heute das große Wort schwingen und sich feiern lassen, in seinem sehr klugen Buch: „Wohl dem, der Heimat hat“ (Aufbau Verlag Berlin, 2009, S. 124 ... 126) formuliert hat.

Also doch Erinnerungen schreiben? Ich wollte nicht. Obwohl ich in den neunziger Jahren, als

* Zitiert nach L. de Maiziere, Spiegel, 1997, 5, 66

ich in den Nachfolgerepubliken der Sowjetunion im Auftrage deutscher Firmen arbeitete, bei Erzählungen aus meiner vitae von den mich begleitenden jungen Mitarbeitern der Firmen aus Ost- und Westdeutschland immer wieder aufgefordert wurde, unbedingt meine Erinnerungen aufzuschreiben.

Auch westdeutsche Berufskollegen, mit denen ich in der Wendezeit Kontakte aufnehmen konnte, drängten mich dazu. Als ich anlässlich des zu meinem 70. Geburtstag veranstalteten Ehrenkolloquiums in meinem Schlusswort einiges zu meiner beruflichen Entwicklung und zu meiner Arbeit in der Akademie darlegte, baten mich die anwesenden westdeutschen Kollegen, unbedingt meine Erinnerungen zu schreiben. Das sei wichtiger, als noch das eine oder andere Fachbuch heraus zu bringen. Ich sah das bisher anders. Zwar war ich nicht mehr abgeneigt zu schreiben, habe aber, da immer noch neue Fachtitel und Neuauflagen meiner nunmehr in vielen Auflagen vorliegenden russischsprachigen Fachbücher, die sich unter Hochschullehrern, Studenten und Praktikern in den Ländern der GUS einer großen Nachfrage erfreuen, mein Tagewerk bestimmten, das Schreiben der Erinnerungen auf spätere Zeiten verschoben.

Erst meine Krebserkrankung Anfang dieses Jahres, die mich aus meinem gewohnten Arbeits – rhythmus warf, machte mir deutlich, dass das „später“ vielleicht schon da ist, wenn ich noch etwas zu Papier bringen will. So habe ich – soweit es meine Kräfte erlauben – im 76. Lebensjahr begonnen, meine Erinnerungen zu schreiben. Ob ich sie zu Ende schreiben kann, hängt vom weiteren Verlauf meiner Erkrankung ab.

Ich schreibe über mein Leben und bewerte die Realien aus meiner Sicht. Ich bin bemüht, nichts zu beschönigen, nichts zu verklären und nichts zu rechtfertigen, was nicht zu rechtfertigen ist (dazu waren die architektonischen Mängel bereits bei der Konstruktion der Fundamente des „realexistierenden Sozialismus sowjetischer Prägung“ zu groß), aber auch nicht zu pauschalisieren und auch die Entwicklung meiner Auffassungen sichtbar zu machen. Erfolge, Höhen, Tiefen, Irrtümer und Versagen in meinem nunmehr 64 jährigen bewussten Leben, von denen ich 4 Jahre in der Ostzone und 40 Jahre in der DDR und nun fast 20 Jahre im geeinten Deutschland gelebt und gearbeitet habe, werde ich genauso darlegen, wie Versuche der Demütigung, Verleumdung, Denunziation und Ausgrenzung in der Wendezeit und nach der Wiedervereinigung. Soweit das öffentlich in Publikationen erfolgte, werde ich dazu Ross und Reiter nennen. In anderen Fällen nenne ich Fakten, ohne Namensnennung. Ich werde bemüht sein, mich nicht auf das Niveau dieser Autoren zu begeben. Aber der Grundsatz: „*De mortuis nihil nisi bene*“ ist dabei nicht immer einzuhalten.

Einen großen Platz räume ich in meinen Erinnerungen der Zeit der Kindheit im Elternhaus und meiner Ausbildung ein. Ich bin überzeugt, dass gerade diese Zeit für Charakter- und Herzensbildung, für die Aneignung von moralischen Werten und Weltanschauung das ganze Leben prägend beeinflusst. Viele spätere Verhaltensweisen erklären sich daraus.

Ich danke meinen Kindern, meiner Enkelin und meinen Enkeln, die durch kritische Fragen und Hinweise meine Arbeit sehr unterstützten.

Dankbar bin ich allen meinen Verwandten, Freunden und Kollegen in Deutschland, besonders auch in meinem Heimatort Salza und in Nordhausen, in Russland, in Belarus, in der Ukraine, in Polen und in anderen mittelosteuropäischen Ländern, die mir geholfen haben, meine Erinnerungen aufzufrischen oder auf Irrtümer hinwiesen.

Berlin-Kaulsdorf, im November 2009

*Betrübt sie´s, während reich gestaltet
Natur sich immer neu entfaltet,
dass eigner Jugend Glück und Wert
mit keinem Frühling wiederkehrt?*

*Alexander Sergejewitsch Puschkin
in „Eugen Onegin“*

*Wohl dem, der sagen kann: „mein Lehrer, meine Lehrer“,
Wohl dem, der Menschen hat, die ihn auf den Weg
gebracht, seine Begabungen entdeckt,
ihn gefördert, und gefordert haben.*

*Friedrich Schorlemmer
in „Wohl dem, der Heimat hat“.*

Teil 1

Kindheit und Ausbildung.

Elternhaus und Schulzeit

Mein Elternhaus

Am 21. September des Jahres 1933 wurde ich als zweiter Sohn in einer Arbeiterfamilie in Salza am Südharz in Thüringen geboren. Unser Ort lag im damaligen Kreis Grafschaft Hohnstein und grenzte unmittelbar an die Stadt Nordhausen, weshalb er im Jahre 1950 eingemeindet wurde. Im Ort gab es zur Zeit meiner Geburt und Kindheit eine Domäne und neun Bauernwirtschaften, eine Schmiede, zwei Mühlen und drei kleine Gärtnereien. „Mittelständige“ Unternehmen waren eine Baumwollspinnerei, eine Mineralölraffinerie, ein Sägewerk, eine Kautabakfabrik und verschiedene Handwerksbetriebe, darunter zwei kleinere Bauunternehmen, eine Steinsetzerei, drei Tischlereien, eine Sattlerei, drei Schuhmacherwerkstätten, drei Malereibetriebe, zwei Elektrowerkstätten, eine Klempterei, zwei Schneidereien. 11 Bäckereien und Konditoreien, 5 Fleischereien, eine Rossflächtereier, 7 „Kolonialwarenläden“ und allgemeine Lebensmittelverkaufsstellen, darunter die Konsum – verkaufsstelle, 3 Läden für Molkereiprodukte, 1 Gemüse- und Fischhändler, 1 Tabakwarenladen, 2 Läden für Haushaltwaren, 2 Textilläden, 1 Fotograf, 3 Schreibwaren- und Buchläden, 3 Friseurläden sowie 6 Gaststätten hatten ihr Einkommen. Der Gesundheitsversorgung dienten zwei niedergelassene Arztpraxen, zwei Zahnärzte, eine Gemeindeschwester und zwei Hebammen. Die meisten Bewohner arbeiteten in der Industrie im nahen Nordhausen.

Der Ort Salza, im Jahre 802 in einer Urkunde *Karl des Großen* (768 ... 814) erstmalig erwähnt, gehörte zu den ältesten Ortsgründungen am Südharz und hatte eine wechselvolle Geschichte. Lange Jahre beherrschten die Grafen von Hohenstein den Ort. Große Verwüstungen und schweres Leid brachte auch den Einwohnern von Salza der dreißigjährige Krieg. Im Jahre 1701 wird Salza preußisch. Mit der Niederlage Preußens im Krieg gegen *Napoleon* gehört Salza zeitweilig zum Königreich Westphalen unter dem Bruder *Napoleons* (1769 ... 1821), *Hieronymus Napoleon* (1784 ... 1860). Die Chronik berichtet über Pest- und Cholerazüge, Brände, Hungernöte und Missernten, die die Entwicklung des Ortes beeinträchtigten. War er zunächst ein reines Bauerndorf, erweiterte er sich mit der Entwicklung der Industrie im nahen Nordhausen zu einem Industriearbeiterort, dessen Einwohnerzahl sich von 1744 im Jahre 1875 auf knapp 5000 im Jahre 1940 entwickelte.*

Das nahe Nordhausen, „die tausendjährige Stadt am Harz“ war eine Gründung *Heinrich I.* (876 ... 936) und wurde erstmals am 13. Mai 927 urkundlich erwähnt. Die Spuren der Geschichte weisen aber noch frühere Siedlungen und die Burg Nordhausen auf. Die von *Heinrich* Anfang des 10. Jahrhunderts erbaute Burg und das von *Heinrichs* Frau *Mathilde* (895 ... 968) im Jahre 961 gestiftete Domstift waren Ausgangspunkte der Ansiedlung von Handwerk und Gewerbe. In seiner langen Geschichte hat es viele Höhen und Tiefen gegeben. 1220 wurde die Stadt vom Stauffer Kaiser *Friedrich II* (1194 ... 1250) zur Freien Reichstadt erhoben, 1430 trat Nordhausen der Hanse bei. 1523 setzte sich in Nordhausen die Reformation durch, die Kirchengüter wurden säkularisiert.

Die Stadt lag in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens bis in die frühe Neuzeit hinein in ständiger Fehde mit den Grafen von Stolberg, Schwarzburg, Hohnstein und den Rittern von Klettenberg. Besonders der Überfälle der „Raubritter“ von Hohnstein und Klettenberg musste sich die Stadt ständig erwehren. Aufstände in der Stadt (1277, 1375), vier große Stadtbrände (1546, 1612, 1710 und 1712), ein Seuchenzug der Pest (1626) und die Wirren des dreißigjährigen Krieges, die auch zur zeitweiligen Besetzung der Stadt durch die Schweden und zu hohen Kontributionszahlungen führte, behinderten ihre Entwicklung.

1802 fiel Nordhausen zu Preußen und verlor damit seine Reichsfreiheit. Zeitweilig gehörte die Stadt (1807 ... 1813) zu dem von *Napoleon* für seinen Bruder geschaffenen Königsreich Westphalen, dann wieder zu Preußen. Von 1815 ... 1945 gehörte die Stadt, wie auch der Landkreis Grafschaft Hohenstein, zur preußischen Provinz Sachsen, seit 1887 als eigener Stadtkreis.

Brachte die Produktion von Kornbranntwein die Stadt schon im Mittelalter zu Reichtum (1507 wurde die Herstellung von Branntwein erstmalig erwähnt, 1726 wurden jährlich 1,3 Millionen Liter Branntwein in 69 Brennereien erzeugt und 1789 ein Reinheitsgebot für die Zutaten des Nordhäuser Kornes festgelegt: mindestens zwei Drittel Roggen, ein Drittel Gerstenmalz), und auch der Kautabak früh eine einträgliche Steuereinnahmequelle wurde, setzte sich Mitte des 19. Jahrhunderts auch in Nordhausen die Industrialisierung durch. Zur Lebensmittelindustrie gesellten sich bald Maschinenbaubetriebe. Die Anbindung der Stadt an die

* Ausführlich ist die Geschichte meines Heimatortes von *Steffen Iffland* beschrieben worden: „Geschichte des 1200jährigen Dorfes Salza bei Nordhausen am Harz“ (Der Heimatbote, Heimatkundliche Beiträge aus dem Landkreis Nordhausen, 2002, Heft 6)

Eisenbahnlinie aus Halle (1866), ihre Weiterführung über Heiligenstadt nach Kassel (1967) und die in den folgenden Jahren eröffneten Verbindungen nach Erfurt und nach Northeim (mit letzterer wurde auch mein Geburtsort Salza an das Bahnnetz angeschlossen) brachten der Entwicklung der Industrie einen großen Aufschwung. Seit Ende des 20. Jahrhunderts war Nordhausen auch Ausgangspunkt der Harzquerbahn (der erste Streckenabschnitt von Nordhausen nach Ilfeld wurde 1897 eröffnet, die gesamte Linie 1899), einer Schmalspurbahn, die von Nordhausen bis Wernigerode mit 60,5 Streckenkilometern den Harz durchquerte, mit einer Reihe von Abzweigungen, so unter anderem auch zum Brocken. In den Jahren von 1937 bis 1945 entwickelte sich Nordhausen und seine engere Umgebung zu einem Zentrum der Rüstungsindustrie, wo Zwangsarbeiter aus ganz Europa unter unsäglichen Bedingungen Frondienste leisten mussten.*

Mein Vater, *Richard Spaar* (1902 ... 1963) war als 13. Kind (fünf starben während oder kurz nach der Geburt, wie das damals in den armen Familien keine Seltenheit war) eines Tabakspinners geboren, der in einer der Nordhäuser Kautabakfabriken arbeitete. Die Kautabakfabrikation hatte sich seit 1827 zu einem wichtigen Wirtschaftsfaktor in der Stadt Nordhausen entwickelt. Vor dem ersten Weltkrieg gab es in der Stadt 18 Kautabakfabriken. Die großen Firmen Hanewacker, Kneiff, Grimm und Triebel bestimmten maßgeblich die wirtschaftliche Entwicklung Nordhausens und seiner Umgebung mit. Bereits im Jahre 1865 waren in der Nordhäuser Tabakindustrie 860 Arbeiter beschäftigt, von denen etwa 70 % in der Gemeinde Salza wohnten. Die Bezahlung war sehr niedrig. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass sich bereits im Jahre 1865 in Leipzig als einer der ersten gewerkschaftlichen Zusammenschlüsse Deutschlands der „Deutsche Tabakarbeiterverband“ gegründet hatte. Die Organisiertheit der Salzaer Arbeiter war vorbildlich. In mehreren großen Streiks wurden soziale Fortschritte und höhere Löhne erkämpft. Mein Großvater, *Eduard Spaar* (1865 ... 1922), den ich selbst nicht mehr kennen gelernt habe, konnte natürlich allein die große Familie nicht unterhalten. So hatte meine Großmutter nicht nur die Last der Betreuung der Kinder, sondern musste mit Wascharbeiten und Brötchenaustragen wesentlich zum Familienbudget beitragen. Von den 13 Kindern konnte sie acht großziehen. Ein Bruder meines Vaters, mein Onkel *Emil* (1895 ... 1918), fiel bereits im ersten Weltkrieg. Sehr häufig weilte ich als Kind mit meiner Oma *Wilhelmine* an dem am Rande des Geheges in der Oberstadt in Nordhausen befindlichem Ehrenmal für die Gefallenen des 1. Weltkrieges, in dem auch sein Name eingemeißelt war. Wobei mich die zum Denkmal gehörenden zwei Kanonen mehr interessierten, als das Denkmal selbst. Wie meine Großmutter, eine kleine zierliche Frau, diese schwere Belastung meisterte, blieb mir immer ein Rätsel. Ich habe meine Oma *Wilhelmine Spaar geb. Bendert* (1867 ... 1945), die ich erst als alte Frau kennen lernte, sehr gemocht. Ich besuchte sie gern und konnte ihren Erzählungen stundenlang zuhören. Im Winter saß sie meist auf der Kohlenkiste neben dem Küchenherd. Das war der wärmste Platz in der Wohnung. Dann konnte sie lange aus alten Zeiten berichten. Schließlich hatte sie, als sie mit fast 80 Jahren starb, mehr als die Hälfte ihres Lebens noch im Kaiserreich erlebt. Sie schwärmte immer von der holländischen Königin *Wilhelmina* (1880 ... 1962), die schon mit 10 Jahren Königin wurde. Sie sei eine sehr kluge Frau gewesen. Von ihr wusste sie zu sagen, dass sie immer viel Fisch gegessen habe, deshalb so klug gewesen sei. Ihre Erzählungen endeten meist mit der Aufforderung an mich, Fisch zu essen, damit ich auch einmal so klug wie die Königin *Wilhelmina* werde. Viel hat sie mir über das Leben der einfachen Leute erzählt und von den „Herrschaften“, für die sie wusch und andere Hausarbeiten für ein Spottgeld verrichtete. Welch schweres Leben hatte sie hinter sich. Nicht für jedes der Kinder gab es ein eigenes Bett. Die Kleinen mussten sich ein Bett teilen oder lagen zu Füßen der älteren. An den Wochenenden traf sie sich stets bei Arbeitsschluss am Fabrikator mit anderen Frauen von Tabakarbeitern, um meinem Großvater einen Teil des Wochenlohnes „abzunehmen“, bevor dieser sich mit seinen Kollegen in die Stammkneipe begab. Ihren

* Wikipedia: „Nordhausen“.

ganzen Ehrgeiz hatte sie in das Ziel gesetzt, allen Kindern einen Beruf zu ermöglichen. Das ist ihr auch gelungen. Mein Vater, wie auch seine drei Brüder, hatten den Beruf eines Eisendreheres erlernt, die drei Schwestern erlernten Berufe im Textilgewerbe.

Meine Mutter *Hildegard Spaar* geb. *Wille* (1909 ... 1983) war das älteste von fünf Kindern. Ihr Vater, *Albert Wille* (1885... 1922), war Former und arbeitete vor dem ersten Weltkrieg in einer Eisengießerei in Nordhausen. Im ersten Weltkrieg erlitt er im Gaskrieg bei Verdun eine schwere Gasvergiftung, kehrte schwerkrank zurück und starb bald an deren Folgen. So musste meine Großmutter *Hedwig Wille* geb. *Ballhause* (1887...1970) mit einer kleinen Kriegerwitwenrente die vier Kinder „durchbringen“. Eines von ihnen, Tante *Gretchen* (1916 ... 1922), starb schon sehr früh an einer schweren Kinderkrankheit. Wir weilten oft an ihrem kleinen Kindergrabe auf dem Friedhof. Einer der Brüder meiner Oma Hedwig, *Willi Ballhause* (1883 ...)* ging den Weg vom Tabakarbeiter zum Besitzer einer Kautabakfabrik in Salza, baute sich eine schicke Villa in der Heimstraße in unserem Ort. Wir nannten ihn nur den „Millionär“. Sein einziger Sohn ist im zweiten Weltkrieg gefallen. Er unterstützte seine Schwester und die anderen drei Geschwister in keiner Weise. Außer einen Gruß bei Begegnungen auf der Straße gab es zwischen uns keinerlei Verbindungen. Nach dem Kriege verließ er die DDR, seine Fabrik wurde Möbellager. Meine Großeltern *Wille* hatten ein kleines Häuschen und einige Morgen Land (ein Morgen – 2500 m² oder ein Viertel Hektar). Das Häuschen und einen Teil des Landes erbt mein Onkel *Kurt Wille* (1911 ... 1944), der jüngere Bruder meiner Mutter. Meine Mutter wurde „ausgezahlt“, da meine Eltern selbst bauen wollten. Der jüngeren Schwester meiner Mutter, unserer Tante *Erna* (*1920), die noch kurz vor dem Tode meines Großvaters geboren und von uns nur *Erni* genannt wurde, da sie nicht älter als meine ältesten Cousins war, wurden einige Morgen Land als Bauland vorbehalten. Der Krieg machte diese Baupläne zunichte. Unsere Tante *Erni* hatten wir besonders gern. Sie hatte Schneiderin gelernt, wurde aber mit Ausbruch des Krieges, wie auch viele andere Einwohner unseres Ortes, zur Arbeit in einer der Munitionsfabriken verpflichtet, die in alten Kalischächten in der Umgebung von Nordhausen eingerichtet wurden. Sie arbeitete als Sekretärin des Feuerwerkers in der Munitionsfabrik Obergebra, zunächst über Tage, als die Bombenangriffe der Alliierten auch in Mitteldeutschland zunahmen, unter Tage. Da die Zugverbindung nach Obergebra von Salza aus mit Umsteigen in Nordhausen kompliziert war, fuhr sie jeden Morgen um 4.30 Uhr in Salza ab und kam erst spät abends zurück, so dass sie in den meisten Monaten des Jahres kaum Tageslicht sah. Unsere Angst um Tante *Erni* wuchs, als sich in der Munitionsfabrik im Schacht in Wolframshausen eine Explosion ereignete, bei der auch unter den Salzaer Arbeiterinnen und Arbeitern Todesopfer zu beklagen waren. Nach ihrer im Jahre 1944 erfolgten Eheschließung mit *Heinz Kramer* (1920 ... 2002), ihrem langjährigen Jugendfreund, der als Leutnant in der Wehrmacht diente, wurde sie „als Offiziersfrau“ vom Dienst unter Tage freigestellt und arbeitete bis 1945 in einer Militärverwaltung im näheren Ilfeld.

Meine Großmutter mütterlicherseits war eine resolute Frau, die mit beiden Beinen auf dem Boden stand. Wesentlich zum Unterhalt der Familie trug eine Ziege bei und auch ich wurde mit Ziegenmilch groß. Jedes Jahr wurde ein Schwein geschlachtet. Die Futtergrundlage bildete das Bauland meiner jüngeren Tante, auf dem in einer Folge Kartoffeln (mit etwas Futterrüben) und Sommergerste sich ablösten. Die Basis für die Grünfuttergewinnung (die Ziege wurde ganzjährig im Stall gehalten) und für die Heuwerbung war ein Straßengraben an der Chaussee zwischen unserem Heimatort Salza und dem Nachbarort Herreden. Meine Oma schwang die Sense, zog mit dem Handwagen los und brachte das Grünfutter nach Hause. Nur das Heu wurde von einem verwandten Bauern eingefahren. Bei der Kartoffel- und

* Die Geschichte der Kautabakfabrikation in Salza hat Steffen Iffland im Heft 5 des Heimatboten (Der Heimatbote, Heimatkundliche Beiträge aus dem Landkreis Nordhausen , 2001, Heft 5, 21 ... 26) im Jahre 2001 ausführlich beschrieben.

Getreideernte war natürlich die ganze Familie im Einsatz. Für mich war das alles sehr interessant und sehr romantisch, ich wurde aber auch früh mit der Schwere der ländlichen Arbeit vertraut. Zur Ernte der Kartoffeln im Herbst kam ein weitläufig verwandter Bauer mit seinem Schleuderradernter, uns allen wurde eine Strecke zugeteilt, auf der die Knollen aufgelesen sein mussten, wenn das Gespann seine Runde gedreht hatte. Bei schönem Herbstwetter bereitete mir das alles großen Spaß. Da damals vorwiegend spät reifende Sorten angebaut wurden, hatten die Kartoffeln bei der Ernte noch genügend Kraut, so dass im Oktober überall die Kartoffelfeuer loderten. An langen Stäben hielten wir unsere Thüringer Knackwürste in das Feuer und legten frisch geerntete Knollen in die Glut. Weniger gefiel uns die Kartoffelernte, wenn es schon kühl und nass war.

Bei den Erntearbeiten half uns meist ein Neffe meiner Oma *Hedwig*, der Sohn *Richard* () ihres Bruders *Rudolf Ballhause* (), der ein kleines Bierverleger- und Seltersabfüllunternehmen in Salza unterhielt und mit seinem Pferdegespann auch verschiedene Dienstleistungen ausführte.

In angenehmer Erinnerung habe ich die „Schlachtefeste“, die meist im Januar stattfanden. Als Hausschlächter waren vor allem Maurer aus unserem Ort tätig, die in den Wintermonaten ihren zweiten Beruf ausübten. Meine Großmutter stellte hohe Ansprüche an die Arbeit der Schlächter. Vor allem der „Feldkieker“, eine in Nordthüringen übliche, große mit Mett gefüllte geräucherte Wurst war die hohe Schule der Wurstherstellung. Der „Feldkieker“ wurde gewöhnlich erst während der Ernte angeschnitten (daher wahrscheinlich sein Name), wenn er nicht richtig gestopft war, entwickelten sich Schimmelpilze und verdarben den Geschmack. Wer einmal den „Feldkieker“ verdarb, hatte bei meiner Großmutter keine weitere Chance. Aber auch sonst wechselte sie oft den Hausschlächter, weil ja jeder etwas anders würzte. Wir Kinder waren immer ganz nahe am Geschehen und wenn die Masse für die Blutwurst zubereitet wurde, ließen wir uns von den Fleischern unter großem Geschrei „eine Wurst anmessen“. Das geschah, indem der Hausschlächter mit zwei Fingern uns die Masse von Ohr zu Ohr über Mund und Wangen in das Gesicht schmierte. Aber auch wichtigere Funktionen hatte ich zu erfüllen: ich musste helfen, die „Schlatcheschüsseln“ austragen. Nach einer Liste, die meine Oma führte, bekamen alle Nachbarn, Bekannte und Verwandte im Ort eine Probe, die sehr differenziert für die Adressaten war: zur Kanne Wurstbrühe kamen Wellfleisch, eine Leber- oder Rotwurst, die bei uns üblichen „Schlenkerwürstchen“ oder frisches Gehacktes.

Mein Vater *Richard Spaar* arbeitete als Eisendreher bei der Firma *Orenstein & Koppel*, nach der Arisierung Montania, in Nordhausen, die zunächst kleine Dieselloks später Panzermotoren baute. Aufgrund mehrerer Magenoperationen war er kriegsuntauglich, so dass ihm der Militärdienst erspart blieb. Bis zu seiner Lungenkrebserkrankung und seinem frühen Tode im Jahre 1963 arbeitete er nach dem Kriege beim VEB NOBAS in Nordhausen als TAN-Sachbearbeiter. Meine Mutter *Hildegard Spaar* war bei der Schürzenfabrik *Bahlmann & Co.* in Nordhausen als Näherin beschäftigt. Als ich noch klein war, geschah das als Heimarbeiterin, später fuhr sie täglich zur Fabrik nach Nordhausen. Aus der Zeit der Heimarbeit habe ich noch in Erinnerung, dass die leeren Zwirnsrollen aus Holz oder Pappe von mir vielseitig verwendetes Spielzeug waren. Aus dieser Zeit ist mir auch noch gut in Erinnerung, wie meine Mutter einmal weinend nach Hause kam, da sie bei schlechtem Wetter und schlammiger Straße mit ihrem Fahrrad ausgerutscht war und die Arbeit eines ganzen Monats im Schlamm lag und damit der dringend benötigte Lohn ausblieb.

Spielte ich als Kleinkind „unter der Nähmaschine“, wuchs ich dann später als „Schlüsselkind“ auf. Meine Mutter bereitete mir das Mittagessen vor, das ich dann nur aufwärmte, wenn ich aus der Schule kam. Auch in der Kriegszeit arbeitete sie als Näherin, natürlich war die Produktion umgestellt. Waren es vorher Schürzen, Kittel und Kinderkleidchen, so nähte sie nun die Krageneinlagen für Uniformröcke.

Zu meinen Obliegenheiten gehörte auch die Fütterung unserer Kaninchen und Hühner, das Sammeln von Kaninchenfutter an Wegrändern und auf Unland. Beide Elternteile mussten arbeiten, da der Lohn meines Vaters nicht gereicht hätte, die regelmäßig fälligen Raten für die Hypotheken und die Grundsteuer für das bescheidene Eigenheim zu zahlen, das sie Anfang der dreißiger Jahre „auf der Hufe“, Schubertplatz 3, einem damals neuen Ortsteil der Gemeinde Salza erbauten. Das Haus und der kleine Garten mit Obstbäumen, Gemüsebeeten und Blumenrabatten waren für unsere Familie von unschätzbarem Wert. Hier fanden meine Eltern bei Gartenarbeit den Ausgleich für ihre Fabrikarbeit. Der Ideenreichtum meines Vaters war unerschöpflich, was die Gestaltung des Gartens, von der Wegeführung bis zur Bepflanzung, anbetraf. Daneben trug unser Garten nicht unwesentlich zur Gemüse- und Obstversorgung der Familie bei. An schönen Sommertagen spielte sich ein Teil unseres Lebens in der Schatten spendenden, von wildem Wein umrankten Gartenlaube ab.

Das Haus war damals recht primitiv. Wassertoiletten und Bad waren zwar vorgesehen, wurden in meiner Kindheit aber wegen Geldmangels nicht eingebaut. Gebadet wurde einmal in der Woche. Dazu wurde eine kleine Wanne aus der Waschküche in unsere Wohnküche gebracht und die Familie nahm der Reihe nach ihr Bad. Sommer wie Winter benutzten wir eine Toilette auf dem Hof. Sie war etwas moderner als die üblichen „Pumpsklos“: Normale Toilettenbecken, nach jeder Benutzung wurde mit Wasser und Bürste gereinigt. Die Fäkalien wurden in einer Jauchegrube als eine Art Gülle aufgefangen und dienten neben dem Kompost, den wir zubereiteten und dem Mist der Kaninchen und Hühner der Düngung des Gartens. Dazu kamen Pferdeäpfel, die wir Kinder regelmäßig sammelten.

Neben organischen Düngern wurde im Garten nur Kalk angewandt. Wir führten also eine fast geschlossene „Kreislaufwirtschaft“. Haushaltsabwässer wurden ebenfalls in einer gesonderten Grube gesammelt und dienten neben dem in einer Zisterne aufgefangenen Regenwasser zum Gießen (sie enthielten damals fast keine Chemikalien).

Die Fenster waren nicht doppelt verglast, die Schlafzimmer auch im Winter nicht geheizt. So bildeten sich an den Fensterscheiben dicke Eiskristalle. Abends wurde uns im Winter vor dem Schlafengehen eine Wärmflasche ins Bett gepackt, die von Bett zu Bett weitergereicht wurde. Bei sehr großer Kälte erhielten wir Kinder zum Federbett noch eine Wolldecke in das Bett gepackt. Das Leben spielte sich damals in der Wohnküche ab. Die „gute Stube“ wurde in meiner Kindheit nur an den Adventssonntagen und in der Woche von Weihnachten bis zum Neuen Jahr geheizt und benutzt. In der kalten „guten Stube“ hielten sich die Weihnachtsbäume (als die wir damals nur Fichten aus der Umgebung anerkannten, auch in Berlin haben wir nie eine dort übliche Kiefer als Weihnachtsbaum in unsere Wohnung gestellt) sehr lange und bildeten dann das Brennmaterial für die damals bei uns üblichen Osterfeuer. Erst nach dem Kriege wurde ein Wohnzimmer eingerichtet, in dem sich das Leben abspielte, und in dem ich dann auch meinen eigenen Schreibtisch hatte.

Hatte ich zunächst einen eigenen kleinen Garten, in dem ich auf kleinen Beeten Blumen und Gemüse anbaute, so war mit zunehmendem Alter die Bewirtschaftung des Gartens mein Ressort. Ich kaufte mir Fachliteratur („Gärtner Pötschkes Gartenfibel“ habe ich noch in Erinnerung), hielt eine Kleingärtnerzeitung und sah mich viel in Gärten unserer Verwandten und Bekannten um, um mir Anregungen zu holen. Von drei Erfurter Saatgutfirmen ließ ich mir Prospekte schicken (*Chrestensen*, *Heinemann* und *Blumenschmidt*) und bezog von ihnen mein Saatgut. Besonders probierte ich für mich damals exotische Kulturen aus: Paprika, Auberginen, Pastinaken, Petersilienwurzel, Winterendivien, Mangold, aber auch neue Sorten bekannter Kulturen. In einer Kellerecke legte ich auch eine Champignonanlage an. Mit Stolz nahm ich immer die an „Herrn *Dieter Spaar*“ adressierten Sendungen der Saatgutfirmen in Empfang. Im zeitigen Frühjahr säte ich Tomaten, Auberginen, Tabak, Salat und Kohlrabi aus, stellte Fensterbänke, Tische und Schränke unserer geräumigen Wohnküche mit den Pikierkisten voll und zog die Jungpflanzen selbst an. Besonders der Tabakanbau spielte eine große Rolle, war doch mein Vater ein starker Raucher. Wo ich einen freien Platz im Garten

fand, wurde eine Tabakpflanze gesetzt. Manchmal pflückte mein Vater mir schon die noch gras-grünen Blätter von den Pflanzen. Die reifen Tabakblätter wurden auf dem Dachboden zum endgültigen Trocknen aufgehängt und vor dem Gebrauch mit „Herzmor-Beize“ bearbeitet. Dann wurden die „Stäbchen“ in Zeitungs- oder anderem brauchbaren Papier mit Hilfe einer Zigarrettdrehdose angefertigt, wobei ich Gerät und Fertigkeiten meines Vaters immer bewunderte. Die Tabakstrunken brachte ich im Handwagen zur Firma *Bönicke* nach Nordhausen, die daraus „*Bönickes* Strunkentabak“ herstellte, von dem man in einem bestimmten Verhältnis zur abgelieferten Strunkenmenge einige Päckchen als Bezahlung erhielt. Auch dieser „Knaster“ wurde von meinem Vater geraucht.

Das Gärtnern machte mir großen Spaß und ersetzte mir mehr und mehr das Spielen. Gern ging ich mit meinen Eltern zu Besuchen zu Verwandten und Bekannten. Während sie sich unterhielten, durchstreifte ich deren Gärten, um mir Anregungen zu holen.

Früh zog mich auch der kleine Rosengarten in unserem Ort sowie der wunderbare Steingarten am Wohnhaus unseres Kolonialwarenhändlers *Ballhause* in der Goethestraße (heute Ricardo-Huchstraße) in Salza an, der zudem in jedem Sommer mit einer Vielzahl von Zwergen ausgestattet wurde. Später war es dann der schöne Staudengarten des Meyenburg-Museums, des damaligen Nordhäuser Heimatmuseums (heute Meyenburg-Kunstatelier) in der Osterstraße (später Puschkinstraße) in Nordhausens Oberstadt sowie der Nordhäuser Rosengarten in der Stolberger Straße in Nordhausen. Ein besonderes Ereignis in meiner Kindheit war mein erster Besuch mit den Eltern im Sangerhäuser Rosarium. Als nach 1945 der Park des Kautabakfabrikanten *Kneiff* in Hohenrode (gegenüber dem Gehege) zugänglich wurde, in dem es viele exotische Gehölze gab, war das für meine Exerzitien eine wahre Fundgrube. Später zog eine Lehrerbildungseinrichtung in die Villa.

Während wir in der Kaninchenhaltung ein reines Rassenmischmasch zuließen, wechselten wir bei den Hühnern öfters die Rassen. So erinnere mich an die *Weißes Leghorn*, Rebhuhnfarbene und *Sperberfarbene Italiener*, *Rodeländer* und *Barnevelder* Rassen, die wir zu verschiedenen Zeiten hielten. Stets setzten wir selbst eine Glucke an und es war für mich immer ein großes Ereignis, wenn die kleinen Kücken schlüpften. Die Hähne wurden bis auf einen geschlachtet, aber ein stolzer Hahn blieb immer auf dem Hofe. Keiner unserer Nachbarn nahm Anstoß an seinem frühen „Kickeriki“, das aus vielen Ställen in der Nachbarschaft vielstimmig beantwortet wurde. Im Gegenteil, wir fanden es schön, wenn in der Morgenstunde die Hähne ihr Tun begannen. Während ich früh schon die Schlachtung der Kaninchen ausführte, war das Schlachten des Geflügels meiner Mutter vorbehalten. Die Kaninchen wurden mit einem kräftigen Schlag hinter die Löffel betäubt, dann wurden sie durch einen Schnitt durch die Halsschlagader entblutet. Die Felle wurden auf Rahmen aufgespannt und getrocknet und verkauft. Das Geflügel kam auf einen Hackklotz, ihm wurde mit einem Beilhieb der Kopf vom Leib getrennt. Oft erlebte ich, wie kopflose Tiere, bevor sie ihr Leben aushauchten, mit letzten Kräften noch von der Tötungsstätte flogen.

Neben Kaninchen und Hühnern spielten auch andere Tiere in meiner Kindheit eine große Rolle. Besonders meine Katze „Munzel“ hatte es mir angetan. Zeitweilig hatte ich auch einen Wellensittich, eine Schildkröte und ein Wildkaninchen. Ersterer war uns eines Tages entfliegen, die Schildkröte gestohlen und das Wildkaninchen hatte sich unterirdisch aus seiner Gefangenschaft befreit. An Hunde habe ich schlechtere Erinnerungen. Der bissige Hund „Männe“ meines Onkels *Richard Henze* (1902 ... 1983) und meiner Tante *Frieda* (), die eine schöne Voliere mit Vögeln im Garten hatten, weshalb ich sie gern besuchte, hat mich einmal kräftig in das Bein gebissen. Seitdem hatte ich immer großen „Respekt“ vor Hunden.

Häufig weilte ich in dem kleinen Tierpark, der in unserem Ort auf dem alten Friedhof angelegt wurde. Meine Oma *Spaar* begleitete ich gern zum Friedhof. Während sie die Gräber der Angehörigen pflegte, hielt ich mich im Urnenteil des Friedhofes auf, in dem sich viele Eidechsen tummelten. Ein Höhepunkt war in meiner Kindheit der Besuch des Leipziger Zoos während eines Aufenthaltes bei meiner Tante *Meta Krone*, geb. *Spaar* (1900 ...), einer

Schwester meines Vaters, in Leipzig im Jahre 1941. Gern erinnere ich mich auch an unsere Pfingstfahrten mit der Harzquerbahn (die bei uns liebevoll der „Quirl“ genannt wurde) zum „Finkenschlagen“^{*)} nach Benneckenstein.

Mutter und Vater waren vor der Machtergreifung der Nazis aktiv in der Sektion Turnen im Arbeiterturn- und Sportverein^{**)} in unserem Ort tätig, wo sie sich auch kennen lernten. Beide waren gute Turner, später leitete mein Vater dann jahrelang die Kinderriege der Turnsektion. Vom Besuch der Lehrgänge für Männerturnen im Jahre 1928 und für Kinderturnen im Jahre 1930 an der Bundesturnschule in Leipzig erzählte er uns oft voller Begeisterung. Mit der Gleichschaltung der Sportvereine durch die Nazis zogen sich meine Eltern zurück.

Unser Ort war auf Grund seines starken sozialdemokratischen Ortsvereins, der hohen Organisiertheit der im Ort wohnenden Arbeiter und einer etwas kleineren kommunistischen Zelle vor der Nazizeit als das „rote Salza“ bekannt. Mein Vater trat bereits in jungen Jahren der USPD bei. Als deren größerer Teil sich mit der KPD vereinigte, ging er zur SPD zurück. Hier war er auch Mitglied des Reichsbanners. Sein kakifarbenes Hemd, von meiner Mutter nur „Reichsbannerhemd“ genannt, tat ihm noch lange Jahre gute Dienste. Wie mein Vater, so waren bis auf meinen Onkel *Richard Henze*, der Mitglied der KPD war, alle meine Onkel in der SPD organisiert, die Tanten waren wie meine Mutter parteilos.

Von meinen Eltern erfuhr ich von den Auseinandersetzungen der Genossen der SPD und KPD, aber auch der Mitglieder des Arbeitersportvereins mit der SA, die an Wochenenden das „rote Salza“ erobern wollten. Da wurde der Widerstand organisiert. Da man auf Schlägereien gefasst war, musste an den jeweiligen Wochenenden, an denen solche Auseinandersetzungen erwartet wurden, mein Vater mit den Kindern zu Spiel und Sport in den nahen Kohnstein wandern, damit sie nicht eventuell „zwischen die Fronten“ gerieten. Von dem langjährigen Leiter der Verkaufsstelle des Konsums in unserem Ort, *Oskar Eiteljörge* (), den ich noch selbst kennen lernte, erzählten sie mir, dass seine Beinverletzung von einer solchen Auseinandersetzung mit der SA herrührte. Aber auch in unserem Ort gab es einen KPD-Mann, der Totengräber war und mit seiner kinderreichen Familie im „Armenhaus“ der Gemeinde wohnte (meine Eltern sprachen immer vom „Radau-Kommunisten“), der nach der Machtübernahme der Nazis einer der ersten SA-Männer in unserem Ort war und stolz in seiner braunen Uniform herumlief.

Während der Nazizeit trat nur mein Onkel *Willi Spaar* (1897 ... 1974) der NSDAP bei. War der verwandtschaftliche Zusammenhalt der Familien der anderen Geschwister sehr eng, man feierte und wanderte gemeinsam, half sich gegenseitig, wo es nur ging, so galt mein Onkel *Willi* immer als Außenseiter. Die Verbindungen zu ihm waren sehr locker. Nach dem Ende des Krieges richtete er zunächst bei unserem Elektromeister *Hugo Meyer* (), einem Junggesellen und Salzaer Original, eine Werkstatt ein und baute damals sehr gefragte Stehlampen auf seiner Drechselbank. Später machte er sich einen Namen in einem der Nordhäuser Maschinenbaubetriebe als „Schnelldreher“, einer von der Gewerkschaft und der Gesellschaft für Deutsch-sowjetische Freundschaft initiierten Neuererbewegung nach dem Vorbild des sowjetischen Eisendrehers *Pawel Bykow*. Sein Sohn, mein Cousin *Kurt Spaar* (1922 ... 2003), wurde ein ausgezeichnete Pädagoge, der sich große Verdienste in der Volksbildung erwarb.

*) Nach altem Brauch werden zu Pfingsten in einigen Harzer Orten die sogenannten „Finkenmanöver“ ausgetragen, bei denen der Finkenkönig gekürt wird. Sie haben sich inzwischen zu Volksfesten entwickelt. Dazu werden von Mitgliedern der Finkenvereine, die Buchfinken züchten, Finkenhähne in in der Morgenfrühe in verdeckten Käfigen aufgestellt. Die kreisförmige Aufstellung der Käfige erfolgt in einem bestimmten Abstand voneinander, so dass sie sich gegenseitig zum Schlagen (Gesang der Buchfinken) anfeuern können. Sieger wird der Fink, der am schnellsten und saubersten seinen Gesang zu Gehör bringt. Der Rekord soll bei 438 Schlägen in 30 Minuten stehen.

***) Von *Rainer Hellberg* ist unter dem Titel: „Aus der Sportgeschichte von Salza bis zur BSG-Gründung“ im „Heimatboten“ Heft 6, 2002, ausführlich berichtet

Bis auf die Mitgliedschaft in der „Arbeitsfront“ gehörte mein Vater keiner faschistischen Organisation an. Er lebte sehr zurückgezogen, praktisch nur für die Familie. Dazu trugen auch sein Magenleiden und zwei Magenoperationen bei. Obwohl noch klein und ich vieles nicht verstand, spürte ich seine große Enttäuschung über die demokratischen Parteien und ihr Versagen bei der Verhinderung des Faschismus. Sein ganzer Wunsch bestand darin, dass wir beiden Jungen es einmal „besser“ haben sollten. Eine wichtige Voraussetzung dafür sah er darin, dass wir Bildung und Wissen erwarben, um entsprechende „bessere“ Berufe ergreifen zu können und uns aus dem Proletariat „lösen“ konnten. An einen häufigen Appell an uns Kinder erinnere ich mich gut: „Lernt, damit ihr Euer Leben nicht als Proleten verbringen müsst. Ihr sollt es einmal besser haben. Die Proleten müssen immer die Zeche bezahlen“. Dass die „Proleten“ einmal die Macht ergreifen könnten, davon war er nicht überzeugt. Tief saß in ihm ein alter Stachel aus seiner Kindheit: In der Schule war er immer Klassenbesten, saß „Erster“, wie es damals hieß, der Besuch einer höheren Schule war ihm aber auf Grund seiner Herkunft und der Mittellosigkeit seiner Eltern verwehrt. Da seine Eltern nicht religiös gebunden waren, hatte er auch von der bei uns vorherrschenden evangelischen Religionsgemeinde keine Unterstützung zu erwarten. Nur vor diesem Hintergrund kann ich mir erklären, dass er zustimmte, als mein vier Jahre älterer Bruder *Horst* 1940 von der König-Heinrich-Mittelschule aus, die er in Nordhausen besuchte, für den Besuch der NAPOLA (Nationalpolitische Erziehungsanstalt mit Abiturabschluss) in Ballenstedt im Harz vorgeschlagen wurde.

Wir lebten nicht sehr üppig, hatten aber eine von glückliche Kindheit, wofür mein Bruder und ich unseren Eltern immer in Dankbarkeit und Liebe ein ehrendes Andenken bewahren. Leider erlebte mein Vater auf Grund seines frühen Todes im Jahre 1963 unsere fachliche Entwicklung nur in der frühen Phase. Wir Unsere Eltern taten alles, was für unsere Bildung notwendig war. Manches Geld gaben sie für unsere Bücher aus. Ferienreisen konnten wir uns zwar nicht erlauben. Aber wir wanderten viel gemeinsam im landschaftlich schönen Harzvorland, unternahmen gemeinsame Fahrradausflüge (zunächst saß ich auf dem Kindersitz des Fahrrades meines Vaters, später fuhr ich mit eigenem 26er-Fahrrad), erschlossen mit der Harzquerbahn den Harz oder fuhren in das ebenfalls nicht weit entfernte Kyffhäusergebirge. Der Märchengrund in Bad Sachsa, die Klosterruine in Walkenried, die Zahnradbahn in Sankt Andreasberg, die Tropfsteinhöhlen in Rübeland, die Höhle Heimkehle bei Rottleberode, das Kyffhäuserdenkmal, die umliegenden Burgruinen sowie die Barbarossahöhle, sind mir aus meiner frühen Kindheit genau so in Erinnerung geblieben, wie die Burgruine Hohnstein bei Neustadt, der Poppenturm bei Ilfeld, das Josephskreuz bei Stolberg, der Treitälerblick bei Netzkater, sowie die Wanderungen vom Bahnhof Eichsfelder Talmühle oder Netzkater aus nach Sophienhof, nach Birkenmoor, zum Christianen- und Hufhaus oder durch das schöne Beere-Tal. An ein ungewöhnliches Naturschauspiel erinnere ich mich besonders gut: Bei einer Fahrt mit meinem Freund *Günter Seidenstricker* und dessen Vater zum Brocken, der mit 1142 m höchsten Erhebung des Harzes, den wir von Schierke aus durch das Eckerloch (eine Hochmoorlandschaft) zu Fuß erklommen hatten, erlebten wir auf dem Gipfel zunächst schönsten Sonnenschein und herrliche Fernsicht, anders als es *Heinrich Heine* (1797... 1856) bei seiner „Harzreise“ erging, von dem wir lesen können:

„ Viele Steine,
müde Beine,
Aussicht keine,
Heinrich Heine.“

Später erlebten wir bei vollem Sonnenschein auf dem Gipfel unter uns ein Gewitter. Wir schauten von oben auf die Wolken und Blitze und hörten, wie die Donner unter uns durch die Harz-Täler rollten. Der von der Martin-Luther-Universität unterhaltene alpine Garten auf dem Brocken beeindruckte mich damals ebenfalls sehr.

Der „Kohnstein“, der Nordhäuser Stadtpark, das „Gehege“, der „Kuhberg“, das „Wilde Hölzchen“, „Harzrigi“, die „Rüdigsdorfer Schweiz“, wie auch der „Alte Stolberg“ mit seinem floristischen Reichtum waren alles nahe Waldungen, in denen wir spielten, mit den Eltern an den Wochenenden spazierten und ich später auch meine ersten Pflanzenbestimmungsübungen machte. Besonders die Rotbuchenwälder des Südharzes übten zu jeder Jahreszeit ihren Reiz aus: im Frühjahr, wenn sich der Boden mit den Rasen weißer oder gelber Buschwindröschen (Anemonen) bedeckte, im Mai, wenn sich die Blätter in ihrem zarten Grün entwickelten (die Zweige mit den zartgrünen Blättern hießen bei uns „Maien“, im nahen Kohnstein war sogar die höchste Kuppe „Maienkopf“ genannt), im Herbst, wenn die Laubfärbung einsetzte, später, wenn sich auf dem Boden dicke Beläge des heruntergefallenen Laubes bildeten, durch die wir als Kinder gern stapften. Besonders liebte ich es, bei Sommerregen oder nach Gewittern durch die Wälder zu streifen.

Das alles förderte meine Liebe zur Natur und war auch bestimmend für meinen ersten Berufswunsch, der für mich über viele Jahre galt: ich wollte Förster werden. Obwohl ich mich noch gut erinnere, dass ich in der vierten Klasse der Grundschule eine andere Auskunft gab. Als wir Schüler von unserem Lehrer erstmals nach unseren Berufswünschen gefragt wurden und alle handfeste Berufe nannten, nannte mein langjähriger Schulfreund, *Günter Seidenstricker*, den Beruf eines „Doktors der Frühgeschichte“ und ich den eines „Doktors der Naturwissenschaften“. Das Gejohle in der Klasse war groß und auch unser Lehrer verhöhnte uns in der Folge noch lange Zeit, indem er zum Gaudi der Klasse uns mit „Herr Doktor“ anredete. Zu dieser unserer „Berufswahl“ hatte das kurz vorher erschienene einbändige Lexikon „Schlag nach“ beigetragen, das wir vor der Befragung zufällig in der Hand hatten und unter der Rubrik „akademische Grade“ diese für uns kuriosen Berufsbezeichnungen fanden. In meinem Falle war diese kindliche Willensäußerung gar nicht so weit von meiner zukünftigen beruflichen Entwicklung, bei meinem Freund war sie absolut daneben.

Mit *Günter Seidenstricker* (1934 ... 2007) bin ich 12 Jahre lang in eine Klasse gegangen, erst in der Grundschule, später auf der Oberschule und wir saßen immer nebeneinander auf einer Schulbank. Jeden Tag holte ich ihn zum gemeinsamen Schulweg ab. Da wir beide an chronischer Mittelohrentzündung litten (er am rechten, ich am linken Ohr), mussten wir häufig mit schwarzen dreieckigen Ohrenklappen herumlaufen, weshalb wir häufig gehänselt wurden. Wir waren damals unzertrennliche Freunde. Nach dem Abitur trennten sich unsere Wege. Wir begannen zwar noch gemeinsam ein Studium an der Friedrich-Schiller Universität, aber mit meinem Auslandsstudium verloren wir uns aus den Augen. *Günter* nahm ein Medizinstudium in Jena auf, wechselte nach Eröffnung der Medizinischen Akademie in Erfurt dorthin. Nach dem Physikum kam er „mit freiwilligen Zwang“ zur Militärmedizinischen Sektion an die Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald, wo er auch sein Staatsexamen ablegte. Seine Pflichtassistenten absolvierte er am Kreiskrankenhaus Stralsund. Dort lernte er auch seine zukünftige Frau kennen und heiratete. Nach vollendeter Facharztausbildung arbeitete er als Arzt bei den Kampfschwimmern der Volksmarine. Später war er dann bis zu seinem krankheitsbedingten Ausscheiden aus dem aktiven Dienst im Jahre 1989 Chefarzt der Poliklinik und Leiter der Inneren Abteilung des Zentralen Krankenhauses der Volksmarine in Stralsund, wo er den Rang eines Kapitäns zur See innehatte. Als Rentner ließ er sich nicht unterkriegen und vertrat die Interessen seiner Kameraden. Nach langer, schwerer Krankheit starb er im Jahre 2007, nachdem er noch im Kreise seiner Lieben seine „Goldene Hochzeit“ begehen konnte. Mit seiner fünf Jahre älteren Schwester *Elisabeth Ursin*, geb. *Seidenstricker*, habe ich noch heute freundschaftliche Verbindungen.

Im Elternhaus wurde auch bereits meine Liebe zur schönen Literatur gefördert, die ich bis zum heutigen Tage bewahrt habe. Die Anfangsverse meines ersten Bilderbuches, dessen Titel ich längst vergessen habe, sind mir noch heute in Erinnerung:

„Auf der Eilenburg in Sachsen,
Kinder ist Euch das bekannt,

wohnt ein Volk, ganz klein gewachsen,
Heinzelmännchen wird's genannt.“

Wie sicher bei jedem Kind waren die ersten Bücher meiner „kleinen Bibliothek“ Bilder- und Märchenbilder. Dabei bewegten mich damals die Märchen „Der Standhafte Zinnsoldat“ und „Das Mädchen mit den Schwefelhölzchen“ aus einem kleineren Büchlein des dänischen Autors *Hans Christian Andersen* (1805 ... 1875) und das Märchen „Das Steinerner Herz“ von *Wilhelm Hauff* (1802 ... 1827), das ich in einem vergilbten Bändchen meiner Eltern fand, mehr als die Vielzahl der Märchen von *Jakob* (1785 ... 1866) und *Wilhelm Grimm* (1786 ... 1859), die in einer dicken, reich bebilderten Ausgabe vorhanden waren.

Auch an die ersten „Abenteuerbücher“ meiner eigenen kleinen Bibliothek, kann ich mich gut erinnern. Ich habe sie damals wieder und wieder gelesen: Da war eine Tiergeschichte „Fella, das Fohlen vom Nordhof“ (ein Fohlen erzählt sein Leben und gibt damit einen schönen Einblick in das Leben auf einem Bauernhof) und zwei Abenteuergeschichten – „Lilofee jagt einen Strolch“ (drei Jungen verfolgen auf ihrem Kahn einen von der Polizei gesuchten Landstreicher) und „Schüsse in der Nacht“ (Förster legen einem Wilderer das Handwerk).

Mit der Entwicklung meiner Lesefähigkeiten wurde ich ein regelmäßiger Besucher unserer öffentlichen Gemeindebibliothek, denn die kleine Bibliothek meines Vaters, die er sich mit den Bänden der Büchergilde Gutenberg zugelegt hatte, reichte mir bald nicht mehr aus. Die damals verbreiteten „Landserhefte“ haben mich nicht interessiert, die wöchentlich neu erscheinenden „Comics“ (an eine Serie „Männer und Max“ erinnere ich mich gut) wurden genauso inhaliert, wie die Bildgeschichten von *Wilhelm Busch* (1832 ... 1908). Von *Karl May* (1842 ... 1912), deren vollständige Ausgabe mein Freund *Günter* besaß, habe ich einiges gelesen, aber da wiederholte sich zu viel. Aufgewühlt haben mich früh seine Bücher, die im Erzgebirge und den böhmischen Wäldern handelten, wie zum Beispiel, „Das Buschgespenst“. Die deutschen Heldensagen gehörten natürlich auch zu meinem frühen Lesestoff, wie auch „Robinson Crusoe“ von *Daniel Defoe* (1660 ... 1731). Aber lieber waren mir Tiergeschichten. „Was da krecht und fleucht“ von *Hermann Löns* (1866 ... 1914) wurde bald neben einem Band aus der Bibliothek meines Vaters „Wir sind ganz unter uns. Lustige Tiergeschichten“ eines meiner Lieblingsbücher. Die ersten Bücher, die ich aus der Bibliothek meines Vaters las und die mich sehr begeisterten, waren „Das Erbe vom Björntal“ und „Und ewig singen die Wälder“ von *Trygve Gulbrandsen* (1894 ... 1962) sowie „Via Mala“ von *John Knittel* (1891 ... 1970) und *Ehm Welks* (1884 ... 1966) „Die Heiden von Kummerow“. Allmählich erschloss ich auch die reichere Bibliothek des Vaters meines Freundes *Günter*, *Paul Seidenstricker* (1896 ... 1968), der als Disponent in der Kautabakfabrik *Kneiff* arbeitete. Deren Folianten enthielten all das, was ein Bildungsbürger so im Schrank haben musste. So erinnere ich mich gut, dass ich auf Empfehlung von *Günters* Vater mit großem Interesse *Gustav Freytags* (1816 ... 1895) „Soll und Haben“ und *Otto Ludwigs* (1813 ... 1865) „Zwischen Himmel und Erde“ gelesen habe. Sehr bewegt hat mich auch „Onkel Toms Hütte“ von *Harriet Beecher-Stowe* (1811 ... 1896), das ich später in meiner „FDJ-Zeit“ sehr oft mit dem Buch des amerikanischen Schriftstellers *Howard Fast* (1914 ... 2003) „Die Straße zur Freiheit“ verglich. Während die erste Autorin bei mir grenzenloses Mitleid mit dem Schicksal der Negersklaven hervorrief, schien mir der letztere auch die Auswege aus dem Elend durch Aufbegehren aufzuzeigen, was besser in meine sich herausbildende Weltanschauung passte.

Politische Literatur las ich damals noch nicht. Als ich beim Stöbern auf dem Dachboden unseres Hauses auf einen Stapel Jahrgänge der „Arbeiter-Illustrierten“ stieß, der unter den Dachsparren versteckt war, musste ich sie sofort meinen Eltern ausliefern. Anstatt eine Auskunft zu bekommen, was es mit dieser Zeitschrift auf sich hatte, bekam ich einen Ruffel von meinen Eltern und es wurde mir streng verboten, auf dem Dachboden zu stöbern. Ich ahnte natürlich, was es mit dieser Zeitschrift für eine Bewandnis hatte.

Meine ersten Sachbücher waren ein „Realienbuch“ für preußische Volksschulen aus dem Jahre 1912, das sich noch aus seiner Schulzeit unter den Büchern meines Vaters befand. Da

war das naturwissenschaftliche und heimatkundliche Wissen vereint, was man im Kaiserreich für notwendig erachtete, einem Kinde aus dem Volke zu vermitteln. Wichtiger war ein dickes „Doktorbuch“, das meine Eltern stets unter Verschluss hielten. Meinem Bruder und mir war streng untersagt, das Buch zu benutzen. Dieses Verbot reizte uns besonders. So fanden wir auch bald den Schlüssel des verbotenen Schranke und das Buch. Besonders hatten es uns zwei Klappbilder von einer Frau und einem Mann angetan. An Hand dieses Buches erfuhren wir unsere sexuelle Aufklärung, zu der unsere Eltern nichts beitrugen. Den Rest an Aufklärung vermittelte mir meine Kaninchenzucht, da ich ja oft eine Zippe zum Bock bringen und acht geben musste, dass der Bock auch ordentlich sprang. So erinnere ich mich an eine im reinsten Sinne des Wortes „spürbare“ Lektion, als meine Zippe sich im letzten Moment dem springenden Bock entzog und dieser mir sein Ejakulat quer über das Gesicht spritzte. Auch meine Oma habe ich oft begleitet, wenn sie einmal jährlich ihre Ziege zum Bock führte. Mit großer Freude habe ich früh schon die monatlich erscheinenden „Kosmos-Hefte“ gelesen, die der Vater meines Freundes bezog und mir zum Lesen lieh.

Weniger Erfolg hatten meine Eltern mit meiner musischen Erziehung. Von einem „Zigeuner“ hatten meine Eltern eine Geige erworben. Da auch mein Freund *Günter* eine Geige geschenkt bekam, gingen wir gemeinsam zum Geigenstundenunterricht. Unsere Lehrerin wohnte in der Stolberger Straße in Nordhausen, in der so genannten Oberstadt. Wir gingen stets den kürzesten Weg durch den Stadtpark und das „Gehege“, was für uns das Schönste am ganzen Unterricht war. Da ich für meine Geige einen hölzernen Geigenkasten besaß, rodelte ich im Winter auf ihm die Berge hinab. Sehr zum Neid meines Freundes, dessen moderneres Futteral so etwas nicht zuließ. Wir warteten bei der Lehrerin auf einander. Während einer von uns Unterricht bekam, durfte der andere in den Büchern der reichen Kinderbücherbibliothek des Sohnes unserer Lehrerin stöbern. Den Geigenunterricht habe ich nach einem Jahr wieder aufgegeben. Obwohl sich meine Geigenstundenlehrerin die größte Mühe gab. Mein Freund *Günter* hielt etwas länger durch, aber ein Musiker wurde aus ihm auch nicht. Auch das Geschenk einer Streichzither mit anschließendem Unterricht endete mit einem Fiasko. Obwohl ich durchaus Musikliebhaber war und auch gern sang. Mein erster Besuch eines Orgelkonzerts mit meinem Freund *Günter* und seinem Vater in der später zerstörten Nordhäuser Petrikirche mit dem berühmten blinden Organisten *Martin Günter Förstemann* (1908 ... 1973), der in Nordhausen geboren war und hier seine Gymnasialausbildung erfuhr, damals Organist an der berühmten Arp-Schnitger-Orgel in der Magdeburger Johanniskirche, hat sich mir fest eingepägt. Noch heute höre ich gern Orgelmusik.

Ansonsten gehörte zu meiner „kulturellen“ Bildung der fast regelmäßige Besuch der sonntäglichen Kindervorstellungen im nahen Kinotheater „Drei Linden“ in der nahen Grimmelallee in Nordhausen. Alle Klamotten der Nazizeit, von „Quax der Bruchpilot“ über „Der große König“ bis zu „Reitet für Deutschland“, wurden von uns Kindern verinnerlicht. Im Nordhäuser Stadttheater besuchte ich mit meinen Eltern Märchenvorfürungen. Viel Eindruck machte auf mich, wie das Peterchen in „Peterchens Mondfahrt“ mit einer großen Kanone und heftigem Knall zum Mond befördert wurde. Das Nordhäuser Stadttheater bespielte vor dem Krieg auch eine wunderbare Freilichtbühne auf dem „Maienkopf“ im Kohnstein. An Aufführungen, die ich dort mit meinen Eltern besuchte, erinnere ich mich noch gut. Zum Nordhäuser Stadttheater hatten viele Salzaer eine besondere Beziehung. Wohnte doch das langjährige Ensemblemitglied *Otto Ullrich* () in unserem Ort.

Vielfältig, saison- und altersabhängig waren unsere Spiele. Wir spielten mit unseren Soldaten und Indianern (ich war stolzer Besitzer einer Musikkapelle, eines Offiziersjeeps mit einem General, der seinen rechten Arm zum militärischen Gruß heben konnte und einer Gulaschkanone, die ich wenig professionell an den Stabswagen hängte). Meine schicke Militärkapelle schmolz in einem nächtlichen Gewitterguss dahin, als ich sie im Garten stehen ließ, das Auto habe ich später gegen eine Sammlung einheimischer Hölzer getauscht. Häufig spielten wir mit unseren Bauernhöfen, auch hier war ich Besitzer eines schönen, von meinem

Vater gebastelten Bauernhofes, der jährlich zu Weihnachten erweitert bzw. erneuert wurde. An den Weihnachtstagen wurde im „Herrenzimmer“ der Wohnung der Eltern meines Freundes *Günter* eine elektrische Eisenbahn aufgebaut, da waren wir von früh bis abends mit beschäftigt. Später kam ein großes Kasperletheater hinzu, das uns zu allen möglichen Vorführungen animierte.

Auf alte Kinderwagenfahrwerke montierten wir leere Kisten oder alte Pappkartons und spielten mit ihnen „Renner Stuck“ oder „Bernd Rosemeyer“. *Hans Stuck* (1900 ... 1978) und noch mehr der 1938 bei einem Rekordversuch verunglückte *Bernd Rosemeyer* (1909 ... 1938) waren die Rennfahreridole unserer Kindheit. Die Nazipropaganda tat das ihrige dazu. Dass besonders letzterer von den Nazis für ihre politischen Zwecke instrumentalisiert wurde, erkannten wir erst nach dem Kriege, als unser politisches Denken begann.

Natürlich lockte uns im Sommer das 700 m von der südlich des Kohnsteins gelegenen Quelle des Flüsschens Salza (dem Salza-Spring), entfernte Freibad*. Sein Wasser erreichte trotz eines Vorwärmers selten Temperaturen über 18 °C, was uns aber nicht vom Baden abhielt. Hier lernte ich früh unter Anleitung meines Bruders schwimmen. Im Zusammenhang mit dem Freibad wurde ich auch erstmals in der Presse erwähnt: Am Tage des „Anbadens“ (der Eröffnung der Badesaison) weilte ich mit zwei Freunden im Bad. Das Wasser war eisig kalt. Eine Reporterin der „Nordhäuser Zeitung“ war außer uns die einzige Besucherin. Voller Stolz lasen wir am nächsten Tag von der Eröffnung des Bades in der Zeitung, dass „die Wassertemperaturen von 13 °C drei Salzaer Dreikäsehochs nicht davon abhielten, zu baden“.

Für uns Kinder waren auch die Überschwemmungen, die es auf dem Schubertplatz nach jedem stärkeren Gewitterregen gab, stets ein großes Gaudi. Dann badeten wir in der schlammigen Brühe oder paddelten in Badewannen. Der Schubertplatz, auf dem unser Haus quer zu der zuführenden Straße stand, war der am tiefsten gelegene Punkt in unserem Wohngebiet. Praktisch konnte das Wasser aus allen Straßen auf den Platz strömen und hatte dann keinen Abfluss. Die Gulli und der angebrachte Sickerschacht konnten die Wassermassen nicht schlucken. So entstand stets ein kleiner See. Hinterher mussten wir lange durch den Schlamm waten. Häufig waren dabei auch unsere Keller überflutet.

Nach der Getreideernte ließen wir auf den abgeernteten Feldern unsere selbstgebauten Dra – chen steigen oder gruben, wenn die Garben aufgestellt waren, Mäusenester aus. Letzteres wurde streng geahndet, da die Pferde der Bauern in der aufgewühlten Erde stolpern und sich verletzen konnten. So mussten wir immer auf der Hut vor dem Gendarmen und vor den Bauern sein. Zum Schrecken meiner Mutter kam es auch vor, dass ich eine Maus in meiner Hosentasche festhielt, sie dann vergaß und das arme Tier sich abends in meinem Schlafzim – mer aus seinem Gefängnis hervorwagte. Einige meiner Freunde und ich waren auch stolze Besitzer von Luftdruckgewehren (ich besaß eine Diana-Büchse), mit denen wir gern Jagd auf Sperlinge machten. Im Winter standen Rodeln, Schlittschuhlaufen und Skifahren auf unserer Agenda. Schlittschuhe liefen wir nicht nur auf der Eisbahn, die sich im nahen Nordhausen unterhalb des Geheges befand, sondern auch auf dem Schwanenteich im nahen Stadtpark. Dort war es uns ein besonderes Vergnügen, ohne einzubrechen mit großer Geschwindigkeit über das dünne Eis in der Nähe des Zu- oder Abflusses eines kleinen Baches zu gleiten. Ich erinnere mich, wie ich einmal bei minus 10 °C einbrach, bis zum Bauch im Wasser stand und dann mit steif gefrorener Kleidung den über einen Kilometer langen Weg durch den Stadtpark nach Hause lief. Einer Tracht Prügel von meiner Mutter folgten ihre fürsorglichen Maßnahmen zur Verhinderung einer Erkältung oder Schlimmeren, was ihr auch gelang.

*) Die Geschichte des Salza-Freibades wurde im „Heimatboten“, Heft 6, 2002 in einem Beitrag von Rainer Hellberg unter dem Titel „Das Salza-Freibad. Ein geschichtlicher Exkurs“ ausführlich dargestellt.

Im Sommer schleckten wir Eis, das damals „Eis-Müller“, ein kleiner Eishersteller in unserem Ort, auf einem zweirädrigen Karren durch unsere Straßen fuhr. Wenn seine Glocke ertönte, rannten wir ihm hinterher und kauften für 10, 15 oder 20 Pfennige unsere Eistütchen. Ein besonderes Erlebnis war bei sonnabendlichen Einkaufsbummeln mit den Eltern der Besuch der italienischen Eisdiele am Neuen Weg in Nordhausen. Ein Ereignis in der warmen Jahreszeit war auch immer, wenn der bunte Wagen der Brauerei *Lüdde* aus Quedlinburg mit einigen Fässern „Puparsch- Knall-Bier“ in unserem Ort erschien. Es war ein „Einfachbier“ mit einem Stammwürzegehalt zwischen 4 und 5,5 %. In Regel wurde es mit Zuckerlikör gefärbt und mit Süßstoff nachhaltig gesüßt. Daher auch der Name „Braunbier“ oder „Süßbier“. Wenn die Glocke des Autos erschall, holten unsere Eltern dann einige Liter in Kannen, füllten es mit Wasser verdünnt in Bierflaschen, die zunächst offen gehalten wurden und lagerten es im Keller. Es reichte dann immer für einige Wochen, bis das Auto erneut erschien und war im Sommer ein ausgezeichnetes Erfrischungsgetränk. Nach einigen Stunden oder auch einem Tag wurden die Flaschen verschlossen. Wenige Tage danach war das Bier trinkfertig. Wenn die Flaschen zu früh verschlossen wurden, spritzte das Bier aus den Flaschen und es gab eine kleine Explosion im Keller. Wagte man sich zu früh ans Bier, hatte es abführende Wirkung, wegen der noch aktiven Gärung, woher sein Name rührte. Vor Weihnachten waren es die fliegenden Händler, die mit ihren Kiepen durch den Ort liefen und uns Weihnachtsschmuck aus dem Thüringer Wald anboten, Lebkuchen aus Nürnberg und andere Süßigkeiten aus verschiedenen Gegenden Deutschlands, aber auch Friwi-Gebäck aus dem nahen Stolberg im Harz.

Höhepunkte für uns Kinder waren im Herbst die Kirmes in Salza und der Nordhäuser Jahrmarkt mit Karussells, Riesenrad, Luftschaukel, Skooterbahn, Geisterbahn und all den Buden mit süßen Schleckereien. Der „türkische Honig“ hatte es mir besonders angetan. Meine Eltern erzählten mir später, wie ich einmal als dreijähriger Knabe abends spät im Schlafanzug auf dem Festplatz erschien, und zum Gaudi der Gäste meine Eltern suchte, die mich schlafend in meinem Kinderbett wähten. Wenn ein kleiner Zirkus auf unserem Dorfplatz seine Zelte aufschlug, so war das für uns Kinder ein genau so freudiges Ereignis, wie wenn ein „Zigeunerwagen“ am Ortsrande Station machte. Wir waren dann trotz aller Mahnungen der Eltern nicht von den Orten des Geschehens wegzubekommen.

An zwei Ereignisse meiner frühen Kindheit, die damals bei uns Kindern große Begeisterung auslösten, erinnere ich mich noch gut: es war zum einen der Flug eines Luftschiffes („Zeppelins“ – wie wir sie nannten) in den dreißiger Jahren über unseren Ort und eine Ausstellung des von Krupp entwickelten legendären 42-cm-Mörsers „Dicke Bertha“ aus dem 1. Weltkrieg auf dem Nordhäuser Neumarkt im Jahre 1938.

Die starren Luftschiffe, konstruiert vom General und Luftschiffkonstrukteur *Ferdinand Graf Zeppelin* (1838 ... 1917), waren erstmals im 1. Weltkrieg im Einsatz, verloren dann ihre Bedeutung, durch den Versailler Vertrag war ihr Besitz verboten. Unter der Regie von *Hugo Eckener* (1838 ... 1954) wurde später ihre Entwicklung wieder aufgenommen. In den dreißiger Jahren erfolgten über verschiedenen Regionen Deutschlands Probeflüge der zwei Prototypen LZ 127 („Graf Zeppelin“) und LZ 12 („Hindenburg“). Nach Havarien und ihren moralischen Verschleiß durch moderne Flugzeuge wurde ihre Entwicklung nicht weiter betrieben. Nach dem Überflug über unserem Ort von einem dieser Flugkörper spielten wir nur noch „Graf Zeppelin“. Ich erinnere mich, dass ich auch Besitzer eines aufziehbaren „Zeppelins“ war.

Genau so begeistert waren wir von der „Dicken Bertha“. Diese Kanone, die im ersten Weltkrieg zunächst bei der Erstürmung feindlicher Festungen eine bedeutsame Rolle spielte, verlor ihre Wirkung bereits gegen Ende des Krieges mit dem Bau von Stahlbetonbefestigungen (z. B. bei der Belagerung der Festung Verdun). Auf der Grundlage des „Versailler Vertrages“ mussten alle Kanonen den Alliierten übergeben werden. Eine sich bei Krupp noch in der Herstellung befindene wurde dabei übersehen und in der Nazizeit

fertig gestellt und vor allem zur Propaganda benutzt. Zum Einsatz soll sie dann im 2. Weltkrieg im Jahre 1942 bei der Belagerung der sowjetischen Schwarzmeerfestung Sewastopol (heute vertraglich genutzter Standort der russischen Schwarzmeerflotte auf der zur Ukraine gehörenden Halbinsel Krim) und auch im Jahre 1943 bei der Niederschlagung des Warschauer Aufstandes noch gekommen sein. Unsere eigenen Spielkanonen hießen natürlich nach der erwähnten Schau alle „Dicke Bertha“. Heute wissen wir, dass dieses Monstrum, das keinerlei die Kriege entscheidenden Einfluss hatte, eine Millionen Reichsmark gekostet hat! Da es auf 2000 Schuss ausgelegt war, kostete jeder Schuss die wahnsinnige Summe von 1500 Reichsmark! Und doch war es wenig im Vergleich zu den Kosten heutiger Kriegsausrüstungen.

Meine Schulzeit in Nazideutschland

Ostern 1940 wurde ich in die evangelische Volksschule in Salza eingeschult. Diese Schule war der Grund, weshalb ich evangelisch getauft wurde. Als mein vier Jahre älterer Bruder Horst 1936 das Einschulalter erreichte, wäre er als „konfessionsloses“ Kind in diese Schule nicht aufgenommen worden und hätte eine „freie“ Volksschule im wenige Kilometer entfernten Nordhausen besuchen müssen. Das besorgte meine Mutter sehr und so überzeugte sie meinen Vater, der „Freidenker“ aus Überzeugung war, von der „Notwendigkeit“ der Taufe und überredete den örtlichen Pfarrer, ihn trotz des „gottlosen“ Vaters zu taufen. Das geschah und ich wurde mit ihm gemeinsam in der *Sankt Laurentius*-Kirche in Salza getauft. Später erfuhren wir von unserer Mutter, dass sich alle Verwandten darum bewarben, meine Paten zu sein, und nicht die meines Bruders. Der war zu dieser Zeit bereits ein aufgewecktes Bürschchen und man befürchtete Komplikationen bei seiner Taufe, während ich noch ein braves Kleinkind war, von dem sie erwarteten, dass es alles ruhig über sich ergehen ließ. Was auch geschah. Als ich später das 16. Lebensjahr erreichte, ging ich zu unserer Kirchenverwaltung in Nordhausen, erklärte meinen Kirchenaustritt und korrigierte damit die gut gemeinte „Notmaßnahme“ unserer um unser Wohl besorgten Mutter.

Dass ich in eine evangelische Schule ging, spürte ich in erster Linie daran, dass wir jeden Morgen zu Beginn des Unterrichtes als Klasse im Chor dem „Heil Hitler“ Gruß das „Vaterunser“ („lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm. Amen“) folgen lassen mussten. Ansonsten waren unsere christlichen Lehrer meist ausnahmslos Mitglieder der NSDAP, so dass die meisten von ihnen 1945 den Dienst quittieren mussten. Wie weit sie überzeugte Nazis waren oder sich anpassten, kann ich nicht beurteilen. Nur Herrn *Johannes Hoffmann* (1897 ... 1987), bei dem ich selbst keinen Unterricht hatte, sah ich öfter in der SA-Uniform in der Schule. Er fand 1945 eine Anstellung bei unserer örtlichen Kirche. Noch in der ersten Klasse lernten wir das Lied: „Der Führer ist ein lieber Mann, er wohnt in Berlin, und wäre es nicht soweit von hier so führ ich heut noch hin, und was ich bei dem Führer tät, ich reicht ihm meine Hand, und gäb` die besten Blumen ihm, die ich im Garten fand“. Als meine Eltern das Lied in der Preußischen Volksschule im Kaiserreich lernten, war es noch der Kaiser, der ein lieber Mann war.

Bis zu meiner Einschulung sprach ich sehr wenig und vor allem meine Verwandten äußerten meinen Eltern gegenüber ihre Sorge, dass ich einmal ein schlechter Schüler werden würde. Hier hatten sie sich geirrt. Von der ersten Klasse an war ich Klassenbester. Zwar war ich auch in der Schule sehr ruhig, meldete mich wenig, aber wenn ich gefragt wurde, wusste ich immer richtige Antworten. Mein ruhiges Wesen veranlasste meinen Klassenlehrer in der vierten Klasse, Herrn *Urbasch* (), einmal zu dem Ausruf: „Spaar, so fett wie Du bist, so faul bist Du auch!“ (ich war damals ein gut beleibter Knabe). Was ihn aber nicht daran hinderte, mich als Klassenbesten für den Besuch des Realgymnasiums vorzuschlagen. Übrigens zogen sich Bemerkungen, dass von mir mehr Mitarbeit und Lebendigkeit im Unterricht gewünscht würden, durch alle meine Schulzeugnisse.

Das Jahr meiner Einschulung war das Jahr der großen Siege der faschistischen Wehrmacht im Westen. Eine „Sondermeldung“ über Erfolge im Krieg folgte der anderen. Häufig gab es nach

solchen Siegen schulfrei und wir verließen unter großem Hallo die Schule. Da ich ein ruhiger, disziplinierter Schüler war, habe ich auch während meines Schulbesuches in der Nazizeit den Rohrstock nicht gespürt, der damals noch ein wichtiges Erziehungsmittel war. Eine Ohrfeige und ein Schlag mit dem Geigenbogen von hinten auf den Kopf waren meine ganze „Ausbeute“. Erstere tat mir besonders weh, weil sie mich zu Unrecht traf. Den Hieb mit dem Geigenbogen hatte ich verdient. Wir hatten damals einen schwerhörigen Musiklehrer, Herrn *Paul Schröder* (). Er begleitete unseren Gesang auf seiner Geige und schritt dabei durch die Klasse. Beim Lied „Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat ...“ währte ich ihn weit hinter mir und schrie an entsprechender Stelle anstatt der Worte: „ ... weil er getroffen ist ...“ aus vollem Halse: „ ... weil er besoffen ist ...“. Das muss er gehört haben und ich spürte den Geigenbogen auf meinem Kopf.

In der Volksschule nahm ich zeitweise eine wichtige Funktion wahr. Damals mussten wir Schüler Knochen, Lumpen, Altpapier und Heilkräuter sammeln. Auch Seidenraupen wurden auf dem Dachboden der Schule gezüchtet. Wir sangen damals oft:

„Lumpen, Knochen, Eisen und Papier,
ausgeschlagene Zähne sammeln wir,
Hermann Göring braucht den Kram
für den Vierjahresplan“.

Sonnabends mussten diese Altmaterialien in die Schule gebracht werden. Einer meiner Klassenlehrer, Herr *Willi Botfeld* (), war der Verantwortliche für diese Aktion und in dem Jahr des Unterrichtes bei ihm wurde ich an den Sonnabenden vom Unterricht befreit und musste „kriegswichtige“ Aufgaben bei der Annahme, Sortierung und Stapelung von Altmaterial erfüllen. Ansonsten habe ich aus der Grundschulzeit noch die jährlichen Einsätze zum „Rübenverziehen“ auf den Zuckerrübenschlägen unserer Domäne in schlechter Erinnerung. Die langen Rübenreihen vor Augen, den Inspektor im Nacken, krochen wir auf allen Vieren für eine Marmeladenstulle über den Acker.

Mit dem 10. Lebensjahr begann nicht nur der Besuch des Realgymnasiums, sondern auch mein Eintritt in das Fähnlein 6 des Deutschen Jungvolks. Wir exerzierten, marschierten mit schneidigen Liedern, machten Geländespiele und ärgerten die „Jungmädler“, wenn sie gleichzeitig „Dienst“ hatten. Unter den faschistischen Liedern, die wir brüllten, war das schlimme Lied „Es zittern die morschen Knochen der Welt vor dem großen Sturm ... wir werden weiter marschieren, wenn alles in Scherben fällt, denn heut gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt“, ohne auch nur den geringsten Gedanken über den Inhalt des furchtbaren Machwerkes des Nazi-Autors *Hans Baumann* (1914 ... 1988) zu verschwenden, der nicht nur in der Nazizeit hoch geehrt wurde, sondern in der frühen Bundesrepublik wieder Preise für sein „pädagogisch wertvolles Werk“ erhielt. Ich wurde gleich Jungenschaftsführer, bekam also eine rot-weiße „Führerschnur“, eine „Affenschaukel“, wie wir damals sagten. An politische theoretische Veranstaltungen kann ich mich nicht erinnern. Wenn es solche gab, haben wir sie genauso wenig ernst genommen, wie manche Schulstunde. Der Jungvolkdienst war für uns nicht politisch motiviert, er war für uns viel Spielerei, unterschied sich wenig von unseren Spielen, in denen wir je nach Stimmung die Schlachten der Engländer gegen die Buren in Südafrika, der Indianer gegen die Weißen in den USA (an eine mir von meiner Mutter aus Säcken genähte Indianerkleidung nebst Federhut mit gefärbten Hühnerfedern, sowie von meinem Vater gebastelte Messer und einen Tomahawk erinnere ich mich gut), oder die Schlachten der „siegreichen Wehrmacht“ im zweiten Weltkrieg nachvollzogen. Mal stand der Jagdflieger *Werner Mölders* (1913 ... 1941), mal der U-Bootkapitän *Günther Prien* (1908 ... 1941) und mal der Kriegszug des Generalfeldmarschalls *Erwin Rommel* (1891 ... 1944) in Afrika im Mittelpunkt unserer Spiele. Es war, wie *Bertold Brecht* (1898 ... 1956), einer meiner Lieblingsdichter, in seinem Gedicht „Die Jugend und das dritte Reich“, an die so oft verfälschten Worte des griechischen Poeten *Pindar* (518 ... 446 v. Ch.) und die die im Jahre 1515 „Friedensschrift“ des großen Humanisten *Erasmus von Rotterdam* (1465 ... 1535)

anknüpfend die Worte schrieb: „Die noch keine Kugel haben sausen hören, sagen: Es ist schön zu schießen“. Wie unernst wir den Jungvolkdienst nahmen, zeigt eine Episode aus dem Frühjahr 1945. Unser Hauptjungzugführer *Lothar Kuntze* (*), später ein tüchtiger Verkehrspolizist) machte mit unserem Zug selbst Exerzierübungen und wir „Jungenschaftsführer“ standen dabei. Mein Freund *Günter* und ich machten hinter seinem Rücken Faxen und brachten den Zug zum Lachen. Das blieb natürlich nicht unbemerkt, und wir wurden zu einer Runde im Laufschrift um das Schulgebäude verdonnert. Da wir den Befehl im langsamen Gang ausführten, mussten wir eine zweite Runde laufen, mit dem gleichen Ergebnis. Die Wut unseres *Lothars* steigerte sich und als wir das Spiel fortsetzten, befahl er uns, die Führerschnüre abzunehmen, d. h. er sprach uns „Schnurverbot“ aus. Am 3. April sollte in einem „Führerdienst“, an dem alle „Führer“ des Fähnleins teilnehmen sollten, über unser weiteres Schicksal befunden werden. Dazu kam es wegen des ersten Bombenangriffs auf unsere Stadt nicht mehr.

Das politische Geschehen nahmen wir wahr, stellten aber wenig Fragen. So kann ich mich noch an die Reichskristallnacht am 9. November 1938 in unserem Ort erinnern. In unserem Dorf wohnte ein jüdischer Bürger, *Simon Weiß*. Er war kein gläubiger Jude, war weitgehend assimiliert, und hatte viele Freunde im Ort. Auch mein Vater war vom Sportverein her mit ihm befreundet. Herr *Weiß* war Fotograf und besaß in der Hauptstraße ein kleines Haus, in dem auch sein Geschäft mit Schaufenster war. Er stammte aus Bratislava, hatte eine „arische“ Frau aus der Südharzer Gegend geheiratet. Aus der Ehe gingen zwei Söhne und die Tochter *Margarete* hervor. Die Kinder waren also Halbjuden. Die Tochter *Margarete* war mit einem Salzaer Einwohner liiert. Die Eheschließung war ihnen in der Nazizeit verwehrt. Aus der Verbindung ging aber ein gemeinsamer Sohn, *Hans Weiß*, hervor. Als ich am Morgen nach der Kristallnacht mit meiner Mutter an dem Haus vorbeiging, war das zertrümmerte Schaufenster mit Pappe verkleidet. Auch mit den Antworten meiner Mutter auf meine kindlichen Fragen konnte ich mir damals das Geschehen nicht erklären. Ich bekam damals auch mit, dass eines Tages Herr *Weiß* verschwunden war und das Haus und der Fotoladen einem gewissen Herrn *Popelka* gehörte, der am Ende der Nazizeit wieder verschwand.

Von Herrn *Steffen Iffland*, Vorsitzender des Salzaer Heimatvereins e.V. , Herausgeber des „Heimatboten“, Heimatkundliche Beiträge aus dem Landkreis Nordhausen“ und Inhaber der Verlages und der Ahnenforschung Iffland, der bemüht ist, das weitere Schicksal der Familie dem Vergessen zu entreißen, erfuhr ich, dass Herr *Weiß* nach der Pogromnacht im KZ Buchenwald interniert wurde und seine Familie aufgefordert wurde, Deutschland zu verlassen. Er selbst kam noch einmal geschwächt und reiseunfähig nach Salza zurück, was ihm von unserem beliebten Salzaer Arzt, Herrn Dr. *Kiefer* (), der für viele Salzaer Familien ein Hausarzt im reinsten Sinne des Wortes war und sich auch von den Nazis nicht „verbiegen“ ließ, bescheinigt wurde, reiste dann zu seiner Mutter nach Wien, wo er aber durch den Anschluss Österreichs an Nazideutschland auch nicht mehr sicher war. Sein Antrag auf Ausreise nach Shanghai wurde abgewiesen. Er versuchte, nach Palästina (Israel) zu fliehen. Dann verlieren sich seine Spuren. Auf der Flucht ist er wahrscheinlich umgekommen.

Die Familie blieb in Deutschland, teils in Halle, teils in Stolberg am Harz. Nach dem Krieg gingen die Kinder in die Westzone, die Mutter blieb im Osten und kehrte zurück nach Salza. Ihr 1933 in Berlin-Neukölln geborener Enkel Hans zog zu ihr und besuchte hier noch zwei Jahre die Grundschule. An „Hänschen Weiß“ kann ich mich noch gut erinnern. Er verließ dann Salza und ist seitdem verschwunden. Keiner der Angehörigen wusste etwas von seinem Verbleib.

Von den vielen früheren Freunden von *Simon Weiß* in Salza standen in der Not nur wenige zu ihm. Unser Fahrradhändler *Paul Hupel* (), Mitglied der KPD, hat damals in einer Nacht- und Nebelaktion mit seiner Familie die wichtigsten Möbel bei sich im Geschäft an einer Wand hochgestapelt und eine zweite Wand davor hoch gezogen.. Nach dem Krieg konnten die Möbel der Familie *Weiß* zurückgegeben werden. Auch mein Vater stand nicht zu seiner

früheren Freundschaft mit ihm. Ich erinnere mich an den Besuch des NSDAP-Ortsgruppenführers (oder war er nur Blockwart ?) in einer braunen Naziuniform nach der Pogromnacht in unserem Hause. Ein gewisser *Hoffmann*, ein widerlicher Typ. Der Besuch verlief etwa so. Unvermittelt kam er zur Sache: „Heil Hitler, wie waren Ihre Verbindungen zum Juden *Weiß*?“ kam die Frage. Mein Vater antwortete: „Ich habe bei ihm gekauft und Filme entwickeln lassen“. „Sonst weiter nichts?“ war die Gegenfrage, „Nein“ die Antwort meines Vaters. Ohne mit der Wimper zu zucken, ohne eine äußere Regung, verabschiedete sich der Goldfasan mit „Heil Hitler“ und verschwand. Danach gab es lange Gespräche zwischen meinen Eltern. Soweit ich es damals mitbekam, waren die Gespräche einerseits von Angst erfüllt, was für schlimme Folgen der Besuch haben könnte, vor allem für den Schulbesuch meines Bruders. Andererseits kam Mitleid mit der „armen“ Familie *Weiß* zum Ausdruck. Im Nachhinein habe ich den Eindruck, sie waren sich ihres Versagens im entscheidenden Moment bewusst, fühlten sich aber hilflos.

Ohne dem allen damals große Bedeutung beizumessen, nahm ich auch wahr, dass unser Kaufhaus *Binthus* in der Rautenstraße in Nordhausen plötzlich *Reinhold* hieß, das Kaufhaus *Schönbeck* am Kornmarkt in Nordhausen – *Kramer* und auch der *Wohlwert* in der Rautenstraße (so hieß *Woolworth* in unserem Sprachgebrauch) einen anderen Namen erhielt. Ernsthafter wurde ich mit der Verfolgung der Juden bei einem Besuch meiner in der Nordstraße in Leipzig wohnenden Tante *Meta* bekannt. Auf der anderen Straßenseite begann das für die Juden eingerichtete Getto, wo sie bis zum Transport in die Vernichtungslager wohnten. Meine Tante erzählte, wie sie in einer Aktion alle ihre Pelze und ihren Schmuck abgeben mussten. Erstmals sah ich Leute mit dem Davidstern an der Kleidung und an Kinos, Geschäften und Gaststätten Schilder, die den Juden den Eintritt verwehrten. Ein Bild hat mich später noch oft beschäftigt. In der grauen Nordstraße fiel mir bei meinen Streifzügen durch die Stadt ein sehr hübsches jüdisches Pärchen, nicht viel älter als ich, dadurch auf, dass sie immer wenn ich sie sah, gut gelaunt miteinander herzten und scherzten. Es war ein solcher Kontrast zu der ansonsten düsteren Atmosphäre in dieser Straße. Als ich später das ganze Ausmaß der an den Juden von den Nazis im Namen und mit Duldung des deutschen Volkes begangenen Verbrechen und von den Gaskammern erfuhr, hatte ich immer diese lebensfreudigen Kinder vor Augen und es stellte sich mir die Frage: was ist aus ihnen geworden?

Bei späteren Reflektionen über das Versagen der Mehrheit des deutschen Volkes vor und während des Hitlerfaschismus habe ich oft auch über das Verhalten meiner Eltern und das oben erwähnte Gespräch nachdenken müssen. Meine Eltern gehörten nicht zu den 7 Millionen Mitgliedern der NSDAP, aber sie waren weder Widerstandskämpfer, noch „proletarische Klassenkämpfer“. Da unterschieden sie sich nicht von der Masse der Deutschen. Sie gingen allen Konflikten aus dem Wege, schauten weg, wo man hätte handeln müssen und leider wenige Deutsche gehandelt haben. Heute wissen wir über das stille Heldentum von Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung, denen jüdische Mitbürger ihr Leben verdankten. Es waren aber wenige, umso mehr verdienen sie alle Hochachtung, Respekt und ehrenvolles Gedenken auch in unserer Zeit. Sie haben die immer wieder heute geforderte Zivilcourage in schlimmen Zeiten demonstriert.

Bei gründlichen Selbsteinschätzungen muss ich feststellen, dass sich – natürlich in nicht vergleichbaren Situationen – meine Verhaltensmuster in vielem denen meiner Eltern glichen. Waren Erbanlagen im Spiel oder waren es die gesellschaftlichen Bedingungen und Umstände? Zwar war ich immer bemüht, meinen Standpunkt offen zu äußern (mit meiner Geradlinigkeit habe ich mir auch viele Feinde gemacht), aber konsequent habe ich meine persönlichen Einsichten nicht vertreten, habe die Durchsetzung des von mir richtig erkannten nie bis zum Letzten betrieben, bin Konflikten aus dem Weg gegangen und war froh, wenn komplizierte Entscheidungen nicht in meiner Verantwortung lagen. Ich suchte immer den Konsens, vielleicht wollte ich es auch zu vielen Leuten Recht tun. Vor allem war ich zu

gutgläubig, glaubte immer an die Ehrlichkeit der Mitmenschen und musste dafür in meinem Leben viel Lehrgeld bezahlen. Ich war vom marxistischen Menschenbild geprägt, nicht von dem der Bibel, das ja im „Sündenfall“, mit der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradies wurzelt. Erst die Wendezeit hat mir in dieser Hinsicht endgültig die Augen geöffnet. Aber darüber später mehr. Zurück zu meiner Kindheit und Jugendzeit.

Als 1943 die ersten Häftlingskommandos von bewaffneten SS-Leuten mit Hunden durch unseren Ort zum neu errichteten Konzentrationslager Dora-Mittelbau am nahen Kohnstein getrieben wurden, wo sie in das Gips- und Anhydritgestein die Stollen zur Produktion der V1 und V2, Hitlers „Vergeltungswaffen“, treiben mussten und wir sie auch in unserem Ort beim Ausbau des Bahngeländes für den Transport des Materials zur Herstellung dieser Waffen beobachten konnten, erfuhren wir natürlich auch etwas darüber, wer sie waren. Wir Kinder kannten bald die Bedeutung der unterschiedlichen Farben der dreieckigen Zeichen an ihrer blauweiß gestreiften Kleidung, wobei wir mit den Begriffen „Bibelforscher“ und „Homosexuelle“ am wenigsten anfangen konnten. Wir gewöhnten uns an den Klang der Holzschuhe, mit dem sich das Nahen der Arbeitstrupps andeutete, an die Kommandos der Wachen und an das Bellen der scharfen Hunde. Wir sahen, wie auf der nahen Chaussee von Nordhausen über Krimderode und den „Goetheweg“ die Häftlinge fast im Laufschrift von ihrem Außendienst zurück ins Lager getrieben wurden, dabei ihre geschwächten Kameraden zwischen sich mitziehend, denn Liegenbleiben wäre deren sicherer Tod gewesen. Unsere Eltern nahmen das ebenfalls alles zur Kenntnis, sprachen mit uns aber nicht darüber. Natürlich wurde in der Familie getuschelt, als eine weitläufige Verwandte von uns den hinter ihrem Hause arbeitenden Häftlingen aus Mitleid einen Eimer voll dampfender Pellkartoffeln hinschüttete, auf den sich die hungrigen Häftlinge so unvorsichtig stürzten, dass es der SS-Posten bemerkte und ihr mit Haft drohte, wenn sie das nicht ließe. Als zwei Ingenieure des V-Waffenwerkes, die in unserem Hause als Untermieter wohnten, eines Tages nicht nach Hause kamen, am anderen Tag von Gestapoleuten ihre Sachen abgeholt wurden, ahnten alle, was mit ihnen geschehen war. Und es verbreiteten sich auch Gerüchte über Sabotage im Werk. Auch den Rauch des Krematoriums im Lager konnte man durchaus aufsteigen sehen. Wir lebten neben einem der größten Vernichtungslager der Nazis, dem KZ Dora-Mittelbau, in dem mehr als 60000 Häftlinge vieler Nationen litten und mehr als 20000 Menschen umkamen. Mehr und mehr dehnten sich auch zwischen unserem Ort und der Stadt Nordhausen entlang dem Flüsschen Zorge die Barackenlager für Zwangsarbeiter aus dem besetzten Osten aus, aus denen wir die verhärmten Gestalten, vorwiegend Frauen, täglich zur und von der Arbeit eilen sahen. Insgesamt waren rund um Nordhausen 38 Lager für Fronarbeiter in den verschiedenen Betrieben der Rüstungsindustrie eingerichtet. In den Lagern „An der Bleiche“ und auf dem „Holungsbügel“ nahe unseres Ortes wurden Sinti- und Roma-Familien interniert, von wo aus auch für viele von ihnen der Weg in die Todeslager der Nazis führte. Wer wissen wollte, konnte auch viel erfahren. Viele sahen weg. Auch meine Eltern nahmen das alles wahr und redeten mit uns Kindern nicht darüber. Wie viel der Einwohner die Verbrechen der Nazis bewusst billigten, vermag ich nicht zu sagen. Aber dass sie nichts davon gewusst hätten, wie es die beliebte Ausrede vieler Deutscher nach 1945 war, nehme ich keinem ab. Zumal sich die Krake der Konzentrationslager mit ihren vielen Außenlagern immer mehr über Deutschland ausbreitete und gegen Ende des Krieges die Todesmärsche der Häftlinge auf deutschen Landstraßen mehr und mehr zunahmen.

Noch gut erinnere ich mich an die überall verbreiteten Nazi-, Kriegs- und Durchhalteparolen. Auf Postern mahnte die katerähnliche schwarze Gestalt des „Kohlenklaus“ zum Energiesparen, eine schemenhafte Schlapphutfigur erinnerte überall daran, dass „der Feind mit hört“, später, als es an allen Fronten zurück ging, fand auch ein Plakat mit der Losung „Räder müssen rollen für den Sieg, unnütze Reisen verlängern den Krieg“ weite Verbreitung. In vielen Geschäften, auch im Bäckerladen, in dem ich regelmäßig Brötchen, Brot und andere Backwaren holte, prangte bis zum Ende der Naziherrschaft „unser Führer“ auf einem Poster

mit dem markigen Spruch: „Wer leben will, der kämpfe also, denn wer nicht kämpft auf dieser Welt des ewigen Ringens, verdient das Leben nicht.“ Gedanken habe ich mir darüber nicht gemacht. Ein größerer Widerspruch ergab sich bei mir zu dem nach dem Überfall auf die Sowjetunion verbreiteten Poster, das mit einem blutrünstigen Sowjetsoldaten mit einem roten Stern auf der Mütze und einem Messer im Mund vor der Gefahr durch die „bolschewistischen Untermenschen“ warnen sollte. Meine erste persönliche Bekanntschaft mit einem Vertreter dieser „Untermenschen“ passte nicht in das Schema. Uns gegenüber hatte eine Zahnarztfamilie mit drei Kindern ihr Haus. Mit den älteren von ihnen spielten wir oft. Der Zahnarzt war als Offizier der Waffen-SS eingezogen. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion erschien im Haushalt eine sehr hübsche belorussische junge Dame, die es verstand, sich sehr adrett zu kleiden. *Marjuscha*, wie sie bald von allen genannt wurde, war nicht nur im Haushalt tätig, sondern ihr waren vor allem die drei Kinder anvertraut. So hatten auch wir Nachbarskinder bald engen Kontakt zu ihr. Sie war eine ausgebildete Deutschlehrerin aus Bobruisk in Belarus (Weißrussland). Wir hatten sie alle sehr gern und sie war für uns eine wahre Respektsperson. So keimten bei mir Gedanken der Gestalt: Waren das die bolschewistischen Untermenschen? Wenn das Untermenschen waren, warum vertraute ihnen ein SS-Offizier seine Kinder an? Auch der aus Polen stammende junge „Fremdarbeiter“, noch nicht 18 Jahre alt, der bei einem mit uns verwandten Bauern arbeitete, machte bei meinen vielen Besuchen durchaus einen angenehmen Eindruck. Noch heute habe ich seine traurigen Augen vor mir, unterhalten konnte ich mich leider nicht mit ihm.

An das Jahr meiner Schulzeit im Realgymnasium am Taschenberg in Nordhausen von September 1944 bis April 1945 habe ich nur wenige Erinnerungen. Der Lehrkörper setzte sich im fünften Kriegsjahr fast nur aus Invaliden und Pensionären zusammen. An den Englischunterricht erinnere ich mich, da sich unser Studienrat Dr. *Weinrich* (), oft mit Schweiß auf der Stirn abmühte, uns die richtige Aussprache des „th“ anzutrainieren. Unser Biologielehrer, Herr Dr. *Friedrich Rübenstrunk* (), ein drahtiger, hoch gewachsener, leicht schwerhöriger betagter Herr, zeichnete sich durch eine besondere Technik der Benutzung des Rohrstockes aus. Wenn er in einer der Bankreihen „Schwatzen“ wahrnahm, schritt er den Rohrstock über uns schwingend, die Bankreihen ab. Wer sich nicht duckte oder aus der Bank lief, konnte am Kopf getroffen werden. Es war für uns ein Gaudi, in solchen Situationen unter lauten Hilferufen aus dem Klassenraum auf den Korridor zu rennen. Aus den Nachbarklassenräumen kamen die Lehrer heraus und mit der Bemerkung: „Ach, Herr Dr. *Rübenstrunk* hat wieder Unterricht“ schickten sie uns zurück in den Klassenraum. Unser Deutsch- und Geschichtslehrer, Herr *Schalo* (), war ein kriegsverletzter Scharführer der Waffen-SS, der in der Regel in Uniform zum Unterricht kam. Er war nach wie vor vom Endsieg des „Deutschen Reiches“ überzeugt und brachte uns die Überlegenheit der germanischen Rasse bei. Als er uns einmal aufforderte: „Wenn Eure Eltern am Endsieg zweifeln, so müsst Ihr auf den Tisch springen und rufen: `Wir gewinnen den Krieg“, nahm das mein Freund *Günter* ernst. Die Reaktion seines Vaters, der selbst Mitglied der NSDAP war, aber hinsichtlich des Kriegsausganges schon anderer Meinung, war eine saftige Ohrfeige. Klugerweise sprach er zu keinem anderen über seine „Niederlage“ bei der nationalsozialistischen Überzeugungsarbeit. In mir sah der Herr Scharführer – wahrscheinlich wegen meines rotblonden Schopfes und meines inzwischen schlanken Wuchses – den Prototyp eines Germanen. So musste ich einmal während einer Unterrichtsstunde Modell stehen, während meine Mitschüler einen Aufsatz zum Thema: „Wie stelle ich mir einen echten Germanen vor“ zu Papier bringen mussten.

Aus den Erlebnissen meiner Schulzeit rührt bis heute mein gebrochenes Verhältnis zur Nationalhymne der Bundesrepublik Deutschland. Zu oft mussten wir bei allen möglichen Siegesfeiern der Nazis alle drei Strophen dieses Liedes, verbunden mit dem Nazilied „Die Fahne hoch“ (Horst Wessel-Lied) mit zum Hitlergruß erhobenem rechten Arm lauthals brüllen. Egal, wie man zu dem Text steht, ob man eine oder drei Strophen heute singt, es

bleibt der Fakt, dass es die Hymne ist, unter der, von der Mehrheit des Volkes gebilligt oder geduldet, die Nazis und ihre Wehrmacht ihr Unheil über viele Völker der Welt brachten. Genauso, wie man aus dem schönsten Haushaltsgeschirr, und sei es aus Meissner Porzellan, nach seiner Beschmutzung mit Kot oder Harn aus Hygienegründen keine Nahrung mehr zu sich nimmt, so sollte aus Gründen der geistigen Hygiene dieses Lied nicht mehr gesungen werden. Zumal wir viele schöne geeignete Lieder haben, zum Beispiel die ehemalige DDR-Nationalhymne mit dem von *Hanns Eisler* (1898 ... 1962) vertonten schönen Text von *Johannes R. Becher* (1891 ... 1958), der zu DDR-Zeiten seit 1969 allerdings wegen der Zeilen:

„ ... lasst uns Dir zum Guten dienen,
Deutschland, einig Vaterland.“

auch nicht gesungen werden durfte, oder die Kinderhymne von *Bertold Brecht* mit der Musik von *Hanns Eisler* mit den schönen Worten

„Anmut sparet nicht und Mühe,
Leidenschaft nicht noch Verstand
Dass ein gutes Deutschland blühe
Wie ein andres gutes Land.
Dass die Völker nicht erbleichen
Wie vor einer Räuberin
Sondern ihre Hände reichen
Uns wie andern Völkern hin.
Und nicht über und nicht unter
Andern Völkern wollen wir sein
Von der See bis zu den Alpen
Von der Oder bis zum Rhein.
Und weil wir dies Land verbessern
Lieben und beschirmen wir`s
Und das liebste mag`s uns scheinen
So wie andern Völkern theirs.

Sicher hatte auch der erste Präsident der Bundesrepublik Deutschland, *Theodor Heuss* (1884 ... 1963) Bedenken gegen diese Hymne, als er nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland im Jahre 1949 einen Wettbewerb für eine neue Nationalhymne initiierte. Der Bundeskanzler *Konrad Adenauer* (1876 ... 1967) hat aber nach einem halben Jahr Diskussion und Wettbewerb abgebrochen und die dritte Strophe des belasteten Deutschland-Liedes zur Nationalhymne der Bundesrepublik Deutschland erklärt. Schade, dass sich der Bundespräsident dem fügte.

In dem Jahr meines Oberschulbesuches war der Unterricht bereits fast an jedem Tag durch Fliegeralarm frühzeitig beendet. Wir spürten den Krieg schon näher. Wenn die Sirene Voralarm ankündigte, verließen wir die Schule, rannten durch die Nordhäuser Oberstadt, fühlten uns schon sicherer, wenn wir unter dem Blätterdach der „Promenade“ und des parkartigen „Geheges“ ankamen, um in einem Felsenkeller Zuflucht zu finden. Mit den Bombenangriffen am Nachmittag des 3. und am Vormittag des 4. Aprils war dann nicht nur mein Besuch des Realgymnasiums, sondern für uns praktisch auch der Krieg und der Spuk der Nazierrschaft beendet.

In den letzten Monaten spürten auch wir Kinder mehr und mehr, dass es mit dem „Großdeutschen Reich“ zu Ende ging. Die Meldungen von den Fronten wurden immer bedrohlicher: deutsche Städte dominierten in den Meldungen über „Frontbegradigungen“, die alliierten Luftangriffe auf deutsche Städte nahmen an Häufigkeit und Heftigkeit zu, die Zahl der Todesanzeigen in der Zeitung erhöhte sich, ihre Größe nahm immer mehr ab. Zwar fiel man noch immer für „Führer, Volk und Vaterland“, aber die genannten Orte wurden uns immer vertrauter. Der Rundfunk verbreitete noch die üblichen Durchhalteparolen, aber ihnen

wurde immer weniger Glauben geschenkt. Immer häufiger hörte unser Vater die Sendungen von BBC, die in deutscher Sprache ausgestrahlt wurden. Noch heute erinnere ich mich gut an die Erkennungsmelodie, die zu den Worten „Germany calling“ die Sendungen ankündigte. Ein besonders deutliches Signal für das bevorstehende Ende des Krieges war für uns die Gründung des Volkssturmes in unserem Ort. Als die Truppe zur Verteidigung unter Kommando unseres Haushaltwarenhändlers *Herbert Meergarten*, der mit Gamaschenstiefeln und einer Windjacke bekleidet, um die er sich ein Koppel mit einem historischen Seitengewehr geschnallt hatte, zur Verteidigung zum Kriegerdenkmal marschierte, sah sie einem Karnevalsumzug ähnlicher, als einer Kampfgruppe. Der Zug bestand fast nur aus Invaliden, meist Kriegsversehrte aus dem ersten Weltkrieg, beinamputierte mit Gehstöcken, einarmige mit leeren Ärmeln, aber alle hatten sich mit irgendwelchen soldatischen Requisiten geschmückt. Großen Eindruck machte auf mich auch eine Geländeübung der Truppe, bei der wir Jungen interessierte Zuschauer waren. Ich erinnere mich, wie einer der „Vaterlandverteidiger“ seinem Mitstreiter zurief: „Hugchen, knattere mal“ und *Hugo Meyer*, der oben bereits erwähnte Elektromeister aus unserem Ort, bediente mangels eines Maschinengewehrs eine Kinderknatter aus Holz, wie man sie auf den Jahrmärkten erwerben konnte. Gott sei Dank, musste ich nie eine der berühmten Panzerfäuste in die Hand nehmen, deren unsachlicher Gebrauch das Leben gerade vieler Jugendlicher forderte.

Noch war ich nicht wie einige ältere meiner Kameraden aus dem „Jungvolk“ in die „Heimatfront“ eingegliedert, die im so genannten Luftlagezentrum im Jugendheim in der damaligen Heimstraße, auf dessen Dach sich die Sirene befand, Dienst leisten mussten. Beim Anflug britischer oder amerikanischer Kampfverbände mussten sie den jeweiligen Alarm auslösen. Aber auch meine Freunde und ich verfolgten die Meldungen, die auch über Rundfunk zu hören waren und zeichneten den Flug der Bombergeschwader in die entsprechenden Planquadrate ein. Noch war für uns alles Spiel.

Aber auch ich wollte noch einmal das Vaterland verteidigen, was allerdings durch mütterlichen Eingriff verhindert wurde. Uns Mitgliedern des Deutschen Jungvolkes war der Auftrag erteilt, bei einem Feindalarm (einem fünfminütigen Sirensignal) uns mit einer Wolldecke versehen auf dem westlich von unserem Ort gelegenen „Herreder Berg“ einzufinden. Als einmal fälschlicherweise ein solcher Alarm ausgelöst wurde, machte ich mich auf den Weg, kam aber nicht weit. Meine Mutter, die an diesem Tag bei meiner Großmutter war, kam sofort beim Alarmsignal mit dem Fahrrad nach Hause. Sie erwischte mich nicht weit von unserem Hause und zwang mich unter Androhung von Prügel sofort mit nach Hause zu kommen.

Bombenangriffe und Kriegsende.

Wir hatten noch Osterferien. Am Nachmittag des 3. April 1945, einem Dienstag, gegen 16 Uhr war ich gerade bei meinem Freund *Günter*, um ihn zu dem oben erwähnten „Führerdienst“ abzuholen. Das Haus seiner Eltern befand sich weniger als 100 m von unserem entfernt. Nach dem Voralarm erfolgte kurze Zeit später das Sirensignal zum Vollalarm. Wie immer nahmen wir den Fliegeralarm nicht so ernst. Wir sahen zur Haustür hinaus, wir lachten noch über unsere Milchhändlerin, die mit einem Eierkorb über dem Kopf die Straße überquerte, um in unserem Keller Zuflucht zu nehmen, da sie in ihrem Hause ganz allein war. Uns sollte aber bald das Lachen vergehen, als wir nicht nur das Gebrumm eines Verbandes schwerer viermotoriger englischer „Avro Lancaster I-Bomber“ sowie zweimotoriger „de Havilland DH98-Mosquitos“ hörten, sondern die Flugzeuge auch mit bloßem Auge sehen konnten. Was uns aber schnell in den Keller trieb, waren die „Christbäume“ am Himmel, mit denen die Zielgebiete abgesteckt wurden. Wir waren kaum im Keller, als auch schon die ersten Bomben fielen. Im Keller waren nur Frauen und Kinder. Wir lagen alle auf dem Boden. Einige Bombeneinschläge waren in unserer unmittelbaren Nähe. Wir hörten berstendes Gebälk über uns, Klirren von Scheiben und spürten, wie Decke und Wände unseres Kellers bebten. Das elektrische Licht erlosch. In das Geräusch des

Bombardements mischte sich das Wimmern, Beten und Schreien der Frauen und Kinder in unserem Keller. Bis heute habe ich noch das mehrstimmige Gebet der Frauen in den Ohren „Lieber Herrgott, wir wollen das ganze Leben lang nur trocken Brot essen, aber beende diesen wahnsinnigen Krieg.“ Meine Sorgen waren näher liegend. Da es augenscheinlich mindestens ein Haus in allernächster Nähe getroffen hatte, war ich natürlich besorgt, dass es unser Haus sein könnte. Kaum war der Bombenhagel verstummt, begab ich mich zur Haustür, von der aus ich unser Haus sehen konnte. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich sah, dass es noch stand. Auch meine Mutter war wohl auf. Aber weniger als 200 m entfernt hatte es zwei Häuser vollständig getroffen. In beiden Häusern wohnten Klassenkameraden von uns. Noch am Vormittag hatten wir mit einem von ihnen gemeinsam gespielt.

Als ich mit meinem Freund zu den Trümmerstätten kam, waren schon Einwohner dabei, die Leichen zu bergen. Auch mein Vater, der gleich nach dem Angriff nach Hause kam, reihte sich ein. Keiner der Einwohner der Häuser hatte überlebt. Es waren die ersten Leichen, die ich in meinem Leben sah. Am Abend hatte jemand auf den einen der Trümmerhaufen ein großes Hitlerbild gestellt. Niemand nahm es weg. In unserem Ort waren insgesamt fünf Häuser durch Bomben getroffen, die sicher ein abgedrängtes Flugzeug ausgeklinkt hatte. Die Masse der Sprengbomben traf ihre vorgesehenen Ziele in Nordhausen. Vom Küchenfenster unserer Wohnung aus hatten wir einen schönen Blick auf die Silhouette des Stadtzentrums, das 50 bis hundert Meter höher als unser Ort lag. In dem bekannten Panorama fehlten nun einige Türme und Dächer. Darunter die Spitze des Turmes der Petrikirche, die ein Volltreffer durch eine Minenbombe zerstörte und zum Massengrab vieler Einwohner aus kleinen umliegenden Fachwerkhäusern wurde, die in ihren Gemäuern Zuflucht gesucht hatten. Nach dem Angriff lag ein damals für mich neuartiger Geruch in der Luft, der sich erst mit einem einsetzenden Regen milderte.

Am Morgen des 4. Aprils mussten wir nach einer unruhig verbrachten Nacht kurz nach 9 Uhr erneut den Keller aufsuchen. Ein zweiter Luftangriff, diesmal vor allem konzentriert auf das Stadtzentrum, machte das Inferno in wenigen Minuten komplett. Auf die Innenstadt fielen an diesem Tage 2784 Minenbomben. Das ganze historische Stadtzentrum Nordhausens, der tausendjährigen Stadt am Südharz, mit ihren alten Fachwerkhäusern, stand in Flammen. Tage und Nächte loderten sie. Es war ein schauriges Bild, das sich von unserer Wohnung aus Abend für Abend bot. Gleich nach dem Angriff ergoss sich ein Strom der Bewohner von Nordhausen, zum Teil mit ihrer auf Handwagen geladenen Habe, an unserem Ort vorbei zum nahen Kohnstein, dessen unterirdische Stollen des V-Waffenwerkes für die Bevölkerung als Unterkunft und Bombenschutz freigegeben waren.

Als der Wagen des Nazikreisleiters und Oberbereichsleiters der NSDAP *Hans Nentwig*, der sich auf die Flucht begab, von den Leuten erkannt wurde, entkam er nur mit Mühe dem Steinhagel der aufgebrauchten Masse. Es hatte sich nach den Angriffen herumgesprochen, dass er den im Westen schnell vorrückenden amerikanischen Truppen auf ihre Anfrage, ob Nordhausen eine offene Stadt sei, geantwortet habe, Nordhausen würde sich nicht ergeben, was der Stadt die zwei Angriffe eingebracht habe. 8800 Einwohner zahlten das wenige Tage vor der Befreiung unserer Stadt mit ihrem Leben, fast jeder fünfte Einwohner. 20000 Einwohner verloren ihr gesamtes Hab und Gut. Der Mann meiner Cousine *Helga Eiling geb. Wille* (*1933), *Heinz Eiling* (*1932), der seine Kindheit auf dem Petersberg in Nordhausen verbrachte, dort die Bombardierung als einziger wie durch ein Wunder nach einem Volltreffer im Keller seines Wohnhauses überlebte, während seine Mutter den Tod fand, hat die Ereignisse dieser Tage im Heft 7 des in Nordhausen erscheinenden „Heimatboten“ im Jahre 2008 aus der Perspektive eines unmittelbar Betroffenen in Erinnerung gerufen. Ich gebe hier seinen Bericht leicht gekürzt wieder:

„Ich erinnere mich noch sehr gut, als ich als 13 jähriger Junge am 3. April bei der Firma Tennecker & Sommer im Handwagen einen Sack Kohlen holte und gegen 16 Uhr der erste Bombenangriff begann. Bereits auf dem Frauenberg angelangt, musste ich in einem Haus Schutz suchen, als in der Neustadtstraße und an anderen Stellen Bomben detonierten....

... am Morgen des 4. April gegen 9 Uhr begann der Großangriff, für uns völlig überraschend, denn Sirenen waren nicht zu hören. Ich lag noch im Bett, als ich durch meine Mutter mit den Worten geweckt wurde: „Steh auf, die Flieger brummen“. Wir hatten zu dem Zeitpunkt Besuch. Mein Vetter, Unteroffizier der Wehrmacht, und eine Bekannte aus Erfurt, die den dortigen Fliegerangriffen entfliehen wollten, wurden in dieses Inferno hineingezogen. Sie liefen mit meiner Mutter zum Keller. Eigentlich wollten sie zur Krankenkasse in den Luftschutzkeller, der Hauswart ließ sie aber nicht mehr passieren. Nachdem auch ich den Keller im Hinterhaus erreicht habe, fielen bereits die ersten Bomben in unserer Nähe. Im Keller hatten sich 17 Personen eingefunden. Ich schaffte es bis zur Kellertreppe, als unser Haus Petersberg 30 – 31 einen Volltreffer erhielt. Da verlor ich das Bewusstsein. Mit einem Schlag war das Leben von 16 Personen ausgelöscht. ... Hier starb die Familie *Grunig* mit zwei Kindern. Der Vater *August* war gerade als Soldat im Genesungsurlaub, bei uns starb er mit der ganzen Familie, er, seine Frau und seine zwei Kinder. Auch die Familie *Fuchs* mit sechs Personen kam bei uns im Keller um. Am 3. April flüchtete die Familie *Fuchs* in den Garten am Rossmannsbach. Aber abends gegen 23 Uhr kam Herr *Fuchs* als Soldat auf „Abstellungsurlaub zur Front“. Er holte seine Familie aus dem Garten in die Wohnung und starb mit ihr in unserem Keller. Frau *Holzapfel* war 80 Jahre alt, wohnte mit ihrer Tochter im Hinterhaus. Die Tochter, mit einem Flieger verlobt, ein Oberfeldwebel aus Braunschweig, er gehörte zum Nachkommando des Fliegerhorstes Nordhausen. Sie kamen alle drei um. Die Angehörigen dieses Soldaten haben wohl nie erfahren, wie er starb, denn nur ich wusste, dass er mit im Keller war. Seinen Namen hatte ich jedoch vergessen. Meine Mutter, damals im 8. Monat schwanger, mein Vetter und unsere Bekannten kamen ebenfalls um. Wie kam es aber, dass ich am Leben blieb? Es war reiner Zufall. Ich saß auf der Kellertreppe genau neben meiner Mutter, nur mit einem Unterschied: sie saß an der Wand und ich wurde die Treppe hinaufgeschleudert. Diese wurde mir alles erst später bewusst. Als ich nach etwa 10 Stunden das Bewusstsein zurück erlangte, glaubte ich zunächst im Bett zu liegen. Erst nach einiger Zeit wurde mir klar, was passiert war. Da ich auf der Kellertreppe in einem Hohlraum lag, konnte ich mich nach einiger Zeit selbst befreien. Als ich zwischen den zerstörten Häusern umherirrte, lief ich unserem Bäckermeister *Wenckel* in die Arme, der verzweifelt nach seiner ältesten Tochter und seinem Gesellen suchte. Bäcker *Wenckel* brachte mich in den Luftschutzbunker im Gerichtsgebäude, wo ich medizinisch versorgt wurde. Mein Gesicht und meine Augen hatten Schaden genommen. Am nächsten Tag wurden wir aus der Stadt nach Harzrigi in das Notlazarett transportiert. Hier hielt ich es nicht aus, denn die Ungewissheit über meine Mutter und die anderen ließ mich nicht zur Ruhe kommen. Ich lief über die Gumpe nach Krimderode. ... Schließlich konnte ich bei einem Soldaten auf dem Motorrad mitfahren, der mit einem militärischen Konvoi in den Harz fuhr... In Niedersachswerfen angekommen, ging ich zur Schwester meiner Mutter, *Else Dittmar*, die mich wie einen Sohn aufnahm. Mit ihr und ihrer Tochter *Monika* suchte ich Schutz im Kohnstein (in den Stollen des V-Waffenwerkes – D.S.), wo ich medizinisch versorgt wurde. Mit noch tausenden anderen Bürgern aus Nordhausen, Salza, Niedersachsen und Umgebung wohnten wir zwischen V1- und V2-Teilen, bis am 11. April die Amerikaner das Lager Dora und Nordhausen befreiten.

Erst viel später wurde für mich Gewissheit, dass meine Mutter und andere 15 Menschenleben durch die Bomben ausgelöscht wurden. Der schwerste Augenblick war für mich jedoch, als im September die Leichen geborgen wurden und ich gezwungen war, sie alle zu identifizieren.

Meine Mutter und unsere Verwandten fanden ihre letzte Ruhe auf dem Friedhof in Salza. Alle anderen Einwohner des Hauses gelangten in Massengräber“.

Insgesamt wurden 85 % der Stadt zerstört, 10000 Wohnungen, das Krankenhaus, einige Kirchen und viele Denkmäler unschätzbaren Wertes aus Gotik, Renaissance, Barock, Rokoko und Frühklassizismus, in großer Zahl die für die Stadt typischen Fachwerkbauten. Erst viel später dachten wir darüber nach, warum außer der Boelke-Kaserne, in der sich in Nähe des Fliegerhorstes ein Zwangsarbeitslager für die Junkerswerke mit 6000 Insassen befand, keine kriegswichtigen Ziele getroffen wurden.

Mit diesen zwei Bombenangriffen war für uns der Krieg zu Ende. Viele der Bewohner unseres Ortes hatten auch ihre Häuser verlassen und in den Stollen des Kohnsteins Zuflucht gesucht. Wir blieben im Hause. Wenn an den folgenden Tagen die Bombenverbände ihre Ziele anfliegen, gingen wir schon nicht mehr in den Keller, sondern beobachteten den Himmel. An den Fenstern erschienen die ersten weißen Bettlaken. Einige „Kettenhunde“ (Feldgendarmarie) schlichen noch durch unseren Ort, aber sie wagten schon nichts mehr zu unternehmen. Ab und zu kamen einzelne deutsche Soldaten vorbei, die sich von der Westfront abgesetzt hatten und auf dem Heimweg waren. Sie gaben uns Auskunft, wo die US-amerikanischen Truppen standen, die in Richtung Thüringen vorstießen, und wann wir mit ihrem Eintreffen rechnen konnten. Denn eine Front gab es schon nicht mehr. Nachts ruhten die Truppen, tags rollten die Panzer. So konnten sie uns ziemlich genau sagen, wann die US-Truppen bei uns einziehen würden. Am frühen Morgen des 11 April waren aus der Ferne

Schießereien zu hören. Wir begaben uns in den Keller und harrten der Dinge, die nun auf uns zukommen sollten. Die Schüsse waren wieder verstummt, aber bald hörten wir, zunächst leise, allmählich zunehmend, das Geräusch der sich nähernden amerikanischen Panzerspitzen, die von Northeim aus in Richtung Nordhausen vordrangen. Meinen Vater hielt es nicht im Keller. Er begab sich auf die Straße, ich folgte ihm. Wir hatten noch nicht die Hauptstraße erreicht, als auf dieser bereits die schweren Sherman-Panzer der III. US-Armee unter dem Befehl von General *Bradley* anrollten. Als der Spitzenpanzer an der Kreuzung anhielt, seinen Turm drehte und sein Geschütz in unsere Straße praktisch auf uns richtete, fiel mir das Herz in die Hose und ich verkroch mich hinter dem Vater. Wir wurden aber augenscheinlich nicht als ernsthaftes Hindernis betrachtet, die Kanone schwenkte wieder um und nun rollten die Panzer ohne Halt durch unseren Ort in Richtung Nordhausen. Als wir inzwischen in der Nordhäuser Straße (heute Hauptstraße) die amerikanischen Panzer beobachteten, bot sich uns ein komisches Bild: Es öffnete sich der Torweg des Hauses unseres Schuhmachermeisters *Hermann Großheim* und es war eine Weile nur ein weißes Taschentuch zu sehen. Erst danach erschien der Meister selbst. Auch er wollte die vorbeifahrenden Panzer sehen. Nachdem die Panzerspitzen unseren Ort durchrollt hatten, war es bis zum Nachmittag ruhig. Dann kamen die Besatzungstruppen der 104. US-Infanterie-Division, die zielstrebig unseren Ortsteil ansteuerten, der vorwiegend aus damals modernen Ein- und Zweifamilienhäusern bestand. Die Straßen waren voll gestellt mit Mannschaftswagen und Jeeps, und die Mannschaften nahmen in den Häusern Quartier. Wir durften im Haus bleiben. Das abgestellte Kriegsgerät machte auf uns Jungen großen Eindruck. Wir schlichen zwischen den Wagen umher, hatten auch bald bemerkt, wie wir von der guten Schokolade, dem Kaugummi und anderem Proviant abbekommen konnten. Es war ja den Truppen verboten, uns etwas abzugeben. Aber die Soldaten legten „ihre Geschenke“ auf die Erde und sagten nichts, wenn wir uns bedienten. Noch heute kann ich mich gut an die runden Schokoladetafeln erinnern, die bei uns „Fliegerschokolade“ hieß.

Es war für uns ein herrlicher Tag. Wir hatten einen schönen April und auch der 11. April war ein schöner Sonntag. Die Obstbäume standen in voller Blüte. Dazu kam das gute Gefühl, dass der Krieg vorbei war. Abends war es richtig feierlich, als erstmals der Ort wieder im Licht erstrahlte, nachdem wir jahrelang mit Verdunkelung lebten. Wir waren dankbar, dass wir alle heil den Krieg überstanden hatten. Da trübte es auch unsere Stimmung nicht, als abends ein amerikanischer Soldat zu uns kam und unseren Radioapparat vom Typ „Blaupunkt“ abholte. Unsere Überraschung war groß, als dieser GI uns beim Abzug nach einigen Tagen das Radio zurück brachte. Dabei hätte dieser unverhoffte Besuch in unserem Hause noch böse für mich ausgehen können: Ich hatte unter einem Strauch im Garten in einem offenen Schuhkarton die Beute unserer Streifzüge versteckt: Schokolade, Kaugummi, und anderes, was uns nützlich erschien. Unter anderem lag obenauf ein alter Trommelrevolver, dessen sich irgendjemand entledigt hatte (von der Waffensammelstelle der Besatzungsmacht, die sich im Hof eines Nachbarhauses befand und kaum ernsthaft bewacht wurde, hatten wir ihn nicht entwendet). Wir Kinder streiften ja ständig auf der Suche nach Beute herum. Meine Eltern wussten nichts davon. An jenem Abend hatte ich den offenen Karton mit dem obenauf liegenden Revolver, aus welchen Gründen auch immer, in unserem Treppenflur abgestellt. Beim Eintritt hatte er scheinbar den Karton nicht bemerkt. Als der USA-Soldat in unserer Wohnung war, wollte ich meine Beute schnell bedecken und setzte mich neben sie. Er hatte sie aber bereits bemerkt. Er hob lediglich einen Zeigefinger zu der üblichen Drohgebärde und verließ unser Haus. Das folgende „Donnerwetter“ meiner Eltern mit der Maßgabe der sofortigen Auflösung meiner „Beutekammer“ war heftiger!

Auch den Verlust eines Fahrrades, das ein amerikanischer Soldat am nächsten Tag für freigelassene Fremdarbeiter requirierte, nahmen wir gelassen hin. Lediglich mein Kleingärtnerherz litt etwas, als ein GI über unseren Gartenzaun sprang und ausgerechnet auf meinem am Tage vorher bestellten Zwiebelbeet sein Maschinengewehr putzte. Gedrückt war

die Stimmung noch durch die Ungewissheit über das Schicksal meines Bruders. Aber nach einigen Tagen war die Freude groß, als er zwar verdreckt und zerlumpt, aber wohlbehalten zu Hause eintraf. Er war mit seinen 16 Jahren von der Schulleitung noch zur „Vaterlandsverteidigung“ vor den anrückenden Amerikanern im Harz eingesetzt, der ja von *Hitler* zur Festung erklärt war. So geriet er in deren Gefangenschaft, wurde aber nach einem kurzen Verhör durch einen amerikanischen Offizier mit der Bemerkung nach Hause geschickt, er solle sich von seinem Vater eine Tracht Prügel abholen. Als wir später über das Schicksal gleichaltriger Jugendlicher an der Ostfront und im Osten Deutschlands erfuhren, haben wir uns mit unserem Bruder oft darüber unterhalten, wie wohl unser weiteres Leben in einem solchen Falle verlaufen wäre.

Die Amerikaner erließen sofort ihre Verfügungen. Alle Waffen mussten abgegeben werden, die alten nazistischen Verwaltungsstrukturen wurden aufgelöst. Alle ehemaligen Mitglieder der NSDAP wurden registriert und wurden zu Arbeitseinsätzen eingesetzt. So mussten sie im nahen Nordhausen Leichen bergen. Eine Episode ist mir haften geblieben: Als die amerikanischen Stoßtruppen am 11. April das Konzentrationslager Dora-Mittelbau erreichten, waren dort nur noch einige hundert Häftlinge. Die Mehrheit war eine Woche vorher auf einen Todesmarsch geschickt worden, auf dem noch 3500 Häftlinge von der SS ermordet wurden. In Nordhausen fanden sie über 1300 Sterbende und Tote von ihnen in der Boelcke-Kaserne vor, die dem Bombenangriff zum Opfer fielen. Die Leichen mussten von den ehemaligen Nazis geborgen werden. Sie wurden auf offenen Militärfahrzeugen durch unseren Ort zum Krematorium des Konzentrationslagers gefahren, wo sie eingeäschert wurden. Den Anblick der nackten, auf den Pritschen gestapelten Leichen hat uns die Besatzungsmacht nicht erspart. Im Ort setzten die Besatzungstruppen eine provisorische deutsche Verwaltung ein. Als Bürgermeister wurde ein kleiner Bauunternehmer, Herr *Kurt Stange* (), ernannt, der als Sozialdemokrat bekannt war. Angst hatten wir in dieser Zeit vor allem wegen der vielen ehemaligen Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter, die von ihren nunmehr geöffneten Lagern aus die ersten Tage ihrer Freiheit genossen und ihre „Beutezüge“ unternahmen. Angst vor allem deshalb, weil mein Vater von den Amerikanern als Hilfspolizist eingesetzt war, der mit einigen weiteren Kollegen für Ordnung sorgen sollte. Wenn er abends zum Streifengang ausrückte und wir nachts Schüsse hörten, konnten wir oft aus Sorge, dass ihm etwas zugestoßen ist, kein Auge schließen und waren froh, wenn er morgens unversehrt zurückkam. War er doch mit seinem „Gummiknüppel“ als Bewaffnung den Plünderern, die oft Pistolen und andere Waffen hatten, nicht gewachsen.

Im Haus des Zahnarztes auf unserem Schubert-Platz wurde die Residenz einer Alliierten Repatriierungskommission eingerichtet, die den Auftrag hatte, die Insassen der vielen Zwangsarbeitslager in ihre Heimatländer zurückzuführen. Ein amerikanischer, englischer, französischer und sowjetischer Offizier nebst französischem Koch hielten Einzug. Die Rückführung der Verschleppten ging aber sehr langsam vor sich, so dass die Lager noch längere Zeit bewohnt blieben und die Plünderungen anhielten. Man munkelte damals bereits über Meinungsverschiedenheiten zwischen den Alliierten.

Aber geplündert wurde nicht nur von Ausländern. Auf dem Nordhäuser Güterbahnhof standen durch Bomben beschädigte Züge. Aus den Waggons wurde alles Brauchbare herausgeholt. An Fallschirmschnüre (auch ich hatte bald einen aus diesem Material gestrickten Pullover), für unsere Kautabakfabrik bestimmten weißen und braunen Zuckersirup, eingeschwefelte Früchte sowie Suppenwürfel aus den Vorräten der Wehrmacht kann ich mich noch erinnern, die dann für Monate zu unserer Verpflegung beitrugen.

Trotz vieler Nöte und Ungewissheiten, was die Zukunft anbelangte, fühlten wir uns befreit. Befreit von dem System, das der Welt so unsägliches Leid zugefügt hatte, 58 Staaten in den mörderischen Krieg einbezogen hatte und das Leben von mehr als 60 Millionen auslöschte, obwohl wir natürlich das ganze Ausmaß der scheußlichen Verbrechen damals noch nicht kannten und ahnten. Erst allmählich begann auch ich zu verstehen, was die Worte manchen

Fronturlaubers aus unserem Ort in den Kriegsjahren bedeuteten: „Wehe wenn wir den Krieg verlieren, und man zahlt uns mit gleicher Münze für das zurück, was wir angerichtet haben!“ Uns genügte das, was wir unmittelbar erlebt hatten. Wenn wir im Vergleich zu unzähligen anderen Familien noch gut wegkamen, so hatte aber auch unsere Familie dem Krieg ihren Tribut zu zahlen. Mein Onkel *Kurt Wille*, Bruder meiner Mutter, kehrte von der Ostfront nicht zurück. Ein von einem Kriegskameraden übergebener Brief aus der Südukraine, in dem er mitteilte, dass er an Gelbsucht erkrankt sei und am nächsten Tag über die Donau nach Rumänien transportiert werden solle, war sein letztes Lebenszeichen. Meine Tante *Frieda* geb. *Bösenberg* (1913 ... 1981) musste nun drei Töchter allein großziehen, die jüngste hat ihren Vater nie kennen gelernt. Aus allen drei Mädeln wurden tüchtige Menschen.

Die Familie meines Onkel *Arthur Spaar* (1899 ... 1949), ein älterer Bruder meines Vaters, der unseren Ort auf der Suche nach Arbeit als Eisendreher verlassen hatte und bei Krupp-Cruson in Magdeburg eine Anstellung fand, verlor bei einem Angriff auf Magdeburg seine Habe und kehrte nach Salza zurück, ein gleiches Schicksal ereilte meine Tante *Meta Krone*, deren damaliger Mann *Herman Krone*, als gelernter Buchdrucker, nach Arbeitslosigkeit in Nordhausen in Leipzig Arbeit gefunden hatte. Je mehr ich nach dem Kriege mit dem ganzen Ausmaß der im Namen des deutschen Volkes begangenen und von ihm geduldeten Verbrechen der Nazis und der Wehrmacht begangenen Verbrechen bekannt wurde, um so mehr erkannte ich die Berechtigung der Worte des deutsch-jüdischen Schriftstellers *Franz Werfel* (1890 ... 1945), die er kurz vor seinem Tode aus seinem amerikanischen Exil an die Deutschen richtete: „Das selbe Elend, das euch jetzt hohläugig durch Ruinen jagt, habt ihr den anderen Völkern Europas kalten Herzens selbst bereitet und habt euch nicht einmal umgesehen nach dem Jammer, der euer Werk war“. Mit dem „Recht der Herrenrasse“ wurden sechs Millionen Juden in der Shoah bzw. dem Holocaust vernichtet, aber auch Polen, Russen und Serben, um nur einige der Völker zu nennen. Bereits in der sogenannten „Reichskristallnacht“ vom 9. zum 10. 11. 1938 wurden in Deutschland 178 Synagogen und 7500 jüdische Geschäfte zerstört. Nach der jüdischen Bevölkerung waren 3,5 Millionen in den etwa 60 deutschen Stammlagern für sowjetische Kriegsgefangene, den STALAGS, und in Konzentrationslagern umgebrachte sowjetische Kriegsgefangene die größte Opfergruppe. Gemordet wurden auch eine halbe Million Sinti und Roma. Allein in der Sowjetunion, die mir später fast eine zweite Heimat wurde und deren Menschen ich lieben und achten gelernt habe, wurden 1710 Städte und 70000 Ortschaften aufs Schlimmste zerstört, rund 9 Millionen Soldaten fielen an den Fronten, 27 ... 28 Millionen Zivilisten sind hingemordet worden und 25 Millionen Obdachlose wurden hinterlassen. Es gibt fast keine Familie, die nicht Opfer zu beklagen hat. Die deutsche Wehrmacht zerstörte oder beschädigte 1670 russisch-orthodoxe Kirchen, 532 Synagogen und 427 Museen, raubte wertvolle Kulturschätze, darunter vieles aus den reichhaltigen Sammlungen der Schlösser in der Umgebung von Leningrad. Deshalb bin ich ein entschiedener Gegner jedes Geschichtsrevisionismus und der Relativierung der deutschen Verbrechen, wie es heute immer wieder versucht wird. Es erregt bei mir Ekel, wenn von deutschen „Intellektuellen“ und Politikern mit buchhalterischen Methoden die Opfer der deutschen Bevölkerung gegen die Verbrechen Deutschlands aufgerechnet werden. Wenn, beispielsweise, der konservative Schriftsteller *Ernst Jünger* (1895 ... 1998) bereits 1944 in seinen Tagebüchern schrieb, das Schicksal der Deutschen gleiche denen der Juden, oder *Martin Walser* (geb. 1927) in seiner „Moralkeulen-Rede“ im Jahre 1998 in der Frankfurter Paulskirche ausführte, dass er merke, wie sich in ihm etwas gegen die Dauerpräsentation unserer Schande wehre, so werde ich hellhörig. Wie wohltuend sind doch dazu im Vergleich die Worte, die der damalige Bundespräsident *Richard von Weizsäcker* (*1920) in seiner großen Rede anlässlich des 30. Jahrestages des Endes des II. Weltkrieges am 8. Mai 1985 fand, in der er den 8. Mai 1945 als „Tag der Befreiung vom menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“ bezeichnete. Natürlich sind die heutigen Generationen nicht Schuld am Versagen ihrer Großeltern und

Eltern oder deren konkreten Verbrechen, aber vergessen, relativieren und schönreden darf man sie nicht. Auch wir Nachgeborenen, denen die „Gnade der späten Geburt“ (*Helmut Kohl*) wiederfahren ist, sollten und müssen mit der Scham über die im Namen des deutschen Volkes verübten Verbrechen leben und vor allem alles tun, dass sich solche Verbrechen nie wiederholen. Nach wie vor sollte auch gelten, was der frühere Bundesminister für Verteidigung, *Volker Rühe* (*1946) forderte: „Wo die nationalsozialistische Wehrmacht gewütet hat, darf nie wieder ein deutscher Soldat seine Stiefel hinsetzen“. Leider bei vielen Deutschen und bundesdeutschen Regierungen, ob schwarz-gelb, rot-grün oder schwarz-rot eine schon wieder vergessene Mahnung.

Antifaschistischer Neuanfang und Herausbildung der Weltanschauung und des Berufswunsches

Die Bombardierung unserer Stadt, das Kriegsende, die Not der ersten Nachkriegsjahre und die bangen Fragen nach der Zukunft ließen auch uns Kinder ernsthafter und reifer werden. Bewusster nahmen wir alles um uns auf. Noch während der amerikanischen Besatzungszeit kam es in unserem Ort zu einer Kundgebung, auf der der nach zwölfjähriger Haft aus dem Konzentrationslager Buchenwald befreite Kommunist *Karl Schröter* () begrüßt wurde. Auf dem Platz vor der Gaststätte „Zur Friedenseiche“, dem traditionellen Arbeiterlokal in unserem Ort, versammelten sich viele Einwohner. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wer zu dieser Begrüßungsveranstaltung eingeladen hatte und wer die Redner waren. Ich sehe die abgemagerte Gestalt von *Karl Schröter* in seiner Häftlingskleidung, der den Eindruck eines kranken Mannes machte, noch heute vor meinen Augen. Was in seinem Kopf bei diesem Begrüßungszeremoniell vorging, ist schwer zu sagen. Nach meiner Erinnerung sprach er nicht auf dieser Veranstaltung. Auch später wurde er nicht mehr politisch aktiv und verstarb bald. Von dieser Veranstaltung ist mir noch gut in Erinnerung, dass alle alten Arbeiterfahnen, von der goldbestickten Fahne des Ortsvereins der SPD, über die rote Fahne mit Hammer und Sichel der KPD bis zu den schmucken Fahnen des Arbeitersportvereins, darunter die Standarte der Kinderabteilung des Arbeitersportvereins, die ich später noch oft tragen sollte, die Nazizeit überlebt hatten und erstmals wieder gezeigt wurden.

Im Juni bekam unser Ort noch einmal für einige Tage amerikanische Einquartierung, als die Amerikaner sich entsprechend den Beschlüssen der Potsdamer Konferenz aus Thüringen zurückzogen. Sofort nach Abzug der amerikanischen Truppen erschienen in unserem Ort an vielen Stellen kleine schwarz-weiße Plakate mit der Aufforderung, die Truppen der ruhmreichen Roten Armee bei ihrer Ankunft in Nordhausen in der Grimmelallee vor dem Landratsamt als unsere Befreier zu begrüßen. Wir fanden uns mit unserem Vater zur bewussten Stunde am angekündigten Tag dort ein und harrten mit vielen anderen Teilnehmern der Dinge, die da kommen sollten. Nachdem mich beim Einzug der amerikanischen Truppen das moderne Kriegsgerät sehr beeindruckt hatte, war ich doch etwas enttäuscht, als nach einiger Zeit des Wartens der Verband der sowjetischen Einheit an uns vorbeizog. Neben einigen Jeeps für die Offiziere bestand er aus Panjewagen und Lastwagen eines mir damals wegen seines kastenförmigen Aussehens als altertümlich erscheinenden Typs, auf denen die Mannschaften aufsaßen und begleitet von Bajanos (Knopfakkordeons) sangen. Hinsichtlich des Lastwagentyps GAS-AA habe ich mich später korrigieren müssen: er erwies sich mit seinen 42 PS, seinen 70 Stundenkilometern und 20 Litern Kraftstoffverbrauch im Krieg dank seiner Robustheit, Allwettertauglichkeit und des geringen Wartungsbedarfs als überlegenes Transportmittel. Der heldenhafte Einsatz der sowjetischen Kraftfahrer im Großen Vaterländischen Krieg ist oft beschrieben und Denkmäler erinnern an ihre Leistungen. Nicht von ungefähr schmücken diese Kraftwagen die Denkmäler.

Mit dem Einzug der sowjetischen Truppen wurde die sowjetische Militärverwaltung aufgebaut, es erschienen ihre ersten Befehle. Nur langsam normalisierte sich das Leben. Wann die Schule wieder beginnt, war noch nicht klar. Es fehlte an nationalsozialistisch unbelasteten Lehrern, aber vor allem an Schulraum in der ausgebombten Stadt. In unserem

Ort wurde ein aus Kassel stammender Verwaltungsfachmann, ein ehemaliger Sozialdemokrat, Herr Engelmann () als Bürgermeister eingesetzt, den die Bombenangriffe auf Kassel mit seiner Familie in unseren Ort verschlugen. Als er im Jahre 19 (?) mit entsprechender Genehmigung wieder in seine Heimat zurückkehrte, wurde bis zur Eingemeindung unseres Ortes in die Stadt Nordhausen im Jahre 1950 ein alter Freund unserer Familie und weitläufiger Verwandter, *Max Wille* (1898 ... 1981) Bürgermeister. Er war der zweitälteste Sohn eines der zwei Salzaer Kautabakfabrikanten Fritz Wille (1867 ... 1937)* und vor der Vereinigung von SPD und KPD lange Jahre Mitglied der SPD. Später war er lange Zeit Bürgermeister der Stadt Bleicherode. Auch seine Familie hatte durch den faschistischen Krieg persönliches Leid erfahren: der älteste seiner zwei Söhne fiel gleich zu Beginn des 2. Weltkrieges.

Im Mittelpunkt aller Anstrengungen, auch unserer Familie, stand die Sicherung des täglichen Brotes. Die ersten Nachkriegsjahre waren hinsichtlich der Ernährung in Deutschland die härtesten. Natürlich war die Not bei uns nicht zu vergleichen mit dem, was sich in unseren großen Städten abspielte. Auch nicht zu vergleichen mit dem Hunger, den auch meine spätere Frau *Gerda* in den Kriegsjahren in der Sowjetunion spürte. Unsere ländliche Einbettung, vor allem die kleine „Hauswirtschaft“ meiner Oma *Hedwig* milderte in unserer Familie die Probleme.

Schon in den Kriegsjahren war ich bei meiner Oma *Hedwig* mit als Familienmitglied „eingetragen“. Meine Oma, die damals mit meiner Tante *Erni* zusammen wohnte, hätte nicht jedes Jahr schlachten können, weil ihnen zu zweit nicht soviel Fleisch zustand. So wurde ich bei ihnen mit angemeldet. Ich erhielt keine Fleischmarken, aber mir stand dafür ein Drittel des Schweins zu. Das war eine solide Grundlage für die Ernährung unserer Familie.

Bevor die großen Werke ihre Arbeit wieder aufnahmen, nutzte mein Vater seine handwerkliche Geschicktheit in einer kleinen Autowerkstatt in unserem Ort. Für den örtlichen Rossschlächter wurde ein Flaschenzug gebaut, so dass er in der Lage war, in seinem Schlachthaus selbst Pferde zu schlachten, nachdem das auf dem bombenzerstörten Schlachthof der Stadt nicht mehr möglich war. Da mit Naturalien bezahlt wurde, war die Fleischversorgung auch hiermit gesichert. Auch eine selbstgebaute Ölpresse tat damals gute Dienste. Meine Mutter fuhr die umliegenden Bauerndörfer ab und bot ihre Schneiderleistungen gegen Produkte von Feld, Garten und Stall an. Unser Garten wurde intensiv bewirtschaftet und die Kaninchenzucht und Hühnerhaltung maximal ausgedehnt. Dazu wurden im Sommer auf den abgeernteten Feldern Ähren gesammelt, im Herbst Kartoffeln und Zuckerrüben „gestoppelt“. Im nahen Harz wurden Blaubeeren und im Herbst Bucheckern gesammelt. Für zehn Kilo Eckern gab es einen Liter Öl. So mancher Bauer bereicherte sich auch an der Not der Städter und vor allem der Umsiedler und Flüchtlinge. Das Wort eines Bauern, der behauptete, er habe nun alles, bis auf den Teppich im Kuhstall, machte damals die Runde. Täglich ergossen sich Ströme von Städtern in die Dörfer. Was zu entbehren war, wurde gegen Essbares eingetauscht.

Allmählich kam auch der Bahnverkehr wieder in Gang. Durch unseren Ort ging die Eisenbahnlinie Nordhausen – Northeim – Kassel, eine wichtige Interzonenstrecke, entlang derer so manches Schiebergut von Sachsen (Damenstrümpfe und sonstige Textilien) bis Bremerhafen und zurück (Heringe und Fischöl) bewegt wurde. Auch unsere Tabakarbeiter hatten mit Beginn der Zigarettenproduktion der Sorten I und II mit ihrem Deputat bald ein „Pfund“ in der Hand. Aus allen Küchen unseres Ortes roch es damals nach Fischöl, mit dem Kartoffeln gebraten wurden. Wir besangen diese Situation nach der Melodie eines Schlagers, wovon ich noch die folgenden Zeilen in Erinnerung habe:

* Siehe: „Die Geschichte der Kautabakfabrikation in Salza“ von Steffen Iffland im Heft 5 des Heimatboten (Der Heimatbote, Heimatkundliche Beiträge aus dem Landkreis Nordhausen, 2001, Heft 5, 21 ... 26).

„Heimatland mein Sachsen,
Chemnitz, du meine Heimatstadt,
wo die goldnen Damenstrümpfe wachsen,
jeder etwas zum Verschieben hat...
Ja, die Männer sind schon der Liebe wert,
und jeder der nach Wesermünde fährt,
hat der geliebten Frauen viel,
aber jede 10 Pfund Hering will.“

Wie am Anfang des 19. Jahrhunderts blühte bei uns wieder der Schmuggel. Damals war es die ganz in der Nähe verlaufende Grenze zwischen dem Königreich Hannover und Preußen und der im Königreich Hannover billigere Kaffee, Tee und Tabak, der den Schmuggel bewirkte. Wir hatten neben unserem Garten noch ein Stück Land auf einem ehemaligen Aschenschacht erworben, auf dem wir mit niedrigen Erträgen Kartoffeln und Bohnen anbauten. Die geringen Erträge kleiner Knollen der Sorte „Böhms Mittelfrühe“ waren nur als Pellkartoffeln zu verwerten. Pellkartoffeln mit Zwiebelsoße waren eine Zeitlang unsere Hauptnahrung. Für den Rest meines Lebens ist mir der Genuss von Pellkartoffeln gründlich verdorben. Im Herbst wurde Rübensirup gekocht und zu dem Fischölgeruch mischte sich im Ort der Rübengeruch. Aus den ausgepressten Schnitzeln wurde noch Marmelade bereitet. Aus Pflaumen wurde Mus gekocht und die „Muskrücken“ wurden genauso von Haus zu Haus weitergereicht, wie die Rübenpressen. In dieser Zeit waren die Hausfrauen hinsichtlich Rezepturen für abwechslungsreiche Kost besonders erfinderisch. Ich erinnere mich noch an einen Brotaufstrich aus Mehl oder Gries, Öl und Zwiebeln, nach Art von Bratheringen eingelegte Kartoffelpuffer, alle Arten von Kartoffelkuchen und an ein aus getrockneten roten Rüben bereitetes kakaoähnliches Getränk.

Neben der Sicherung der Ernährung spielte die Bevorratung mit Heizmaterial eine große Rolle. In den Wäldern des Südharzes wurden uns von den Förstern Rotbuchenstämme zugewiesen, die selbst zu zerkleinern und zu „metern“ waren. Meist arbeiteten mehrere Familien zusammen. Wir zogen dann mit Äxten, Schrotsägen, Vorschlaghämmern und Keilen bewaffnet aus und schiefen auch gleich vor Ort. Obwohl das eine harte, ungewohnte Arbeit war, war das für uns Jungendlichen immer ein großes Abenteuer. Nach Abnahme unserer Arbeit durch den Förster mussten wir den Abtransport organisieren. Den führte für uns ein verwandter Bauer mit seinem Pferdegespann aus. Nie werde ich die Verzweiflung meiner Eltern vergessen, als uns einmal das aufbereitete Holz im Rüdigsdorfer Forst gestohlen wurde.

Im Kontrast zur schlechten Ernährungslage standen alle Arten von Vergnügungen. Als sollten durch den Krieg verlorene Jahre nachgeholt werden, hatten Tanzlokale und Tanzkapellen Hochkonjunktur. In jeder geeigneten Gaststätte wurde mehrmals wöchentlich zum Tanz aufgespielt. Die Tanzdielen waren stets überfüllt. Hunger konnte den Vergnügungsdrang nicht eindämmen.

Mein Bruder arbeitete bis zum Wiederbeginn des Schulunterrichtes in einem Kirchengut im nahen Krimderode als Landarbeiter. Das Gut wirtschaftete ausnahmslos mit Ochsespannen. Aus dieser Tätigkeit meines Bruders als „Ochsenkutscher“ haben sich bei mir zwei Erlebnisse eingepreßt. Erstens die ständige Angst meines Bruders, nicht vor dem Ochsen, sondern vor seinem Namen. Während des Krieges hatten mit den Ochsen „Ostarbeiter“ gewirtschaftet. Der meines Bruders bekam von ihnen den Namen „*Stalin*“. Bei der Arbeit, wenn er mit „*Stalin*“ schimpfte, schaute er sich stets ängstlich um, ob auch keine sowjetischen Soldaten in der Nähe waren. Ein zweites unvergessliches Erlebnis hatte ich, als mein Bruder und ich, den ich oft bei der Arbeit begleitete, uns mit dem Ochsespann auf dem Heimweg befanden, als sich „*Stalin*“ plötzlich einige hundert Meter vor dem Ziel auf der Hauptstraße des Ortes hinlegte und von uns nicht zum Weitergehen bewegt werden konnte. Zum Glück kam bald ein älterer erfahrener Landarbeiter mit seinem Gespann. Er nahm ein Bündel Stroh,

legte es dem Ochsen unter das Hinterteil und zündete es an. Der Effekt war ungeheuerlich. „*Stalin*“ sprang auf, rannte unaufhaltsam mit dem Wagen bis zu seinem Stall.

Mein Bruder interessierte sich damals sehr für Geschichte und besonders frühe Geschichte unserer Heimat. Schon während seiner Schulzeit in Ballenstedt war dafür sein Interesse geweckt worden. So hatte er selbst Ausgrabungen an verschiedenen Harzer Burgen, vor allem an der Burgruine Stecklenburg bei dem am nördlichen Harzrand gelegenen Ort Stecklenberg (den Phytopathologen bekannt durch die „Stecklenberger Krankheit der Süßkirsche“, deren Virusetologie von meinem späteren Vorgänger als Institutsdirektor im Institut für Phytopathologie Aschersleben Prof. Dr. *Maximilian Klinkowski* (1902 ... 1971) und seiner Mitarbeiterin Dr. *Giesela Baumann* () in den fünfziger Jahren aufgeklärt wurde) durchgeführt und besaß eine stattliche Sammlung prähistorischer Gefäße und Werkzeuge. Auch während seiner Landarbeiterzeit befasste er sich mit Studien der Heimatgeschichte. Dazu hatte er bald in einem in unseren Ort wohnenden Bahn-Sekretär der Reserve, Herrn *August Liesegang* (), einen aufgeschlossenen Mentor, der ihm Einblick in sein umfangreiches Archiv zur Heimatgeschichte gab. Viel freie Zeit verbrachte mein Bruder mit dem Studium der Heimatgeschichte und für ihn stand damals fest, dass er einmal Geschichte studieren würde. Die Umstände haben diesen Berufswunsch vereitelt. Als er bereits seine Zulassung zum Geschichtsstudium an der Friedrich-Schiller-Schiller Universität hatte, trat er auf Bitten meiner Mutter dieses nicht an, da er keine entsprechende Kleidung besaß und meine Eltern sich außerstande fühlten, ihn entsprechend zu kleiden, sich andererseits schämten, ihren Sohn so an eine Universität zu schicken.

Mein Bruder *Horst* (1929 ... 2007), war nach seinem Abitur in verschiedenen hauptamtlichen Funktionen in der Freien Deutschen Jugend tätig, studierte später Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Nach verschiedenen Funktionen in SED-Parteileitungen im Bereich des Gesundheitswesens arbeitete er nach erfolgter Promotion bis zu seiner gesundheitsbedingten Emeritierung als Leiter des Bereiches Gesellschaftswissenschaften an der Akademie für ärztliche Fortbildung beim Ministerium für Gesundheitswesen in Berlin-Lichtenberg. Wissenschaftlich befasste er sich vor allem mit Problemen der Gesundheitspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Nach dem Ende der DDR war er bis zu seinem Tode aktives Mitglied des Vereins für Medizin und Gesellschaft e. V., und hat in seinem Berliner Wohngebiet unermüdlich für die „Volkssolidarität e.V.“ gearbeitet, obwohl der frühe Tod seines einzigen Sohnes und der sich über mehr als zehn Jahre hinschleppende Rechtsstreit mit einer Westberliner „Erbin“, die ihm sein rechtmäßig erworbenes kleines Grundstück in Berlin-Mahlsdorf mit immer neuen widerlichen Verleumdungen „abluchsen“ wollte, seine Gesundheit sehr untergraben hatte. Als wir ihn im Jahre 2007 auf dem kleinen Mahlsdorfer Friedhof unweit seines langjährigen Wohnhauses, an der Seite seines so früh verstorbenen Sohnes *Peter* (1952 ... 1995) zur letzten Ruhe betteten, war fast keiner seiner früheren „Freunde und Genossen“ anwesend. Auch keiner von denen, die ihm in ihrem Leben viel zu verdanken hatten. Umso mehr habe ich mich gefreut, dass ein alter Freund der Familie, der Pathologe und langjährige Direktor des Pathologischen Institutes der Charite, Prof. Dr. *Heinz David*, der sich in der Wendezeit große Verdienste um die demokratische Erneuerung der Akademie der Wissenschaften erwarb* und in der Folgezeit in unwürdiger Form mit Hilfe der „Stasikeule“ aus der Charite vertrieben wurde und zu den 88 % von Forschern, Hochschullehrern und Lehrern, also Vertretern der geistigen Elite der DDR gehörte, die aus ihren Positionen entlassen wurden**, mit bewegenden Worten eine ehrliche

* Siehe: Heinz David:

** Siehe: Ausschuss für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte der Vereinten Nationen, Bericht vom 2. 12. 1998 (E./C) 12/1 Add. 29).

Wertung seines Lebens gab. Dankbar war ich auch den vielen Mahlsdorfer Bürgern, die ihn als Nachbar, Organisator vieler erlebnisreicher Stunden und Hilfsaktionen der Volkssolidarität im Ortsteil schätzen gelernt haben und auf seinem letzten Weg begleiteten. Für mich eine unvergessliche, ja rührende Überraschung war die Anwesenheit seiner ersten „Jugendliebe“, *G. R.*, die Tochter eines Architekten aus unserem Ort, die ihr Beruf ebenfalls nach Berlin verschlagen, mit ihrer eigenen Familie hier lebte und in der Zeitung vom Tode meines Bruders erfahren hatte. Wie oft habe ich die beiden als Junge bei ihren zärtlichen Rendezvous gestört und meinen Bruder geneckt! Meine Schwägerin *Christel Spaar*, geb. *Dohnke* (1928 ... 2008), hat den Tod ihres geliebten Mannes nicht überwunden und verstarb nur ein Jahr nach ihm, nachdem sie das kleine Häuschen noch ihrem „Ein und Alles“, dem im Jahre 1979 geborenen Enkel *Sascha (Alexander) Spaar* übergeben konnte.

Auch ich wurde von meinem Bruder „angesteckt“ und befasste mich in dieser Zeit viel mit Heimatgeschichte, besonders hatte es mir ein von Herrn *Liese gang* zusammengestellter Almanach über die Geschichte und Tätigkeit des Harzbundes angetan, den er uns ausgeliehen hatte.

War Herr *Liese gang* in unserer Kinderzeit oft das Ziel unseres Schabernacks, so verehrte ich ihn nun. Eine Entschuldigung für unsere Kinderstreiche habe ich aber nicht fertig gebracht. Besonders am Martinstag oder Martini (10.11.bzw. 11.11.) war er stets unser Opfer. An diesem, in katholischen Regionen dem heiligen *Martin* gewidmeten, in meiner protestantischen Thüringer Heimat der Geburt *Martin Luthers* am 10.11. und seiner Taufe auf den Namen *Martin* am 11.11. gewidmeten kirchlichen Feiertag, wurden traditionell in den Familien in Nordthüringen Kerzen mit Abbildungen aus dem Leben *Luthers* angezündet. Es gab Gänsebraten (soweit vorhanden), aber mindestens Grünkohl zum Essen. Uns Kinder reizte damals an diesem Tag am meisten der Brauch, Feuerwerkskörper (Knaller, „Knallfrösche“ und ähnliche, häufig selbst gebastelte Dinge) zu zünden (Feuerwerk in der Silvesternacht war damals bei uns nicht üblich). Besonders beliebt waren die „Knallfrösche“: sie sprangen nach der Zündung unter großem Lärm in verschiedene Richtungen. Einmal haben wir mit einem solchen Streich sogar das Pferd des Bäckers *Gothe* aus dem Nachbarort Herreden zu Fall gebracht, der mit einem kleinen Wägelchen Kunden im nahen Nordhausen belieferte. Uns genügte es nicht, die Knallkörper im Freien loszulassen. So war stets der Hausflur und Briefkasten von Herrn *Liese gang* Ziel unserer Streiche. Wir zündeten die Knallkörper, klingelten bei ihm und verkrochen uns. Wenn der alte Herr die Tür öffnete, erlebte er ein furchtbares Geknatter und wir beobachteten aus sicherem Versteck seine hilflosen Reaktionen. Besonders freute uns, dass er immer auf das Neue auf unsere Streiche hereinfiel. Ja, Kinder können grausam sein.

Noch im Sommer wurden demokratische Parteien und Massenorganisationen zugelassen und neue Verwaltungen eingesetzt. In unserem Ort bildeten sich starke Gruppen der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands und der Kommunistischen Partei Deutschlands, kleinere der Liberaldemokratischen Partei Deutschlands und der Christlich-Demokratischen Partei. Mein Vater trat der Kommunistischen Partei Deutschlands bei. Ich habe leider nie mit ihm darüber gesprochen, was ihn dazu bewog, nachdem er Jahrzehnte der USPD bzw. der SPD angehörte. Auch die Sportvereinigung in unserem Ort wurde mit viel juristischen Querelen wieder zugelassen, von denen ich aber damals nichts erfuhr. Wir turnten und trieben Leichtathletik in einer Kinderriege des Turnvereins, die später noch während meiner Mitgliedschaft mehrfach ihre organisatorische Zugehörigkeit wechselte. Mein Vater und der Mann einer Nichte meiner Oma *Hedwig, Adolf Lutze* (... 1945), der leider durch leichtsinnigen Umgang mit einer Granate aus dem Zweiten Weltkrieg bald tödlich verunglückte, waren unsere ersten Übungsleiter.

Ganz groß wurden in den ersten Jahren nach 1945 in unserem Ort Fußball und Handball geschrieben. Sonntag für Sonntag pilgerten wir auf den Sportplatz, der später zu Ehren eines verdienten Funktionärs des Arbeitersportvereins Salza, des Vaters meines Onkels *Richard*

Henze, Karl Henze (1880 ... 1946) den Namen *Karl-Henze-Sportplatz* erhielt. Unsere Fußballmannschaft war damals ein starkes Team und stand lange Zeit an der Spitze der Tabelle in der Kreisklasse. Neben „Ursalzaer“ Spielern, die unversehr den Krieg überstanden hatten, wie mein Cousin *Kurt Blauwitz* (Torhüter) (), Sohn meiner Tante *Marie* (1893 ... 1972), der ältesten Schwester meines Vaters und ihres Mannes aus erster Ehe, der im 1. Weltkrieg gefallen ist, *Hans Baumgarten* (Mittelstürmer), „*Ossi*“ *Ballhause* (Mittelläufer), *Hans Hesse* (Verteidiger) (), der Schwager meines Cousins *Kurt Blauwitz*, jüngeren Nachwuchsspielern, wie *Günter Löffler*, *Herbert Leukefeld*, mein Cousin *Otto Hoberück* (1923 ... 1992), Sohn meiner Tante *Marie* aus zweiter Ehe mit meinem Onkel *Gustav Hoberück* (1895 ... 1981), *Arno Schütze*, *Horst Engelmann*, *Kurt Strohmeier*, „*Kupper*“ *Kunze* und anderen, waren es vor allem zwei durch den Dienst auf dem Nordhäuser Fliegerhorst nach Salza verschlagene Sportfreunde, die sich als Stützen unserer Mannschaft bewährten: *Gerhard Jost*, der in unserem Ort die Tochter eines Bäckermeisters heiratete und *Hans Noack*, der eine Neulehrerausbildung absolvierte und als Lehrer an unserer Schule wirkte. *Gerhard Jost* lieferte als Außenstürmer die maßgerechten Flanken, die *Hans Noack* per Kopfball verwandelte. Die gegnerischen Mannschaften fanden hierzu keine Einstellung. Die Spiele endeten häufig zweistellig für unsere Mannschaft. Besonders heiß ging es immer her, wenn unsere Mannschaft gegen die Mannschaft der Kreisstadt Nordhausen spielte. Schon damals bildeten sich dann immer zwei unerbittliche Fanblöcke. Wehe, wenn man im falschen Block die falsche Mannschaft anfeuerte!

Auch unsere Handballmannschaft (damals wurde noch Feldhandball gespielt), war damals im Kreis eine Spitzenelf. Ich erinnere mich noch gut an solche Salzaer Spieler, wie *Kurt Saalfeld* (Mittelläufer), den damaligen Mann meiner Tante *Erni*, *Heinz Kramer*, und *Georg Brückner* (Außenstürmer). Besonders imponierten mir damals die tollkühnen Paraden unseres Torhüters, des Sportfreundes *Alfred Kunze*.

Später, als unsere Salzaer Sportgemeinschaft schon in die Betriebssportgemeinschaft Empor Nordhausen-West mit dem Trägerbetrieb Nortag-Hanewacker umgewandelt war, spielte ich selbst als Mittelläufer Handball in der A-Jugend des Vereins. Mit dem Studium endeten meine sportlichen Aktivitäten. Am obligatorischen Sportunterricht während des Studiums an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena nahm ich mit großem Widerwillen teil. Noch langweiliger war der Sportunterricht an der Timirjasew-Akademie in Moskau. Im Sommer mussten wir im Stadion unsere Runden drehen, und im Winter auf Skiern in eingefahrenen Spuren im verschneiten Park, um irgendwelche Armee-Normen zu erfüllen. Ich habe sie nie erreicht. Ich hatte mir aber Schlittschuhe zugelegt und zeichnete abends nach Schließung der Lesesäle um 23 Uhr vor dem Schlafengehen im Winter immer noch einige Kurven auf das Eis der in der Nähe der Wohnheime angelegten Eisbahn („Katok“).

Allmählich erwachte auch mein politisches Interesse. In unserem Ort bildete sich bald unter Anleitung älterer Genossen eine Ortsgruppe der Antifa-Jugend, die mit Gründung der Freien Deutschen Jugend eine Gliederung dieses Jugendverbandes wurde. In diesem Zusammenhang denke ich voller Dankbarkeit an „*Papa Herz*“ () zurück, einen alten sozialdemokratischen Genossen, dessen Herz stets für die Jugend schlug. Er lenkte uns in unaufdringlicher Weise auf richtige Pfade. Auch *Fritz Gebhardt*, unser erster Jugendleiter, hatte damals großen Einfluss auf meine politische Entwicklung.

Fritz Gebhardt (1923 ... 1963), gebürtiger Nordhäuser, aus einem kommunistischen Elternhaus stammend, war mit meiner Großcousine *Ilse Ballhause* (1925 ... 2005) verheiratet. Er wurde Neulehrer an unserer Salzaer Schule, war ein talentierter Pädagoge, hatte nicht nur unsere Jugendgruppe aufgebaut, sondern sich auch große Verdienste um unsere FDJ-Kulturgruppe erworben, besonders um die Entwicklung unseres FDJ-Klampfenchores und später des Pionierchores. Später war er Schulleiter in Salza, bevor er Schulrat wurde. Bereits im Jahre 1963 erlag er einem Krebsleiden.

An *Willi (Lute) Bönisch* (), einen aus der SPD hervorgegangenen Genossen, gelernten Maurer und Hausschlachter, der dann hauptamtliche Parteifunktionen im VEB Nortag-Hanewacker einnahm, denke ich voller Dankbarkeit zurück. Er hatte immer ein offenes Ohr für die Jugend. Mit viel Einfühlungsvermögen hat er viele unserer Fragen beantwortet. Als *Fritz Gebhardt* im Zusammenhang mit seiner weiteren beruflichen Entwicklung sich auf die Leitung unseres Chores zurückziehen musste, übernahm *Willi* das Amt des Jugendleiters. Er hat viel für unsere Jugendgruppe und die FDJ-Kulturgruppe getan.

Gern denke ich auch an das Treffen der ehemaligen Salzaer FDJ-Gruppe, das er gemeinsam mit unseren in Salza wohnenden Jugendfreunden *Fritz Decker* und *Werner Fiedler*, die in unserer Kulturgruppe zwar nicht unmittelbar künstlerisch tätig waren aber mit ihrer „Inspeziententätigkeit“ (Beleuchtung und Vorhang) wichtige Funktionen erfüllten und mit denen mich auch über Jahre eine Jugendfreundschaft verband, im Jahre 1972 organisierte. Aus den verschiedensten Orten der Republik, wohin sie ihre berufliche Entwicklung verschlagen hatte (ich war damals Direktor des Instituts für Phytopathologie der AdL in Aschersleben) kamen viele der Ehemaligen nach Salza. Unter dem Motto: „Wir sind jung, und das ist schön“ (eine Zeile aus einem unserer Jugendlieder) haben wir in der „Friedenseiche“ einen zünftigen Tanzabend erlebt, viele Erinnerungen ausgetauscht, beim Abschied von diesem Treffen gab es auch viele Tränen. Gemeinsam mit unseren Kindern besuchten wir die Gedenkstätte im früheren Konzentrationslager Dora und legten im ehemaligen Krematorium im nahe gelegenen Kohnstein einen Kranz nieder.

Im Jugendheim in der damaligen Heimstraße, heute Johannes-Kleinspehn-Straße, fanden die ersten Treffen und Heimabende statt. Obwohl ich noch keine 14 Jahre alt war, besuchte ich stets die damals sehr interessanten Heimabende, zu denen sich anfangs mehr oder weniger zögerlich, aber dann immer mehr Jugendliche einfanden. Hier waren, wie auch später in unserer Kulturgruppe, alteingesessene Jugendliche vereint mit vielen Umsiedlern aus dem ehemaligen deutschen Osten, die im Ergebnis des faschistischen Raubkrieges ihre Heimat verloren hatten. In Diskussionen setzten wir uns mit der faschistischen Vergangenheit auseinander. Besonderen Anklang fanden solche Diskussionsabende, bei denen aktuelle Fragen in Form parlamentarischer Debatten behandelt wurden: die Anwesenden teilten sich in Befürworter und Gegner bestimmter Forderungen, zum Beispiel der Rechte der Jugend, und wir übten uns in der politischen Argumentation. Bald erschienen auch die ersten, vom Zentralrat der FDJ herausgegebenen Heimabendhefte, die damals auf hohem Niveau interessante Themen für die Gestaltung von Heimabenden boten. Sie brachten uns viele von den Nazis verbotene Dichter und Schriftsteller nahe und machten uns mit den antifaschistischen deutschen Schriftstellern des Exils vertraut. Hier machte ich meine erste Bekanntschaft mit solchen Dichtern des Vormärz, wie *Ferdinand Freigrath* (1810 ... 1876), *Georg Weerth* (1822 ... 1857) und *Georg Herwegh* (1817 ... 1875), sowie mit *Georg Büchner* (1813 ... 1837) und *Heinrich Heine*. Auch die bissigen satirischen Gedichte über die Nazis vom proletarisch-revolutionären Schriftsteller *Erich Weinert* (1890 ... 1953) und vom antifaschistischen Autor und Schauspieler *Horst Lommer* (1904 ... 1969) hörte ich hier erstmals. Die Verse des letzteren sprachen mich damals besonders an. Sein Gedicht von der „deutschen Volksgemeinschaft“ der Nazis, dessen letzte Zeilen lauteten: „Und als Reichsgemeinschaftshaufen unser Volk zum Himmel stinkt“ hatte bei mir viel Nachdenken veranlasst. Noch heute bin ich skeptisch bei allen Verkündigungen von „Völker- und Volksgemeinschaften“. Auch als der Generalsekretär der SED und Vorsitzende des Staatsrates der DDR *Walter Ulbricht* (1893 ... 1973) in den sechziger Jahren die „sozialistische Menschengemeinschaft“ in der DDR verkündete, hatte ich doch beträchtliche „Bauchschmerzen“.

Das Heimabendheft mit dem von der österreichischen antifaschistischen Schriftstellerin *Hermynia zur Mühlen* (1883 ... 1951) geschriebenen Stück „Der Knecht“ sollte für unsere FDJ-Gruppe besondere Bedeutung erlangen. In diesem in Form eines Märchens

geschriebenen Lehrstück wurde sehr verständlich das Wesen der kapitalistischen Ausbeutung dargestellt: Waldarbeiter hatten sich zur Erleichterung ihrer schweren Arbeit gemeinsam eine Motorsäge, den Knecht, angeschafft, lebten zufrieden, bis ein „Investor“ kam, der ihnen größere Einkünfte versprach, wenn er den „Knecht“ übernahm. Nun war es mit der Eintracht zwischen den Waldarbeitern aus, die Mehrheit von ihnen unterlag den Lockungen des kapitalistischen Unternehmers, nur einer warnte mit den Worten: „Der Knecht wird Euer Herr werden“. Es geschah, was kommen musste: die Waldarbeiter lebten fortan schlechter als vorher.

Wir lasen das Stück zunächst an einem Heimabend mit verteilten Rollen und diskutierten über seinen Inhalt. Als später unsere FDJ-Kulturgruppe in Salza* gegründet wurde, führte die Laienspielgruppe das Stück immer wieder mit Erfolg auf. In harter Konkurrenz mit der FDJ-Kulturgruppe Ellrich (den „Südharzer Jungspatzen“ unter Leitung von Wolfgang Stahl), in deren Laienspielgruppe solche hervorragenden Talente, wie zum Beispiel der Bäckergehilfe und spätere bekannte Charakterdarsteller *Rolf Hoppe* und *Dieter Schwinn* wirkten, gewannen wir viele Ausscheide und durften das Stück als Republiksieger im Jahre 1949 in der Kongresshalle am Leipziger Zoo vor den Delegierten des dritten Parlaments der Freien Deutschen Jugend aufführen. Die entscheidenden Rollen spielten *Wolfgang Jung*, *Helmut Einecke*, *Otto Gebhardt*, *Hans-Oskar (Hanno) Schützenmeister*, *Jochen Schirmer*, *Hans Wernecke* und *Günter Kaiser*, ich selbst spielte nur eine kleine Rolle in einer später von uns hinzugefügten Rahmenhandlung. An unsere Aufführung auf der Bühne der Leipziger Kongresshalle erinnere ich mich noch gut. Wir bekamen viel Beifall, spielten aber aus Zeitmangel das Stück nicht zu Ende. Der Konferenzleiter verkündete, dass die Autorin des Stückes als „Freundin der Jugend“ auch anwesend sei, sie wurde unter lautem Beifall zu uns auf die Bühne gerufen. Ich erinnere mich an eine hübsche, nicht mehr junge, schon grauhaarige schlanke Dame in FDJ-Kleidung (damals trugen alle „Freunde der Jugend“ ebenfalls diese Kleidung). Einige unserer Jungen hoben sie auf die Schulter und so genossen wir gemeinsam den Erfolg unserer Aufführung.

Dieses Laienspiel hatten wir so verinnerlicht, dass nach Jahren, als mein Bruder in der „Klaus“, einer Salzaer Gaststätte, seine Hochzeit feierte, die anwesenden Freunde zu fortgeschrittener Zeit spontan den „Knecht“ spielten.

Ich war vor allem im Klampfenchor unserer Kulturgruppe tätig. Trotz meines schlechten musikalischen Gehörs spielte ich, in Ermangelung besserer männlicher Sänger, Gitarre. Ich musste die Griffe zu jedem Lied auswendig lernen. Aber mit der Geduld der „musikalischen Leiter und Stützen“ unseres Chores – vor allem unseres Chorleiters *Fritz Gebhardt*, unserer Akkordeonspielerin *Erika Mertke* (einer Umsiedlerin aus dem tschechischen Sudetengebiet, die damals als Kindergärtnerin in unserem Ort arbeitete, in unserer Kulturgruppe den Neulehrer *Jochen Schirmer* () kennen lernte und als *Erika Schirmer* (*) mit dem später von ihr geschriebenen und komponierten Kinderlied von der „kleinen weißen Friedenstaube“ berühmt wurde), den Geschwistern *Bernhard*, *Christa* und *Winfried Brzenska* (Kinder eines in unseren Ort umgesiedelten Zahnarztes aus den Ostgebieten, der inzwischen mit seiner Familie im Hause des früheren Zahnarztes auf dem Schubertplatz wohnte und praktizierte; *Bernhard* ist leider früh verstorben, *Christa* wurde Ärztin und *Winfried* nach Studium in Dnepropetrowsk ein tüchtiger Metallurge) – wurde aus mir ein Klampfenspieler. Wir sangen Harzer Volkslieder, Lieder der proletarischen Wanderbewegung und auch neue Jugendlieder. „Wir sind die Harzgebirgler“ und das „Köhlerliesel“ gehörten genau so zu unserem Repertoire, wie „Ist die Arbeitszeit zu Ende, rüsten wir nach Burschenart“, „Heut ist ein

* Über die Geschichte der FDJ-Kulturgruppe Salza in den Jahren 1947 ... 1950 hat Prof. Dr. *Gerhard Fricke*, emeritierter Historiker aus unserem Ort und einst selbst aktives Ensemble-Mitglied, im Jahre 2004 im „Heimatboten. Heimatkundliche Beiträge aus dem Landkreis Nordhausen,“ Heft 7, Seiten 83 ... 103, einen sehr lesenswerten Beitrag geschrieben.

wunderschöner Tag“, „Wir sind jung, die Welt ist offen“, „Paddelboote frei“, „Hört die Jugend“, „Jugend heraus, erhebe Dich jetzt“, „Das neue Leben muss anders werden als dieses Leben in dieser Zeit ...“, „Wenn wir schreiten Seit an Seit“, aber auch die Lieder der Freien Deutschen Jugend „Bau auf, bau auf“, „Freie Jugend, neues Leben“ und das „Weltjugendlid“ gehörten dazu. Die Arbeit unserer Kulturgruppe war zu Schule und häuslichen Aufgaben eine große Belastung. In der Woche mindestens einmal Proben, sonntags ging es meist zu Arbeitseinsätzen mit anschließenden Chorauftritten. Gut erinnere ich mich an unsere Arbeitseinsätze im 14 km entfernten Günzerode, wo wir aus den Gebäuden des bei der Bodenreform enteigneten Gutes Baumaterial für Neubauernhäuser gewannen und anschließend häufig noch Chorauftritte

hatten. Oft führten wir auch Arbeitseinsätze beim Aufbau des IFA-Schlepperwerkes in Nordhausen durch, das auf den Ruinen des von der sowjetischen Militärverwaltung für Reparationsleistungen demontierten und dann gesprengten Panzermotorenwerkes „Montania“ wieder errichtet wurde. Im Südharz holten wir gewonnenes Brennholz für die Gemeinde und natürlich auch für unser Jugendheim von den steilen Bergen an die Waldwege herunter, damit es abgefahren werden konnte. Auch in unserem Ort traten wir häufig zu „Elterabenden“ im Saal der Friedenseiche auf. Wenn an Sonntagen nicht Arbeitseinsätze außerhalb des Ortes auf der Agenda standen, spielte eine eigene kleine Kapelle unserer Kulturgruppe nachmittags im Saal der „Friedenseiche“ zum Tanz auf.

Die Mitglieder unserer FDJ- Kulturgruppe vereinte „gleicher Sinn, gleicher Mut“, wie es so schön im Weltjugendlid heißt, wir wollten nach dem Erleben von Krieg, Not und Verbrechen der Nazis eine bessere Gesellschaft, wie wir damals sangen:

„Das neue Leben muss anders werden,
als dieses Leben in dieser Zeit,
da darf's kein Hungern, kein Elend geben,
packt alle an, dann ist es bald soweit“.

Dafür wollten wir arbeiten. Es herrschte unter uns eine große Aufbruchstimmung. Niemand musste uns den Antifaschismus „verordnen“. Niemand kam gezwungener Maßen zu uns. Wir warben nicht, zu uns kamen die jungen Bewohner des Ortes, wenn sie sich von unseren Zielen und Überzeugungen angesprochen fühlten. Das waren natürlich längs nicht alle Jugendliche. So kann ich mich gut erinnern, dass der aus Ostpreußen stammende, nach 1945 als Umsiedler in unserem Ort wohnende, später von mir so geschätzte, bekannte Dokumentarfilmer unserer Republik, *Gerhard Scheumann* (1930 ... 1998), der sein Abitur auch an der Humboldt-Schule in Nordhausen ablegte, damals nicht den Weg in unsere FDJ-Gruppe in Salza fand.

Neben dieser Arbeit in der Kulturgruppe nahm ich als Vertreter der FDJ zu verschiedenen Zeiten auch an der Arbeit des Antifa-Ausschusses unserer Gemeinde und der Wohnungskommission teil, zwei kommunale Aufgaben, für die mir der Gemeindebote monatlich sogar Sitzungsgeld überbrachte, eine willkommene Aufstockung meines Büchergeldes. Ohne Honorar, aber ebenfalls mit viel Zeitaufwand bei verschiedenen Aktionen arbeitete ich im Ortsausschuss der Nationalen Front und im örtlichen Friedenskomitee. Besonders die Arbeit in der Wohnungskommission war damals aufwendig. Die sowjetische Militäradministration hatte gerade den Befehl erlassen, die Umsiedler, die zunächst vor allem in den in der Umgebung unseres Ortes reichlich vorhandenen Baracken Unterkunft fanden, in Häusern und Wohnungen der Einwohner unterzubringen. Während es unter den Jugendlichen unseres Ortes und den jungen Neubürgern keine Probleme der „Integration“ gab, herrschten doch unter der älteren Generation der altansässigen Bevölkerung viel Voreingenommenheit, ja Feindschaft gegenüber den neuen Bürgern vor. Ungern teilte man den Wohnraum mit ihnen. Mit meinem Onkel *Arthur Spaar*, der als Vertreter des FDGB in der Wohnungskommission tätig war, gingen wir zu den Wohnungsinhabern und Hausbesitzern, um sie von der Notwendigkeit der Aufnahme von Umsiedlern zu überzeugen. Das war ein nicht immer einfaches Unterfangen. Häufig wurde die Tür vor uns zugeknallt und

wir standen draußen. Ich wunderte mich, dass mein Onkel nach solchen Erfahrungen ein Beil mit sich trug und befürchtete, er wolle die Türen einschlagen. Das war aber nicht seine Absicht. Wenn wir klingelten, die Tür sich einen Spalt öffnete, schob er schnell sein Beil zwischen Tür und Rahmen, so dass sie nicht geschlossen werden konnte. Der Dialog begann dann durch den Türspalt. Mein Onkel erstaunte mich immer wieder durch seine Schlagfertigkeit. Ich erinnere mich, wie einmal ein erregter Wohnungsinhaber immer nur aus seiner Wohnung rief: „Ich bin beschränkt“. Mein Onkel antwortete ganz ruhig: „Das wollen wir von Ihnen doch gar nicht wissen, wir wollen uns mit Ihnen über Ihren Wohnraum unterhalten“.

Weniger aufregend war meine Tätigkeit im Ortsausschuss der Nationalen Front. Meine ständige Aufgabe bestand darin, regelmäßig die für meine Begriffe langweilige Zeitung der Nationalen Front an den Mann zu bringen, die mir der Vorsitzende des Ortsausschusses, *Fritz Weithäuser*, Inhaber eines Textilwarengeschäftes in unserem Ort, brachte. Ich ging von Tür zu Tür und wurde in der Regel die Zeitungen auch ohne Schwierigkeiten und Diskussionen los. Nur an eine Disput mit dem Ortsvorsitzenden der CDU, Herrn *Grönefeld* (), ein Umsiedler aus den Ostgebieten, erinnere ich mich, der mir klar machen wollte, dass die Sozialdemokraten schon immer „vaterlandslose Gesellen“ gewesen seien.

In meiner Tätigkeit im neu gegründeten Friedenskomitee im Ort holte ich mir bei unserem neuen Vikar eine Absage, als ich ihn für eine Mitarbeit im Friedenskomitee gewinnen wollte. Er teilte mir mit, dass auch die evangelische Kirche für den Frieden sei, aber ihre Wege andere seien. Hatten wir als FDJ-Gruppe schon früher aus den Steinen des 1945 zerstörten Horst-Wessel-Denkmal im nahen Nordhäuser Stadtpark einen Granitquader gewonnen und mit der Aufschrift „Frieden“ versehen auf der Verkehrsinsel vor der Gaststätte „Zur Friedenseiche“ aufgestellt (der Stein steht heute auf dem Dorfplatz (Karl-Liebknecht-Platz) im Ortsteil Nordhausen-Salza), so stellten wir auf Initiative des Friedenskomitees während des Korea-Krieges (1950 ... 1953) auf dem Dorfplatz die Originalhülle einer V2-Rakete mit anti-amerikanischen Losungen auf. Der kalte Krieg hatte uns bereits voll erfasst.

Mit den Beschlüssen des III. Parlamentes der FDJ, den Jugendverband zum Millionenverband zu entwickeln und die FDJ zum alleinigen Vertreter der Jugendlichen in Betrieben, an Schulen und Universitäten zu etablieren, nahm die FDJ-Arbeit immer mehr formale Züge an. Auch in unserem Ort ging es mit ihrer Arbeit langsam bergab. Es stießen zwar immer wieder gute Kräfte aus der Pionierorganisation zu uns, aber der ständige Aderlass bei allen möglichen „FDJ-Aufgeboten“ war zu groß. Zwar konnte ich noch den Schlüssel für das völlig für uns freigeräumte Jugendheim in der Johannes-Kleinspehnstraße in Empfang nehmen, das wir auch noch mit unseren Treffen und Veranstaltungen nutzten, auch Ferienspiele im Biergarten der alten Gaststätte „Zum Schurzfell“ haben wir noch maßgeblich organisiert, aber die „Luft ging allmählich raus“ aus unseren Aktivitäten.

Die nunmehr erscheinende antifaschistische Literatur (*Willi Bredels* (1901 ... 1964) „Die Prüfung“, *Anna Seghers* (1900 ... 1983) „Das siebte Kreuz“, *Wolfgang Langhoffs* (1901 ... 1966) „Die Moorsoldaten“ und *Stephan Hermlins* (1915 ... 1997) „Die erste Reihe“ seien besonders genannt) hatte einen großen Einfluss auf meine weitere weltanschauliche und politische Entwicklung. Besonders regte mich auch der im November 1948 vom damaligen Chefredakteur der „Berliner Zeitung“, *Rudolf Herrnstadt* (1903 ... 1966) im „Neuen Deutschland“ veröffentlichte Beitrag: „Über die Russen und über uns“ zum Nachdenken an (dabei war mir seine Logik damals durchaus verständlich). Die ersten Bücher, die ich 1945 erwarb, waren „Wie konnte es geschehen“ von *Max Fechner* (1892 ... 1973), „Der Totenwald“ von *Ernst Wiechert* (1887 ... 1950), „Der SS-Staat“ von *Eugen Kogon* (1903 ... 1987) und „Stalingrad“ von *Theodor Plievier* (1892 ... 1955). Zu meinem 13. Geburtstag im Jahre 1946 schenkte mir mein Vater das in jenem Jahr neu erschienene Buch: „Der Mensch und die Sterne“ des Astronomen *Bruno H. Bürgel* (1875 ... 1948). Die Widmung, die mir

mein Vater in das Büchlein schrieb, das noch heute meinen Bücherschrank ziert, blieb über all die Jahre mein Leitspruch, dem zu befolgen ich stets bemüht war:

„Willst Du wahres Glück erreichen,
brauche wenig, leiste viel,
so allein wird Dir's gelingen,
so allein kommst Du ans Ziel“.

Auch die ersten DEFA-Filme, wie „Die Mörder sind unter uns“ (1946) und „Der Untertan“ (1951) von Wolfgang Staudte (1906 ... 1984), „Ehe im Schatten“ (1947), „Die Buntkarierten“ (1948), „Der Rat der Götter“ (1950) von Kurt Maetzig (1911), u. a. bestärkten meine sich herausbildenden weltanschaulichen und politischen Positionen.

Allmählich dachte ich aber auch mehr und mehr darüber nach, warum die FDJ nach dem Faschismus soviel Rituale der Nazis übernommen hatte (an Stelle des „Braunhemdes“ das „Blauhemd“, die Massenaufmärsche und die Fackelzüge). War ich im Jahre 1949 noch stolzer Teilnehmer des Fackelzuges der Freien Deutschen Jugend, der die neugebildete Regierung der DDR in Berlin begrüßte, und trug auch noch beim 1. Deutschlandtreffen der FDJ im Sommer 19 in Berlin mit Überzeugung das Blauhemd, so änderte sich allmählich meine Meinung über solche Rituale. Ich hielt sie mehr und mehr für unpassend. Diese Auffassung habe ich mein Leben lang bewahrt. Wo immer mir in meinen späteren Funktionen Plätze auf Tribünen bei solchen „Shows“ angeboten wurden, habe ich diese stets abgelehnt und solche Inszenierungen gemieden. Das umso mehr, als auch meine Frau *Gerda* und ihre kommunistischen Eltern entschiedene Gegner solcher Shows waren. So habe ich zum Beispiel auch noch an der Festveranstaltung anlässlich des 40. Jahrestages der DDR im Oktober 1989 im Palast der Republik in Berlin teilgenommen, aber den angebotenen Platz auf der Ehrentribüne des Fackelzuges der FDJ abgelehnt.

Auf die weitere Formierung meines mit der Landwirtschaft verbundenen Berufswunsches hatte die demokratische Bodenreform im Frühjahr 1946 einen nicht unwesentlichen Einfluss. Wieder einmal war unsere Familie um meinen Vater in Ängsten: Er kehrte abends nicht von der Arbeit zurück und auch unsere Nachfragen brachten keine Klarheit über seinen Verbleib. Erst am anderen Tag erfuhren wir, dass er als Vertreter der KPD gemeinsam mit einem Herrn *Engelhardt* aus Nordhausen als Vertreter der SPD im 17 km von Nordhausen entfernten Pützlingen als Treuhänder auf dem dortigen Gut eingesetzt war, das einem Spross aus der Familie des Kolonialoffiziers *Lüderitz* () gehörte. Wie überall in der sowjetischen Besatzungszone wurde auch in Pützlingen eine Bodenreformkommission gebildet, die unter Vorsitz des Kleinbauern *Alwin Peter* () arbeitete. Mein Vater befreundete sich bald mit ihm und schlug mir bei einem meiner Besuche in Pützlingen vor, in den Ferien bei ihm zu arbeiten. Ich nahm das Angebot an und arbeitete seit 1946 in den Ferien immer in dieser Kleinbauernwirtschaft. Es war für mich eine sehr nützliche Lehrzeit, an die ich mich gern erinnere. *Alwin Peter* bewirtschaftete mit seiner Familie einen 7-Hektarbetrieb und galt hinsichtlich Erträge und Ackerkultur als der beste Bauer im Dorf. Sein Vater hatte noch neben der kleinen Landwirtschaft, wie das damals am Südharz und auf dem Eichsfeld sehr häufig der Fall war, Leinenweberei betrieben. Den Webstuhl konnte ich auf dem Dachboden des Hauses noch bestaunen. Herr *Peter* war in seiner Jugend zur See gefahren, hatte die Welt gesehen und die Landwirtschaft erst nach dem Tode seines Vaters übernommen. Ich hatte in ihm einen guten Lehrmeister und lernte in der kleinen Bauernwirtschaft, die nur mit Kühen in ganzjähriger Stallhaltung wirtschaftete (zwei Simmentaler und drei Schwarzbunte wurden angespannt), alle einschlägigen landwirtschaftlichen Arbeiten. Früh um fünf weckte uns der Bauer, dann wurde als erstes das Vieh versorgt. Meine Aufgabe war, den Schweinestall auszumisten und die Schweine zu füttern. Erst wenn die Ställe ausgemistet, das Vieh mit Futter versorgt und die Kühe gemolken waren, ging es an den Frühstückstisch. Wehe es kam jemand nicht mit sauberen Schuhen in die Frühstücksstube! Nach dem Frühstück fuhr ich in der Regel mit dem Bauern Grünfutter für die Kühe (Rotklee oder Luzerne) holen, das mit der

Sense geerntet wurde. Die Sense schwang der Bauer, meine Aufgabe war zu harken und zu laden. Danach ging es an die saisonbedingten landwirtschaftlichen Arbeiten. Im Betrieb wurden damals Winterweizen, Roggen, Sommergerste und Hafer, Futter- und Zuckerrüben, Kartoffeln, Winterraps und Mohn angebaut. Die heiße Zeit war die Getreideernte. Der Roggen wurde mit einem Mähbalken gemäht und dann mit Strohseilen in Garben gebunden. Gerste und Hafer ernteten wir mit dem Ableger. Das Seile Binden machte mir großen Spaß. Ich lernte den Unterschied zwischen einem Roggenstrohseil und einem Weizenseil kennen. Als ich viele Jahre später mit unserem Landwirtschaftsminister in Ägypten weilte und ich bei Luxor auf einem Schlag am Nil Bauern ihren Weizen mit Strohseilen zu Garben binden sah, hielt es mich nicht im Auto. Wir machten Pause, und ich reihte mich für kurze Zeit unter großem Hallo in die Reihen der ägyptischen Bauersleute ein, wand Strohseile und band damit Garben.

Nur der Weizen wurde mit dem Mähbinder und Bindegarn geerntet. Da sich die Pützlinger Flur durch ein hügeliges Gelände auszeichnete, wurde der relativ schwere Mähbinder bergab von den zwei Simmentaler Kühen gezogen, bergauf spannte ich stets noch zwei Schwarzbunte ein. Nachdem das Getreide in „Puppen“ oder „Mandeln“ zum Trocknen aufgestellt war, wurde es nach einigen Tagen eingefahren. Wir arbeiteten dabei mit zwei Gespannen. Mit dem einen fuhr der Bauer und ich, mit dem anderen der Sohn *Kurt* und die Tochter *Lieselotte*. Meine Funktion bestand im Stapeln der Garben auf dem Leiterwagen zu einer Fuhre. Dabei brachte ich es zu wahrer Meisterschaft. In der hügeligen Feldflur kippten viele Fuhren um oder die Garben rutschten in den Graben. Weil ich bemerkte, wie sich mein Bauer immer über die „Schludrigkeit“ seiner Kollegen aufregte und sie mit viel Spott bedachte, wenn er ein Fuder im Graben liegen sah, setzte ich meinen ganzen Ehrgeiz darein, dass mir so etwas nicht passierte. Was mir auch gelang. Immer war ich froh, wenn wieder eine Fuhre wohlbehalten die Scheune erreichte. Ohne Pause fuhren wir bei heißem Sommerwetter im Wettlauf mit aufkommenden Gewittern Fuhre für Fuhre ein. Auf dem Hof angekommen, schritt der Bauer zum Brunnen und braute uns aus kühlem Brunnenwasser, eingerührtem Ei, etwas Zucker und einem Schuss Branntwein einen labenden Trunk. Nie wieder hat mir ein alkoholisches Getränk so gut geschmeckt wie jener „Shake“.

War das Wetter schlecht, wurde in der Scheune auf einer eingebauten Dreschmaschine gedroschen. Ich musste die Garben aufschneiden und mit den Halmen die Maschine beschicken. Der Gerstendrusch war wegen der Grannen unangenehm. Auch mit den trockenen Disteln zwischen den Halmen konnte man sich leicht die Finger verletzen. Dennoch arbeitete ich ohne Handschuhe. Trotz geöffneter Tore stand über der Dreschmaschine immer eine dichte Staubwolke. Mit der Kartoffel- und Rübenernte wurde die Ernte abgeschlossen. Die Kartoffeln ernteten wir mit dem Schleuderradernter, die Futter- und Zuckerrüben wurden per Hand geerntet und mit einer Sichel geköpft, ein Rübenerheber erleichterte die Ernte der Zuckerrüben.

Geruhsamer ging es dann bei der Herbstfurche zu. Ich erinnere mich noch gut an die reichlich gefüllten Frühstückskörbe, die uns begleiteten, wenn ich bei herbstlichen Temperaturen mit dem Bauern zum Pflügen fuhr. Zum Frühstück holte Herr *Peter* auch immer einen Seitenwärmer aus seiner Tasche, schenkte mir und sich ein Gläschen Korn ein, was bei den in der Regel schon recht tiefen Temperaturen sehr wohltuend war. Ich arbeitete bei freier Kost und Logis für ein Deputat, das mein Vater mit Herrn *Peter* jedes Jahr im Herbst aushandelte. Im Spätherbst kam Herr *Peter* dann mit einem Kuhgespann von Pützlingen nach Nordhausen und Salza, wo er seinem Bruder, der in der Stadt einen kleinen Gemüseladen unterhielt, und uns die begehrten Naturalien brachte: Weizen, Roggen, Gerste, Kartoffeln, Zuckerrüben, Mohn- und Rapssamen. Damit war in schwerer Zeit immer für ein Jahr der Grundstock für unsere Ernährung gelegt.

Ich habe der Familie *Peter* viel für meinen späteren Lebensweg zu verdanken, von *Alwin Peter* viel gelernt und auch mit seinem Sohn *Kurt* () viele anregende Diskussionen geführt.

Leider konnte ich meinen Vorsatz, Kontakt mit der Familie zu halten, nie realisieren und konnte sie zu Lebzeiten nicht einmal besuchen. Jedoch werde ich diese einfache Bauernfamilie immer in dankbarer Erinnerung behalten.

Schulbesuch nach 1945

Am 1. November 1945 begann wieder der Schulunterricht. Ich kam in die 5. Klasse der „Humboldt-Schule“. Da es in Nordhausen kaum funktionsfähige Schulgebäude gab, hatten wir Schüler des früheren Realgymnasiums und des Gymnasiums sowie die Schülerinnen des Königin-Luise-Lyzeums im vom Kriege einigermaßen verschonten Gebäude des Oberlyzeums in der Blasistraße Schichtunterricht. Von unserer Schule aus hatten wir einen freien Blick über die Trümmerlandschaft der Nordhäuser Innenstadt. Über den Schulhof fuhr die Feldbahn, die den Schutt zum ehemaligen Spendekirchhof brachte. Es fehlte an allem. Neue Lehrbücher standen noch nicht zur Verfügung, die alten waren wegen ihres nazistischen Inhaltes nicht mehr zu gebrauchen. Schreibhefte hatten wir auch nicht. Als die Ilfelder Papierfabrik wieder zu arbeiten begann, konnten wir uns dort gegen Abgabe von Altpapier Hefte abholen. Dach und Fenster der Schule waren notdürftig repariert, die Heizung strahlte wenig Wärme aus. Auf Befehl der sowjetischen Militäradministration erhielten wir bald täglich in der Schule eine Schrippe, zunächst aus dunklem, dann aus hellem Mehl. Später musste uns täglich in der Schule ein warmes Essen gereicht werden. Meine Schrippe konnte ich anderen Mitschülern übergeben, da ein Bauernsohn, der bei mir immer die Schularbeiten abschrieb, mich dafür mit einer gut belegten Wurststulle belohnte. Unsere Lehrer waren zunächst meist ältere, erfahrene Lehrkräfte, die keine aktiven Nazis waren und weiter für die Lehramtsausführung geeignet erschienen. Sie kamen aus dem Bürgertum und waren meist Mitglieder der neu gegründeten LDPD und der CDU. Der erste Schulleiter war Herr Dr. *Edgar Wahl* (), Mitglied der LDPD, späterer Schulrat von Nordhausen, sein Stellvertreter und Nachfolger als Schulleiter, der Altphilologe Dr. *Friedrich Rabenald* (), ein altes SPD-Mitglied. Sie standen alle für einen demokratischen Neuanfang. Wenn die Worte *Adolf Diesterwegs* (1790 ... 1866) richtig waren, dass die Schule gerade soviel Wert sei, wie ihre Lehrer seien, dann habe ich von 1945 bis 1952 eine wertvolle Schulzeit erlebt. Ich hatte in all den Jahren gute Lehrer, die mir viel für das Leben gegeben haben. So manches hatte sich im Unterricht geändert. Die Prügelstrafe war Vergangenheit. Ich wurde von meinen Mitschülern als „Vertrauensschüler“ oder „Klassensprecher“ gewählt, eine Funktion, die ich über mehrere Jahre beibehielt. Im Zuge der Schulreform, mit der eine achtjährige Grundschule eingeführt wurde, auf der dann eine vierjährige Oberschule mit den neu- und altsprachigen Zügen sowie einem naturwissenschaftlich-mathematischen Zug folgte, wurde unsere Klasse ab Schuljahr 1946/47 geschlossen nochmals als 7. Klasse in die Grundschule überführt. Wir wechselten für zwei Jahre wieder den Standort. Nun waren wir Schüler der Meyenburgschule, der Unterricht fand im Schichtbetrieb im Gebäude der ehemaligen König-Heinrich-Mittelschule in der Domstraße statt. Obwohl der Russischunterricht nun obligatorisch eingeführt wurde, waren wir die letzte Klasse, die englisch als erste Fremdsprache hatte. Erst beim Studium in Jena machte ich dann Bekanntschaft mit der russischen Sprache. Amtierender Schulleiter war Herr *Gassmann* (), der gleichzeitig unser Englischlehrer war, Klassenleiter Herr *Koch* (), unser Sportlehrer. Hier unterrichteten uns auch die ersten Neulehrer, wobei ich mich noch besonders an unseren von uns sehr gemochten Mathematiklehrer Herrn *Rösner* () erinnere. In diese Zeit fiel auch meine einzige „auführerische“ Tätigkeit in der Schule. Wir waren nicht sehr zufrieden mit unserem Englischlehrer. Seine Art des Umgangs mit uns sagte uns nicht sehr zu. So ritt mich der Teufel und ich schrieb als Klassensprecher am Tage vor einem ersten Mai vor der Unterrichtsstunde bei ihm mit großen Lettern an die Tafel: „Unsere Forderung zum 1. Mai: ein neuer Englischlehrer!“. Als Herr *Gassmann* den Raum betrat, warf er sofort einen Blick auf die Tafel und fragte, wer das geschrieben habe. Ich meldete mich. Außer seiner Antwort: „Du scheinst mir ja ein schönes Früchtchen zu sein“ und seiner Aufforderung

an den Ordnungsschüler, meine „Kampflosung“ zu löschen, hatte mein Aufstand keinerlei Nach- und Nebenwirkung.

Mit der Versetzung in die Klasse 9 setzten wir dann ab dem Schuljahr 1948/49 den Unterricht für vier Jahre bis zum Abitur im Jahre 1952 wieder an der Humboldt-Schule, im naturwissenschaftlich-mathematischen Zug der Oberschule fort. Herr Dr. *Wahl* gab Ende des Schuljahres 1948/49 im Zusammenhang mit seiner Ernennung zum Schulrat die Schulleitung an seinen Stellvertreter Dr. *Rabenald* ab. Unsere neue Klassenlehrerin war Frau Dr. *Stange*, eine aus dem Osten ausgesiedelte Lehrerin. Wie überhaupt in dieser Zeit der Lehrkörper mehr und mehr auch mit Umsiedlern ergänzt wurde. Frau Studienrätin Dr. *Stange* () unterrichtete uns für zwei Jahre in Latein und Chemie, bis sie leider in den Sommerferien 1950 die DDR verließ (der Aderlass unter den Lehrern unserer Schule durch „Republikflucht“ war während meiner Schulzeit im Vergleich zu dem unter den Schülern gering, die Schülerzahl verminderte sich von Jahr zu Jahr beträchtlich). In den nächsten zwei Jahren leitete unsere Klasse Herr *Hermann Hansmeyer* (), den wir sehr mochten und der von uns den liebevollen Spitznamen „Männe“ erhielt. Er unterrichtete uns im Fach Deutsch. Nunmehr fand auch eine Zusammenführung der Jungen und Mädchen in einer Klasse statt und wir waren fortan eine gemischte Klasse. Wir Jungen blieben aber in der Mehrzahl.

In den Jahren meines Besuches der Humboldt-Schule gingen eine Reihe einschneidender politischer Veränderungen an ihr vor. Zur Zeit des Direktorates von Dr. *Rabenald* muss es an der Schule erst- und letztmalig Schülerratswahlen gegeben haben. In jeder Klasse wurde ein Vertreter in den Schülerrat gewählt. Ich wurde von meiner Klasse gewählt. Zur Konstituierung wurden wir im Zimmer des Direktors empfangen. Er beglückwünschte uns zur Wahl, sprach über den neuen Geist an der Oberschule, dass nunmehr die Oberschule auch Arbeiterkindern offen steht und hob besonders meine Mitgliedschaft im Schülerrat hervor. Ich war das einzige Kind einfacher Arbeiter in diesem Gremium. Ich glaube, wir wählten damals *Horst Schmalz*, einen Schüler aus einer höheren Klasse, zum Vorsitzenden. Mit dieser konstituierenden Sitzung endete aber auch bereits die Tätigkeit des Schülerrates. Die FDJ sollte nunmehr als alleinige Schülervertretung an den Oberschulen und Universitäten agieren. Auf Grund meiner umfangreichen Belastung in der FDJ-Gruppe in meinem Heimatort hatte ich an der Schule keinerlei FDJ-Funktionen. Lediglich das „Abzeichen für Gutes Wissen“ in Gold, eine damals wichtige propagandistische Maßnahme zur Erlangung „marxistisch-leninistischer“ Kenntnisse, habe ich innerhalb der FDJ-Schulorganisation erworben. Unsere „Bibel“ war damals das Machwerk verballhornten Marxismus *J. W. Stalins* (1878 ... 1953) „Fragen des Leninismus“, das wir verinnerlichen mussten. Außerdem kann ich mich erinnern, dass wir Oberschüler als Propagandisten Zirkel im FDJ-Studienjahr in Nordhäuser Betrieben leiteten. Ich wurde im VEB Nortag-Hanewacker eingesetzt, der damals neben Zigaretten noch Kautabak produzierte. Meinen Zirkel führte ich bei den jungen Mädchen (es waren nur weibliche Teilnehmer) dieser Produktionsabteilung, den „Tabakspinnerinnen“ durch. Meist waren es angelernte Arbeiterinnen, die frühzeitig die Schule verließen. Sie waren sehr diszipliniert, hörten sich geduldig meine Erzählungen an, aber Diskussionen bekam ich nicht zustande. Interessant für mich war, dass mir von einem der Leiter bei diesem Exkurs in die Kautabakfabrikation der gesamte Fabrikationsprozess gezeigt wurde. Ich staunte, was für edle Ausgangsprodukte zur Soßenherstellung genutzt wurden, die sich allmählich in den Kesseln durch Einkochen aus einem wohlschmeckenden „Kompott“ in eine bittere, klebrige Brühe verwandelten, in der dann die Ballen von Tabakblättern getränkt wurden, bevor sie auf die Metalltische der Tabakspinnerinnen und –spinner kamen, wo dann nach Entfernen der Mittelrippen aus den Blattspreiten die Priems verschiedenen Durchmessers gewickelt und geschnitten wurden. Ich probierte damals auch den dünnsten, den so genannten „Twist“, von dem ich immer einige Schachteln geschenkt bekam, habe mir aber das Priemen wie auch das Rauchen nie angewöhnt.

Einen für mich besseren Nebeneffekt hatte eine andere Art „Nebenbeschäftigung“. Unsere Mitschülerin *Margit Picht* war in Mathematik schwach. Zwischen ihren Eltern und unserem Mathematiklehrer war vereinbart, dass ihr von einem Schüler mit guten Leistungen geholfen werden soll. Da mein Schulweg täglich an ihrem Haus vorbei führte, wurde ich mit dieser Aufgabe betraut.

Margit war die Tochter unseres Likörfabrikanten *August Picht* (), der die traditionelle Kräuterlikörmarke „Harzer Grubenlicht“ produzierte (Die Fabrik wurde später von seinem Sohn in Lauterbach im Harz fortgeführt und ist jetzt wieder nach Nordhausen zurückgekehrt). Jeden Mittwoch gab ich nach der Schule meinen Nachhilfeunterricht, der stets mit einem mehrgängigen guten Mittagessen begann. Zu Hause wartete damals ja in der Regel nach der Schule nur ein Töpfchen Eintopf auf mich, den meine Mutter abends bereitet hatte und den ich nur wärmen musste.

Im Jahre 1950 wurde der Einfluss der SED an der Schule wesentlich verstärkt. Im Zuge der Entwicklung der SED „zur Partei neuen Typus“, besser gesagt der „Stalinisierung“ der Partei, wurde – vor allem unter Leitung des aus dem Sudetengebiet stammenden Neulehrers *Rudolf Hub* (), der während seiner sowjetischen Kriegsgefangenschaft eine der Antifa-Schulen besuchte und an unserer Schule Gegenwartskunde unterrichtete – eine Kampagne zur Verstärkung des Parteieinflusses gestartet, verbunden mit Vorwürfen gegen die Schulleitung und eine Reihe älterer Lehrer, sie hätten die „demokratische Entwicklung“ der Schule behindert. Der damalige Schulleiter, Herr Dr. *Rabenald*, wurde abgelöst und mit einigen Lehrern entlassen, darunter Herr Dr. *Arnold Pieritz* () und Frau *Helene Rathmann* (), an deren Deutschunterricht ich mich gern erinnere, da sie gemeinsam mit unserem späteren Deutschlehrer Herrn *Hermann Hansmeyer* für alle Zeiten mein Gefühl für die Schönheiten der deutschen Literatur geweckt und mir nie das Lesen der Klassiker verleidet haben.

Herr Studienrat Dr. *Pieritz* war besonders bemüht, uns unseren nordthüringischen Dialekt auszutreiben. Einen häufigen Ausspruch von ihm habe ich noch heute gut in Erinnerung: „Damit Ihr richtig hochdeutsch sprechen lernt, müsst Ihr euch vor den Spiegel stellen und Eure Mundmuskulatur beobachten“. Seine Bemühungen fruchteten bei mir wenig. Trotz jahrzehntelanger Abwesenheit aus meiner nordthüringischen Heimat habe ich bis heute diesen Dialekt nicht vollkommen abgelegt. Dafür lobte er mich aber stets ob meiner stets fehlerfreien Diktate und sehr guten Aufsätze, für die ich von ihm stets die Note „sehr gut“ bekam.

Als neuer Schulleiter wurde *Rudolf Hub* eingesetzt. Gleichzeitig wurden Schüler für eine Aufnahme als Kandidaten in die SED gewonnen. Auch ich trat damals als Kandidat der SED bei. Ich wurde nicht gewählt. Mein Entschluss war weniger das Ergebnis einer „Werbekampagne“, als das eines langfristigen politischen und weltanschaulichen Entwicklungsprozesses. Ich war damals der festen Überzeugung, dass wir unter Führung der SED erstmals in der Geschichte unseres Landes eine bessere Gesellschaft gestalten können. Herr *Hub* hatte weniger Einfluss (vielleicht auf den Zeitpunkt) auf meinen Entschluss. Auf ihn hatten neben meiner Arbeit in der FDJ-Gruppe Salza, dem Lesen der nun mehr und mehr erscheinenden Bücher des deutschen antifaschistischen und proletarischen Widerstandes und Exils sowie sowjetischer Autoren und der Auseinandersetzung mit der neueren deutschen Geschichte vor allem mein Bruder *Horst* und *Karl A. Mollnau*, ein Schüler aus unserer Parallelklasse, großen Einfluss.

Karl A. Mollnau (* 1933), Sohn einer bäuerlichen Familie aus Haynrode, einem kleinen Ort im Landkreis Nordhausen, kam nach einem vorbereitenden Schulbesuch an der Zentralschule in Bischofferode im Jahre 1948 an unsere Schule. Er war ein ausgesprochen philosophischer Kopf. Er befasste sich damals bereits ernsthaft mit Originalwerken von *Marx* und *Engels* sowie mit neueren theoretischen Schriften. Besonders hoch im Kurs war damals bei uns der ungarische marxistische Philosoph und Literaturwissenschaftler *Georg Lukasc* (1885 ... 1971), der später als einer der geistigen Führer des *Petőfi*-Klubs in Budapest und damit des Budapester Aufstandes, als Kultusminister der Regierung *Imre Nagy* (1896 ... 1958) nach

Niederschlagung des Aufstandes zeitweilig verhaftet wurde und „als Konterrevolutionär“ geächtet war. Als Schüler kaufte ich mir damals auf Empfehlung von *Karl* alle in deutscher Sprache erscheinenden Werke und in den Pausen führten wir ernsthafte Diskussionen über diese und andere theoretische Schriften. Auch wichtige Schriften von *Karl Marx* (1818 ... 1883) und *Friedrich Engels* (1820 ... 1895) erwarb und studierte ich in dieser Zeit.

Karl A. Mollnau studierte nach dem Abitur von 1952 ... 1956 an der Juristischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Bereits während des Studiums war er als Hilfsassistent Philosophie tätig. 1956 trat er als Schüler von Prof. Dr. *Hermann Klenner* (* 1926) in das Institut für Staats- und Rechtstheorie. Als sein akademischer Lehrer im Jahre 1957 bei der Parteiführung in Ugnade fiel, diße Universität verlassen musste und zunächst als Bürgermeister in die Oderbruchgemeinde Letschin „verbannt“ wurde, traf der „Bannstrahl“ auch ihn. Strafmildernd wurde ihm seine 1956 bereits als Buch veröffentlichte Diplomarbeit „Aus dem Schuldbuch des politischen Katholizismus“ (). Er durfte an der Fakultät bleiben, musste aber das Institut wechseln. Er wurde 1958 in das Institut für westdeutsches Strafrecht versetzt. Als er 1967/1968 gemeinsam mit seinem Lehrer ein Konzept vorlegte, dass wieder von der Parteiführung verrissen wurde, waren seine Tage an der Humboldt-Universität gezählt. Er wurde 1971 in das Institut für Theorie des Staates und Rechts der Akademie der Wissenschaften der DDR (Direktor: Prof. Dr. Weichert ()) versetzt mit der Vorgabe, keinerlei Kontakt mit seinem akademischen Lehrer zu halten. Das Institut wurde 1990 negativ evaluiert, danach war er noch bis 1992 im Rahmen der KAI tätig und wurde danach in den Vorruhestand (Arbeitslosigkeit) geschickt. Auch danach hat er sich mit wichtigen Schriften in die Debatten der Zeit eingebracht. Er hat sich der Debatte in der Eppelmann-Enquetekommission des Deutschen Bundestages gestellt. Im Rahmen eines von Prof. Dr. Simon (*), dem früheren Vorsitzenden des Wissenschaftsrates und Direktors des Max-Planck-Institutes für europäische Rechtsgeschichte initiiertem Projekt „Normendurchsetzung in osteuropäischen Nachkriegsgesellschaften (1944 ... 1989)“ hat er in der von H. Mohnhaupt herausgegebenen „Einführung in die Rechtsentwicklung mit Quellendokumentation“ den Band V „DDR (1958 ... 1989)“ bearbeitet, der im Jahre 2003 auf 671 Seiten in zwei soliden Halbbänden (1. Halbband: Beschluss-Chronik; 2. Halbband: Urkunde-Dokumentation) erschienen ist.

Mit meiner politischen Entwicklung wuchs auch die engere Freundschaft mit meinem Klassenkameraden *Gustav Seeber* (1934 ... 1991), der ähnliche politische Ansichten wie ich hatte. *Gustav* war ein Fahrschüler aus Rottleberode im Harz. Im letzten Schuljahr, insbesondere in der Zeit der Abiturvorbereitung, wohnte er in unserem Hause. Wir lernten nicht nur gemeinsam, sondern führten in dieser Zeit auch viele politische Debatten. *Gustav* studierte später an der Friedrich Schiller-Universität Jena Geschichte. Im ersten Studienjahr wohnten wir noch gemeinsam bei einer Wirtin in der Jenaer Westendstraße, dann trennten sich unsere Wege. Nach seinem Studium arbeitete er erfolgreich an dem Leipziger Akademieinstitut für Geschichte. Aus seiner Feder stammen eine Reihe kapitaler Arbeiten zur preußisch-deutschen Reichsgründung und zum Bismarckschen Sozialistengesetz. Leider habe ich bis zu seinem frühen Tode keine Verbindung mehr zu ihm gehabt. Anlässlich meiner Wahl zum Präsidenten der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR im Jahre 1986 schrieb er mir einen Brief, den ich hier zitieren möchte:

„Lieber Dieter,

zu Deiner Berufung zum Präsidenten und zur Verleihung des Nationalpreisesschickt Dir ein alter Nordhäuser Klassenkamerad und zeitweiliger Jenaer Zimmerkollege herzliche Glückwünsche. ... Es ist ja eine Schande, das muss ich gestehen, dass man sich erst bei solchen Gelegenheiten aufrafft, alte Verbindungen wieder zu aktivieren. Mit *Karl Mollnau*, den ich ab und an in Berlin getroffen habe, hatten wir schon vor längerer Zeit erwogen, ein paar alte Nordhäuser zusammenzutrommeln, zumal die Schule offenbar keinen Sinn für Traditionspflege hat. Aber Du siehst, die Arbeit und die Leitungstätigkeit – eine hübsche Unterscheidung – haben ihre eigenen Gesetze und zwingen uns oft, viele neue Dinge anzufassen, worüber dann leider alte Bekanntschaften oder Freundschaften in den Hintergrund treten. Sentimental muss man ja deshalb nicht werden, aber es berührt unsereinen doch, wenn man ganz unerwartet ein bekanntes Gesicht am Bildschirm sieht. Wenn

ich *Karl Mollnau* wieder treffe, werden wir versuchen, auch einen viel beschäftigten Präsidenten an die Strippe zu bekommen und eventuell einen Treff zu vereinbaren.

Ich bin noch Mitglied der Historikerkunft und schlage nachträglich die großen Schlachten zwischen Bebel und Bismarck (am Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften)...“.

Leider ist es zu diesem Treffen nicht mehr gekommen und auch mit *Karl A. Mollnau* habe ich mich erst nach vielen Jahrzehnten wieder getroffen.

Wie Recht hatte doch *Gustav*. Heute, da ich diese Erinnerungen schreibe, denke ich mit gewisser Wehmut daran, dass wir – getrieben von unseren Aufgaben, nicht die Zeit fanden, alte Freundschaften zu pflegen. Auch in den Jahren nach der Wende konnte ich leider wegen meiner Tätigkeit in der Ukraine einer freundlichen Einladung unserer Salzaer Kirchengemeinde und meiner damaligen Mitschüler in Salza zu einem Klassentreffen anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums des Schulabschlusses und der Konfirmation meiner Grundschulklasse (ausdrücklich waren auch wir nicht konfirmierten Schüler eingeladen) im Jahre 1998 nicht Folge leisten. Wieder musste ich wegen Arbeitsterminen mit einem freundlichen Schreiben meine Teilnahme absagen. Auch einem von Mitschülern der Klasse 12 B₁ unserer Humboldt-Oberschule in Nordhausen im Jahre 1993 organisierten Klassentreffen musste ich leider aus den gleichen Gründen fernbleiben. Umso mehr habe ich mich über die mit allen Unterschriften der Teilnehmer des Treffens versehene Grußkarte gefreut. Ja, es ist schon so, wie der sowjetisch-russische Schriftsteller *Juri Trifonow* (1925 ... 1981) einmal schrieb, dass jede nicht ausgelebte Freundschaft und Verbindung zu Menschen ein Stück verlorenes Leben ist.

Anfang der neunziger Jahre erhielt ich auch noch einmal einen Brief des Enkels unseres Salzaer Domänenpächters *Moritz Streffer* (1880 ... 1961)*, des Sohnes eines enteigneten Großgrundbesitzers und SS-Offiziers aus dem Raum Aschersleben und der ältesten Tochter Erika unseres Domänenpächters. Mit *Carl-Ernst Braune*, ging ich von 1945 bis 1946 nicht nur in eine Klasse der Oberschule, half ihm bei den Schularbeiten, sondern war ich auch befreundet. In dieser Zeit lernte ich auch die Salzaer Domäne näher kennen, da ich mit *Carl-Ernst* in den Wirtschaftsgebäuden und vor allem in dem parkartigen kleinen Garten viel herumstreifte. Er ging später in den Westen, absolvierte ein Ingenieurstudium an der Bergakademie Clausthal-Zellerfeld und war als Diplomingenieur bei einer sanitärtechnischen Firma tätig. Ein neues Wiedersehen ist nicht mehr zustande gekommen.

Heute habe ich wieder angenehme Kontakte zu meinem ehemaligen Klassenkameraden *Hans-Dieter Werther*, der mir auch half, manche meiner Erinnerungen an die Schulzeit aufzufrischen. Auch *Hans-Dieter* hat eine nicht untypische DDR-Biografie aufzuweisen.

Sein Großvater *Karl Werther* war Besitzer einer der zahlreichen Nordhäuser Spirituosen – fabriken, der Kornbrennerei und Likörfabrik *Georg Hügues* in der Nordhäuser Bahnhofstraße, die während unserer Schulzeit zwei Harzer Kräuterliköre produzierte. *Hans-Dieter* trug bei Klassenfeten immer zu unserer Versorgung mit alkoholischen Getränken bei und wir waren auch Gast in der Fabrik, wo wir bald die „wichtigen Leitungen“ im Gestrüpp der Rohrleitungen erkannten. Nach dem Schulbesuch begann er nach kurzer Lehrzeit in Großvaters Brennerei ein Chemiestudium an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, wechselte aber bald an die Berliner Humboldt-Universität, wo er im Jahre 1956 sein Studium als Diplom-Brennerei-Ingenieur abschloss. Es folgte eine zweijährige Betriebsassistentenzeit im VEB Melasseverwertung Schönebeck/Elbe (Sprit-, CO₂- und Futterhefegewinnung) und im VEB Filmfabrik ORWO Wolfen (Sulfitablaugen-Verhefung). Nach dem Tode des Großvaters im Jahre 1958 trat *Hans-Dieter* das Erbe an und übernahm als tätiger Gesellschafter die Firma Hügues, sein Vater war im II. Weltkrieg gefallen. Die Firma *Hügues* betrieb zu jener Zeit die Kornbrennerei, die Spirituosenfabrik und einen Betrieb zur

* siehe auch: „Die Domäne seit 1806“ in : *Steffen Iffland* : „Geschichte des 1200jährigen Dorfes Salza bei Nordhausen am Harz“ (Der Heimatbote, Heimatkundliche Beiträge aus dem Landkreis Nordhausen , 2002, Heft 6, 49 ... 61)

Herstellung alkoholfreier Getränke. 1960 wurde mit der „staatlichen Beteiligung“ die Produktion von Eis am Stiel begonnen, gleichzeitig wurde die Kornbrennerei im Rahmen eines Forschungsauftrages des Leipziger Institutes für chemische Technologie der AdW zur Dextran-Versuchsproduktionsstätte umgebaut. 1972 erfolgte die Verstaatlichung der Firma Hügues zunächst zum VEB Biochemie und 1976 erfolgte dann die Fusion zum VEB Nordeis Nordhausen. In all den Jahren blieb *Hans-Dieter* Direktor bzw. Stellvertretender Direktor. Mit der Wende wurde die Nordeis GmbH i. A. 1992 in die Gesamtvollstreckung geschickt. Während seiner beruflichen Tätigkeit schloss er an der Humboldt-Universität im Jahre 1963 postgradual noch ein Studium als Patentingenieur und im Jahre 1974 an der Martin-Luther-Universität ein Soziologiestudium ab. Im Rahmen der Kammer der Technik der DDR leitete er den zentralen „Fachausschuss Speiseeis“. Heute beschäftigt er sich aktiv in den verschiedenen Ehrenämtern in der Stadt Nordhausen und hat eine Reihe interessanter Bücher und Schriften zur Geschichte der Kornbranntweinbrennerei in Nordhausen und zur Eisproduktion publiziert.*

Mein Interesse an der Biologie, das sich immer mehr als Studienwunsch, wenn auch mit Variationen herauskristallisierte, wurde vor allem auch durch den Unterricht bei Herrn Studienrat *Ludwig Diehl* () beeinflusst, den es nach dem Krieg vom Balkan nach Nordhausen verschlagen hatte. Schon in dieser Zeit zierten meine kleine Bibliothek eine Ausgabe der „Welträtsel“ von *Ernst Haeckel* (1834 ... 1919) aus dem Jahre 1899, *Jean Baptiste Lamarcks* (1744 ... 1829) „Philosophie Zoologique“, und *Charles Darwins* (1809 ... 1882) „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ und „Abstammung des Menschen“, *A. I. Oparins* (1894 ... 1980) „Entstehung des Lebens auf der Erde“ sowie die „Flora von Deutschland. Ein Hilfsbuch zum Bestimmen der in dem Gebiet wildwachsenden und angebauten Pflanzen“ von *Otto Schmeil* (1860 ... 1942) und *Jost Fitschen* (1869 ... 1947), den „Schmeil/Fitschen“ sowie das zweibändige „Lehrbuch der Botanik“ dieser Autoren. Die artenreiche Flora des Zechsteingürtels des Südharzes und vor allem des Naturschutzgebietes des Alten Stolberg lockte mich immer wieder zu Pflanzenbestimmungen. Bedingt durch meine landwirtschaftliche Praxis wuchs allmählich mein Interesse an der Genetik und Pflanzenzüchtung. Hatten wir bei Herrn *Diehl* noch klassische Genetik gelernt, drangen mit deutschsprachigen Übersetzungen auch die pseudowissenschaftlichen Lehren *Trofim Denisowitsch Lysenkos* (1898 ... 1976) und seiner Adepten in die Biologielehrbücher und Lehrpläne der Schulen ein. In der 12. Klasse hatten wir dann bei einem Neulehrer, Herrn *Schröter* (), „Schöpferischen Darwinismus“, wie die Scharlatanerie *Lysenkos* damals genannt wurde. Er fühlte sich sichtbar unsicher und unwohl bei der Behandlung des Stoffes, und war froh, dass er in mir jemanden fand, der all die in deutschen Übersetzungen vorliegenden „Werke“ *Lysenkos* bereits verinnerlicht hatte (neben dem Erwerb der im Verlag „Kultur und Fortschritt“, dem Verlag der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, erschienene – nen „Standartwerke“ des „schöpferischen Darwinismus“ las ich alles, was mir die Zeitschrift "Sowjetwissenschaft. Naturwissenschaftliche Beiträge" bot) und ein Verfechter dieses Unsinn war. So überließ er mir gern über ganze Unterrichtsstunden das Feld für meine Darlegungen.

Gern erinnere ich mich auch an unsere Mathematiklehrer, Herrn Oberstudienrat Dr. *Laute* () und Herrn *Günther* (). Letzterer führte uns in den letzten Schuljahren in die höhere Mathematik ein. Er war eine Seele von Mensch, wir mochten ihn sehr. Aber gerade er war immer wieder all unseren kleinen Schabernacks ausgesetzt. Er ließ dann in seiner

* siehe z. B.: *Hans-Dieter Werther, Paul-Ludwig Schierholz und Steffen Iffland: 500 Jahre Nordhäuser Brennereitradition. Destillation des Nordhieser Branntewien. Vom Northusener Bornewyn zum Nordhäuser Kornbranntwein – 1507 – 2007. Geschichte des Schnapsbrennens und der ehemaligen Brennereien in Nordhausen. Verlag Steffen Iffland Nordhausen-Salza/Harz, 2007, 290 S.*

Hilflosigkeit markante Sprüche los, wie z. B. „Ein Schüler ist ein Wesen, das vielleicht einmal ein Mensch wird“. Er hat uns aber auch immer gute Ratschläge gegeben. Nicht immer haben wir auf ihn gehört. So sagte er uns oft: „Alles was Ihr hier an Mathematik und Naturwissenschaften lernt, bekommt ihr nochmals richtig an der Universität. Nutzt die Zeit, um Sprachen zu lernen“. Erst später habe ich erkannt, wie recht er damit hatte. Der Physikunterricht bei Herrn Studienrat *Hans Scharf* () war immer wegen der vielen Experimente sehr interessant, Herr *Scharf* aber wegen seiner ironisch-kritischen Bemerkungen bei uns sehr gefürchtet. Solche Bemerkungen: „Setzen Sie sich auf Ihren Popo, ich gebe Ihnen eine vier, das ist eine gute Zensur“ oder „Setzen Sie sich, Sie quasseln“, waren oft gehörte Bemerkungen. Einmal fragte er uns, wer von uns eine Fahrerlaubnis (Führerschein) habe. Einer unserer Mitschüler meldete sich stolz und wir schauten neiderfüllt auf ihn. Nach der Antwort von Herrn *Scharf*: „Dann kommen Sie bitte heute Nachmittag um 15 Uhr mit einem Handwagen zur Schule, wir müssen eine Flasche Propangas abholen“, gab es johlendes Gelächter in der Klasse. Wir haben bei ihm viel gelernt. Später musste ich leider erfahren, dass auch er unter der Beschuldigung, die neue Schulpolitik nicht zu unterstützen, 1953 sein Lehramt verlor, nach kurzer Arbeit in einem Berliner Betrieb schließlich die DDR verließ und seine Lehrtätigkeit an einem Westberliner Gymnasium fortsetzte. In Chemie unterrichtete uns kurze Zeit Frau Dr. *Renate Credo* (), die aber bald unsere Schule verließ und eine leitende Tätigkeit im VEB Jenapharm, später in verschiedenen anderen Bereichen der chemischen Industrie übernahm. Unser Englischlehrer, Herr *Schwenn* (), war allgemein beliebt und sein Unterricht gefiel uns. Er beeindruckte uns durch seinen sich während der Studentenzeit auf dem „Hauboden“ zugezogenen Schmiss über eine Wange. Ich war wenig sprachbegabt, wobei die Aneignung der lateinischen Sprache mir leichter fiel, als die der englischen. Während ich die Grammatik der Sprachen immer gut beherrschte, haperte es immer an der Aussprache. Das mag mit meiner sich seit der Kindheit immer mehr zunehmenden Schwerhörigkeit zusammen hängen, bei der englischen Sprache aber vor allem mit der mangelnden Praxis. Später wurde mein Englisch mehr und mehr von der russischen Sprache überlagert. Wenn ich frei englisch reden musste und ich nach Vokabeln suchte, kamen immer die russischen Worte dazwischen. Das sollte sich besonders beim Besuch des III. Internationalen Kongresses für Mykoplasmenforschung im September 1974 in Bordeaux zeigen. Während ich meinen vorbereiteten Vortrag gut vorgelesen hatte und mit Hilfe von Herrn Prof. Dr. *Karl Maromorosch* (siehe Abschnitt: Aufbruch unter *N. S. Chruschtschow*) auch die fachliche Diskussion bestand. Am späten Nachmittag des letzten Tages, kurze Zeit vor Beginn des Abschlussbanketts, wandte sich Herr Prof. Dr. *Joseph M. Bové*, der Vorsitzende des Organisationskomitees, mit der Bitte an mich, die üblichen Dankesworte im Namen der Teilnehmer zu sprechen. Ich konnte keine großen Vorbereitungen meiner Rede mehr treffen, legte mir gedanklich die notwendigen Sätze zurecht. Alles ging gut. Ich bekam großen Beifall. Als ich anschließend meinen Kollegen aus der DDR fragte, wie er mein englisch einschätzte, teilte er mir mit, dass es verständlich war, sich aber viele russische Vokabeln eingeschlichen hätten.

Ich habe allerdings meine Englisch-Sprachkenntnisse soweit getrieben, dass ich schon während des Studiums in der Lage war, englische Fachliteratur im Original zu lesen. Für mich war und ist klar, dass ohne Kenntnis der englischen Sprache wissenschaftliche Arbeit auf hohem Niveau nicht möglich ist. Die englische Sprache war für mich nie die „Sprache des Klassenfeindes“ (solche blödsinnigen Argumente gab es, warum man diese Sprache nicht lernen müsse) und entsprechend habe ich in meinen späteren Funktionen gehandelt. Davon später mehr. Heute bereue ich, dass ich die Kindheit und Jugendzeit nicht intensiver zum Sprachstudium genutzt habe.

Auch zwei Musiklehrer habe ich noch in guter Erinnerung. In den ersten Jahren hatten wir Musikunterricht bei Herrn *Erich Sümnich* (). Er brachte uns das Singen nach Noten bei, was mir sehr gefiel. Meine Stimme fand er so gut, dass er mich in den Schulchor aufnahm. Später

hatten wir Musikunterricht bei Herrn *Walter Treichel* (), den wir wegen seines breitkrempigen dunklen Hutes respektlos „Tommix“ nannten. Er fand meine Stimme so schlecht (wahrscheinlich hatte sie durch den Stimmbruch gelitten), dass er mir den Besuch des Musikunterrichts freistellte. Erst viel später habe ich von seinem schweren Schicksal erfahren: Er hatte beim Bombenangriff auf Nordhausen Frau und Kinder verloren.

Auch Herrn *Hansmeyer* muss ich nochmals erwähnen. Er war ein talentierter Pädagoge, war uns als Klassenleiter immer ein kluger Berater und führte uns zum Abitur. Nach den Ferien begrüßte er uns gewöhnlich mit solchen Klassikerzitaten, wie „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten“ aus dem „Faust I“ oder „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorbei“ aus „Don Carlos“. In den letzten Stunden vor den Ferien wurde gewöhnlich aus *Erich Kästners* (1899 ... 1974) „Emil und die Detektive“, „Der 35. Mai ...“ oder „Pünktchen und Anton“ vorgelesen. Mit seinem Unterricht begeisterte er mich so für die deutsche Klassik, dass ich fast meinen langjährigen Berufswunsch aufgegeben und mich für ein Germanistik-Studium entschieden hätte. Verbunden mit seinem Unterricht wurden die regelmäßigen Klassikeraufführungen unseres Nordhäuser Stadttheaters, dessen Ensemble damals im vom Bomben verschonten Gesellschaftshaus „Harmony“ in der „Promenade“ spielte, für mich stets ein großes Erlebnis. In meiner mündlichen Abiturprüfung in deutsch zog ich aber leider kein Thema der deutschen Klassik, sondern musste mich über *Wassili Ashajews* () Roman: „Fern von Moskau“ auslassen, einem literarisch nicht wertvollen Werk des „sozialistischen Realismus“, über den Bau einer Erdölleitung im Fernen Osten, das damals nicht nur in der Sowjetunion hoch im Kurs stand, sondern auch einen Platz in unseren Lehrplänen einnahm.

Bei den Abiturprüfungen fieberte Herr *Hansmeyer* mit uns. Um uns Prüfungsangst zu nehmen, sagte er uns, wir sollten uns, wenn wir aufgeregt seien, die erlauchte Prüfungskommission in langen Unterhosen sitzend vorstellen. Aber bei den Prüfungen war er genau so aufgeregt wie wir. Als ich in der mündlichen Mathematikprüfung versagte (ich hatte nach der Vorzensur „gut“ in meiner schriftlichen Mathematik-Arbeit ein „befriedigend“ erhalten), da ich ausgerechnet den Abschnitt, in dem ich geprüft wurde (geometrische Reihen), durch einen Übermittlungsfehler nicht noch einmal wiederholt hatte, sprang er vor Erregung von seinem Stuhl auf und setzte sich danach zwischen die Stühle.

Der neue Schulleiter, Herr *Hub* hatte in unserer Klasse keinen Unterricht, vieles was ich von ihm in Parteiversammlungen hörte, entsprach der damaligen Parteipropaganda. Ich merkte wenig eigene Überlegungen. Seine überspitzten und häufig doktrinären Einschätzungen und verkündeten ewigen Wahrheiten gaben mir zwar häufig zu denken, nicht alles konnte ich billigen, aber ich würde lügen, wollte ich leugnen, dass ich ihm damals auch Sympathien entgegenbrachte. Viele seiner Machenschaften habe ich damals nicht durchschaut. Widerspruch habe ich nicht eingelegt.

Bedeutend negativer habe ich einen ebenfalls in einer sowjetischen Antifaschule „umgedrehten“ ehemaligen Offizier, Herrn *Bornträger* (), Mitglied der National-Demokratischen Partei, in Erinnerung. Er unterrichtete in unserer Klasse ein Jahr lang Gegenwartskunde. Nachdem er uns nicht sehr begeisternd (in Form und Inhalt) Partei- und Staatsdokumente erläuterte, hatte er sich bereits nach einem Jahr in den Westen abgesetzt. Ihm merkte man die Doppelzüngigkeit deutlich an. Er war der Bruder eines Dekorateurs und Kunstmalers, *Werner Bornträger* (), der mit seiner Familie nach 1945 in Salza eine neue Heimat fand und sich sehr in unserem örtlichen Friedenskomitee engagierte. Ich arbeitete damals viel mit ihm zusammen. Sein nicht bedeutsames künstlerisches Werk bestand vor allem aus anklagenden Rötelzeichnungen der Ruinenlandschaften in Nordhausen, die mich damals durchaus ansprachen, ihm aber sicher keine großen Einkünfte brachten. Auch meine Eltern haben kein Bild von ihm erworben.

Mit Herrn *Holz* () hatten wir einen jüngeren Geschichtslehrer, der sichtbar bemüht war, uns Geschichte auf wissenschaftlichem Niveau zu vermitteln und mir ein Fundament gab, von dem ich auch später gut zehren konnte. Groß im Wuchs, immer gut gekleidet (nebst „Samba“-

Schuhen) war er durch nichts so leicht aus der Ruhe zu bringen. Aber wenn er merkte, dass einer schwafelte und keine genauen Kenntnisse der Materie hatte, kam von ihm oft der Zwischenruf: „Setzen Sie sich, Sie quasseln.“ Ich habe in meinem ganzen Leben solche Menschen immer bewundert, die eloquent stundenlang reden konnten, ohne etwas zu sagen. Ich konnte es nie. Mir lag doch *Martin Luthers* (1483 ... 1546) Forderung „Tritt fest auf, mache das Maul auf und höre bald auf“ näher. Wer wie ich sein Leben lang viel übersetzen musste, bekommt ein besonders feines Gespür für leere Worte, auch in wissenschaftlichen Publikationen. Wie oft sind später während meiner Tätigkeit in der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften die Mitarbeiterinnen unserer Dolmetscherabteilung, die den Auftrag hatten, für alle von uns herausgegebenen Fachzeitschriften die russischsprachigen Kurzfassungen anzufertigen, Hilfe suchend zu mir gekommen, weil ihnen der zu übersetzende deutsche Text nicht verständlich war. Ich musste dabei oft feststellen, dass häufig mit vielen Sätzen selbst in Zusammenfassungen nichts Substanzielles ausgesagt wurde. Was schulische Arbeitseinsätze betrifft, erinnere ich mich noch gut an die Aktionen zum Ablesen der Kartoffelkäfer und ihrer Larven (*Leptinotarsa decemlineata*) auf den Kartoffelfeldern rund um Nordhausen. Der Käfer, der bereits im ersten Weltkrieg an der französischen Atlantikküste den europäischen Kontinent erreicht hatte und sich seitdem in östlicher Richtung ausbreitete, war nun in seiner natürlichen Ausbreitung auch bis in den Thüringer Raum vorgedrungen. Die Propaganda des kalten Krieges verkündete, er sei zur Sabotage der wirtschaftlichen Entwicklung über dem Gebiet der sowjetischen Besatzungszone bzw. der Deutschen Demokratischen Republik abgeworfen. Das war natürlich Unsinn. Wir bekamen zunächst für jeden gefundenen Käfer einen Pfennig, mit Zunahme der Befallsdichte entfiel diese Erfolgsprämie.

Ich legte das Abitur als Klassenbester mit der Note „gut“ ab. Mit der Überreichung der Abiturzeugnisse in der Aula der Humboldt-Oberschule, einer zünftigen Abi-Fete im Klubhaus am Stadtpark, an der auch viele unserer Lehrer teilnahmen, endete dieser Lebensabschnitt. In unserer Abiturzeitung wurde ich von der Zeitungsredaktion mit folgenden Worten „verewigt“:

„Dieter Spaar,
kurz doch wahr,
klug und nett,
dick und fett,
Biologie –
ein Genie,
phlegmatisch,
sympathisch,
hält Reden
für jeden,
alles mehr
Unsinn wär.“

Wenn ich heute die von mir wahrgenommene politische Entwicklung in der Ostzone und späteren DDR reflektiere und das Verhältnis von Kommunisten und Sozialdemokraten in meinem Umfeld betrachte, komme ich zu dem Schluss, dass die im Jahre 1946 durchgeführte „Zwangvereinigung“ von Sozialdemokraten und Kommunisten in unserem Ort von den Mitgliedern beider Parteien freiwillig getragen wurde, hatten sie doch schon bei der Abwehr des Faschismus gemeinsam gekämpft, waren familiär miteinander verbunden und im Arbeitersportverein aktiv. Verheerender für viele ehemalige Sozialdemokraten und für die Entwicklung der Partei war die Anfang der fünfziger Jahre eingeleitete Kampagne zur „Entwicklung der Partei neuen Typus“ und der damit verbundenen Kampf gegen „Erscheinungen des Sozialdemokratismus“. In dieser Zeit wurden mehr und mehr Sozialdemokraten aus den Leitungsgremien der Partei verdrängt. Das Wort „Sozialdemokrat“

wurde zu einem Schimpfwort. Auch ich wurde während meiner Tätigkeit als Vizepräsident Ende der siebziger Jahre einmal vom damaligen Staatssekretär im Ministerium für Land- und Nahrungsgüterwirtschaft mit diesem „Ehrentitel“ belegt, weil ich es ablehnte, eine sowjetische tetraploide Roggensorte, die nicht die erforderlichen Leistungen brachte, für den Anbau in der DDR zuzulassen. Darüber wird später noch mehr zu berichten sein.

In der Zeit meines Oberschulbesuches erfolgte auch mein Austritt aus der evangelischen Kirchengemeinde. Hatte ich noch in den ersten Schuljahren mit meinem Schulfreund *Günter Seidenstricker* Religionsunterricht besucht, so dass ich ziemlich „bibelfest“ war, trennten sich in dieser Hinsicht unsere Wege zu Palmarum oder am Palmsonntag (Sonntag vor Ostern) des Jahres 1948: Mein Freund wurde an diesem Tage in der Salzaer *St. Laurentius*-Kirche konfirmiert, ich nahm zur gleichen Zeit an der damals noch vom wieder gegründeten Freidenkerverein im Saal unserer traditionellen Arbeitergaststätte „Zur Friedenseiche“ veranstalteten Jugendweihe teil. Sie hatte nichts zu tun mit der später staatlichen, fast obligatorischen Jugendweihe in der DDR. Meine Eltern und Verwandten wie auch ich fanden die Feierstunde sehr gelungen. Das anschließende Festmahl in unserer Wohnung war nicht sehr üppig. Ich erinnere mich, dass es aus Anlass der Konfirmation bzw. der Jugendweihe einen Bezugschein zum Kauf von Fischrogen und -milch gab, aus denen meine Mutter einen schönen Salat zauberte. Ansonsten gab es Kaninchenbraten. Mein Jugendweiheanzug war ein abgelegter Konfirmandenanzug aus der Verwandtschaft. Er passte gerade so. Den Traditionen in meiner Südharzer Heimat entsprechend, wurden wie an den Hauseingängen von Konfirmanden auch an unserer Pforte zwei große Fichten mit bunten Papierrosen aufgestellt.

Schon beim Studium der Bibel fielen mir große Widersprüche in der christlichen Lehre auf (die Thesen des zum Marxismus-Leninismus mutierten Marxismus überprüfte ich damals nicht auf Widersprüche, konnte ich auch gar nicht, da in der mir zugängigen Literatur ja auch die Schriften von *Karl Marx* teilweise gefälscht waren). Ich hatte keine Probleme mit den zehn Geboten, mit der Bergpredigt, aber mit den vielen Verstößen der offiziellen Kirchen gegen sie. *Martin Luther* zog mich als Persönlichkeit mit seinem mutigen „Hier stehe ich und kann nicht anders“ vor dem Reichstag zu Worms im Jahre 1521, seinem lautstarken, sich auf den Apostel *Paulus* stützenden Kritiken an der Ausbeutung „des Menschen durch den Menschen“ durchaus an, auch seine vielen kräftigen volkstümlichen Aphorismen und Sprüche waren mir sympathisch, die Parteiergreifung des „sanftmütigen Fleisches zu Wittenberg“ gegen die aufständischen Bauern sah ich schon sehr kritisch. Aber der penetrante Antijudaismus und spätere Antisemitismus stieß mich ab, wie er zum Beispiel auch in einer vom damaligen Landesbischof *Sasse* unterzeichneten Erklärung des Landeskirchenrates der Thüringer Evangelischen Kirche mit dem Titel „Wider die Juden“ zum Ausdruck kam: „Es geht um den weltgeschichtlichen Kampf gegen den volkszersetzenden Geist des Judentums. Der Nationalsozialismus hat in unserer Zeit diese Gefahr am klarsten erkannt und in verantwortungsvollem Ringen um die deutsche Volksgemeinschaft der jüdisch-bolschewistischen Gefahr den schärfsten Kampf angesagt. Aufgabe der Kirche ist es, aus christlichem Gewissen und nationaler Verantwortung in diesem Kampf treu an der Seite des Führers zu stehen.“ Und je mehr ich mich mit der Rolle der Kirchen im ersten Weltkrieg und in der Nazizeit befasste, umso klarer wurde für mich, dass ich mit diesen Kirchen nichts gemein habe. Zu einer Kirche, die das Gebot „du sollst nicht töten“ verkündet, aber die Waffen segnet, die es duldet, dass Soldaten mit den Worten „Gott mit uns“ in verbrecherische Kriege geschickt werden, darunter auch gegen Menschen, die an den gleichen Gott glauben, und die in ihren offiziellen Gliederungen das faschistische Regime in Deutschland oder z. B. das faschistische USTASCHA-Regime in Kroatien unterstützt hat, nach der Zerschlagung des Naziregimes schwer belasteten NS-Verbrechern Unterschlupf oder Fluchtmöglichkeiten verschaffte, konnte ich kein Vertrauen haben. Wie ist es mit dem christlichen Glauben vereinbar, wenn sich, wie es mein Großvater *Albert Wille* im ersten Weltkrieg erleben musste, sich bei Verdun Soldaten zweier christlicher Völker mit jeweils von ihren Kirchen

gesegneten Waffen gegenseitig barbarisch abmurksten und von ihren Feldpredigern dazu noch ermuntert wurden. Zu oft haben sich die Kirchen durch Manipulation der Religion für politische Zwecke missbrauchen lassen. Große Hochachtung habe ich vor den Frauen und Männern der Kirche, die sich in der Bekennenden Kirche den Verbrechen der Nazis widersetzen, wie *Martin Niemöller* (1892 ... 1984) und *Karl Barth* (1886 ... 1968), und das oft mit ihrem Leben bezahlten, wie *Martin Bonhoefer* (1906 ... 1945), *Paul Schneider* (1897 ... 1939) und viele andere. Meine hohe Wertschätzung gilt auch jenen Frauen und Männern, die nach dem Vorbild der albanischen Ordensschwester Mutter *Teresa* (1910 ... 1997), des evangelischen Theologen und Arztes *Albert Schweitzers* (1875 ... 1965) und anderer ihr christliches Ethos leben und das mit Taten beweisen. Die von mir damals empfundenen Widersprüche finde ich heute in dem im Jahre 2003 vom früheren Generalsekretär der CDU, Bundesminister a. D. und heutigem attac-Mitglied, *Heiner Geißler*, veröffentlichten Buch „Was würde Jesus heute sagen ? Die politische Botschaft des Evangeliums“ bestätigt (). Auch der so gern belächelte und als „Herz-Jesu-Marxist“ verspottete Bundesminister a. D. *Norbert Blüm* steht mir und sicher auch seinem Onkel *Adolf*, einem alten Kommunisten,* mit seinen auf der christlichen Soziallehre fußenden christlichen Überzeugungen näher, als manchem seiner eigenen Parteigänger. Mit Respekt blicke ich heute auch auf jene Pfarrer, die mit Mut und Geschick wesentlich im Herbst 1989 und am „Runden Tisch“ einer friedlichen Überwindung des sich bei den Bürgern diskreditierten „realexistierenden Sozialismus“ den Weg bahnten, wie zum Beispiel, auf den Pfarrer der Nikolai-Kirche in Leipzig, *Christian Führer* und auf die Moderatoren des „Runden Tisches“ in Berlin, die auch die Gebrechen und Defizite der übergestülpten kapitalistischen Gesellschaft heute benennen sowie auf Mitglieder der christlichen Friedens- und Bürgerrechtsbewegung in der DDR, wie zum Beispiel, *Friedrich Schorlemmer*, *Wolfgang Ullmann* () oder *Werner Schulz* (*), die nicht mit der Vereinigung Deutschlands und den Eintritt in die CDU, SPD oder die Partei Grüne/Bündnis 90 ihre früheren Grundsätze über Bord geworfen haben, insbesondere auch ihre auf der Bibel fußende Forderung „Schwerter zu Pflugscharen“. Mir sind auch jene Christen sympathischer, die bei Sicht auf die Opfer des knapp hundertjährigen fehlgeschlagenen „kommunistischen Experimentes“ nicht nur den Splitter im Auge der Kommunistischen Ideologie sehen, sondern mit den in Jahrhunderten im Namen der christlichen Religion begangenen Verbrechen auch den Balken im eigenen Auge nicht übersehen. Es geht mir dabei nicht um gegenseitige Aufrechnungen. Auch liegt mir fern, selbstgerecht Zensuren zu verteilen, zumal ich selbst nichts zu dem Erneuerungsprozess unserer Gesellschaft und letztendlich zur Wiedervereinigung Deutschlands beigetragen habe. Dabei befinde ich mich allerdings in guter Gesellschaft mit unserer in der DDR sozialisierten Bundeskanzlerin *Angelika Merkel* (*)**. Als Atheist habe ich immer die religiöse Einstellung anderer geachtet. Unter meinen Freunden waren und sind sehr religiöse Menschen. In meiner späteren politischen Tätigkeit hat die Frage des Glaubens nie eine Rolle gespielt, auch nicht bei Personalentscheidungen. Als zum Beispiel an der Berliner Humboldt-Universität in den sechziger Jahren Frau Prof. Dr. *Käte Voderberg* (1910 ... 1978), Biologin, Christin und aktiv in der „Jungen Gemeinde“ tätig, von meinen Kollegen als Dekanin der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät vorgeschlagen wurde, habe ich diesen Vorschlag ohne irgendwelche Bedenken in meiner damaligen Funktion im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen voll mitgetragen. Auch bei der von mir initiierten und auch durchgesetzten Berufungen des Phytopathologen *Helmut*

* siehe: *Norbert Blüm*: „Gerechtigkeit. Eine Kritik des Homo oeconomicus“. Herder spektrum, Band 5789, Herder Verlag Freiburg, 2006, 192 S.,

** siehe: Die Schläferin, Der Spiegel, 46, 2009, 57 ... 69.

Bochow als Professor an die Landwirtschaftlich-Gärtnerische und des Pflanzenernährers *Günter Schilling* als Professor an der Friedrich-Schiller-Universität Jena haben solche Fragen

bei mir keine Rolle gespielt, um nur zwei Beispiele aus meiner Praxis zu nennen. In meinen späteren vielfältigen Funktionen habe ich stets die religiösen Gefühle meiner Partner in der internationalen Zusammenarbeit geachtet, ob sie katholischen, protestantischen, russisch-orthodoxen, islamischen oder jüdischen Glaubens waren. Ein schwerer Gewissenskonflikt drohte sich im Jahr 1953 während meines Studiums an der Friedrich-Schiller-Universität Jena an, als eine Kampagne gegen Mitglieder der „Jungen Gemeinde“ gestartet wurde. Wie sollte ich mich als Mitglied der SED-Parteileitung an der Fachrichtung Biologie verhalten? Mich der Parteidisziplin beugen oder meinem Gewissen folgen. Von dieser Entscheidung wurde ich durch die Delegierung zum Vorbereitungslehrgang zum Studium in der Sowjetunion befreit. So konnte ich meiner Auffassung treu bleiben, in der ich auch mit dem Preußenkönig *Friedrich II.* (1712 ... 1786) übereinstimme, der bereits im 18. Jahrhundert die Worte prägte: „Jeder soll nach seiner Façon selig werden“ und „alle Religionen seindt guth, wan nuhr die Leute, so sie profesieren, ehrliche Leute seindt“.

Ganz entschieden bin ich aber für eine Trennung von Kirche und Staat, ein Grundsatz, der im Grundgesetz verankert ist, gegen den aber nach meiner Auffassung in Deutschland im großen Stil verstoßen wird. Auch ein Gottesbezug in der Europäischen Verfassung ist mir genauso unerträglich, wie die Behauptung, dass moralische und ethische Werte nur christliche sein können. Ich bin von meinen nichtchristlichen Eltern und in der Schule zu letztendlich in der Aufklärung wurzelnden humanistischen Werten erzogen worden.

Nicht tolerieren kann ich jegliche Art von religiösen Fundamentalismus, sei es der des Islamismus oder im Namen des Christentums gepredigter, und nicht nur Terroristen, die im Namen „Allahs“ der westlichen Welt den heiligen Krieg erklären. Die *Busch-* Regierung in den USA hat in den letzten acht Jahren eindeutig gezeigt, wohin es führt, wenn religiöser Eifer in die Politik drängt. Wenn ich im öffentlichen Raum das Kreuz dulden soll, warum nicht auch religiöse Äußerungen anderer Religionen, so sie dem freien Willen der Gläubigen folgen und nicht gegen Gesetze des Landes verstoßen? Ganz entschieden wende ich mich gegen einen Generalverdacht „des Terrorismus“ gegenüber Angehörigen islamischer Glaubensrichtungen. Wir wissen einfach viel zu wenig über den Islamismus, über den Hinduismus und über den Buddhismus, auch über den Konfuzianismus als geistige Strömung, wollen aber den Milliarden Menschen, die jenen ethischen Lehren und Religionen seit Jahrtausenden anhängen, und auch unsere europäische Kultur und Wissenschaft sehr bereicherten, unsere christlichen Werte als alleingültige aufzwingen.

Meine „Bibel“ habe ich nie aus meiner Bibliothek entfernt. Später kam der „Koran“ hinzu. Über den Hinduismus und Buddhismus habe ich viel Informationen in den schönen Reisebüchern über Indien des von mir gern gelesenen DDR-Reiseschriftstellers *Richard Christ* () bekommen.

Widerlich sind mir die Diskussionen um die Zulassung des Baus von Moscheen in Deutschland, um ihre Größe und die Höhe ihrer Minarette. Wie klug war doch im Vergleich zu den heutigen Eiferern die aus dem Geschlecht der Askanier stammende Prinzessin von Anhalt-Zerbst-Dornburg, welche als *Zarin Jekaterina II.* (1729 ... 1796), eine der Großen in der russischen Geschichte war. Bereits im Jahre 1773 hat sie ein Toleranz-Edikt erlassen, das die Duldung aller religiösen Bekenntnisse sicherte. Bei ihrem ersten Besuch in der von *Ivan IV* (dem Schrecklichen) (1530 ... 1584) im Jahre 1552 unterworfenen Metropole des tatarischen Khanats Kasan, bei dem sie viele wichtige Entscheidungen für den Ausbau des Kasaner Kremls und der Stadt Kasan traf, traten die christlichen Geistlichen, die im Kreml inzwischen mit dem Blagoweschtschenski Sobor (Mariä-Verkündigungskirche) ein stattliches, mit einem hohen Glockenturm versehenes Gotteshaus errichtet hatten, an sie mit der Bitte heran, sie möge dafür sorgen, dass die Moschee, die die Tataren im Kreml neu erbauten, nicht höher werde, als die christliche Kathedrale. *Jekaterina* lehnte eine solche Entscheidung mit den Worten ab: „Meine Macht gilt auf Erden, nicht in der Höhe“. So verfügt heute Kasan mit der Kul-Scharif-Moschee über die nach der Sultan-Ahmed-Moschee

in Istanbul zweitgrößte Moschee in Europa. Im Jahre 2008 konnte ich dieses imposante Bauwerk bestaunen und betrat, begleitet von meinen tatarischen Freunden, erstmals ein islamisches Gotteshaus. Allerdings schloss auch diese Herrscherin die Juden ausdrücklich aus ihrem Toleranz-Edikt aus und hatte schon im Jahre 1742 die Ausweisung aller Juden aus Russland verfügt.

Für mich ist auch die Rolle der russisch-orthodoxen Kirche im heutigen Russland, die fast wieder den Rang einer Staatseinrichtung einnimmt, nicht akzeptabel. Sie wird teilweise – und lässt sich auch – schon wieder politisch instrumentalisieren. Früher habe ich die Radikalität und Brutalität, mit der die Kommunistische Partei in der Sowjetunion die Kirche bekämpft, die Gotteshäuser vernichtet und die Geistlichen verfolgt hat, nicht verstanden. Gegen das 1918 von den Bolschewiki erlassene Dekret über die Trennung von Kirche und Staat wäre durchaus nichts einzuwenden gewesen, wenn damit nicht gleichzeitig die Konfiskation des Kircheneigentums verbunden gewesen wäre. Im Jahre 1936 gab es auf dem ganzen Territorium der Sowjetunion weniger als 10 aktive Kirchen. Was da im Namen der sozialistischen Idee geschah, wenn Kirchen zu Lagerhäusern und Getreidespeichern umgenutzt oder einfach zerstört wurden, war zum Teil schlimmer Vandalismus. Erst im Jahre 2008 lernte ich ein Beispiel von Kulturbarbarei der Bolschewiki kennen, als mich meine tatarischen Freunde in das wenige Kilometer von Kasan entfernte, im Jahre 1556 gegründete russisch-orthodoxe Raifski Blogorodny () Männerkloster führten. Das Kloster wurde nach der Oktoberrevolution häufig ausgeplündert, die Mönche verfolgt und zum Teil erschossen, zeitweilig wurden Mönchskammern auch als Konzentrationslager für „Konterrevolutionäre“, nach der endgültigen Schließung im Jahre 1928 wurde das Kloster in eine Anstalt für schwer erziehbare Jugendliche umgewandelt, die Kirchen als Maschinenhallen genutzt und auf dem Klosterfriedhof über den Gräbern von Äbten und Mönchen wurde die Lagertoilette eingerichtet.

Zwar war, wie auch in anderen europäischen Ländern, die Verbindung zwischen Thron und Altar sehr eng (in der „Synodalperiode“ von *Peter I.* (1672 ... 1725) bis 1917 war Russlands orthodoxe Kirche Staatskirche, d. h. sie war völlig vom Zarenregime abhängig), waren viele Vertreter der orthodoxen Geistlichkeit sehr eng mit dem zaristischen Feudalsystem verbunden und waren in ihrer Masse auch auf der Seite der Konterrevolution, aber die slawischen Völker, besonders die Bauernschaft, waren zutiefst religiös, deren Glauben nicht respektiert und brutal unterdrückt wurde. In den neunziger Jahren erlebte ich in der zentralrussischen Stadt Sadonsk, die reich an Klöstern und orthodoxen Kirchen ist, einen schönen Beweis für meine Auffassung. Beim Besuch einer Kirche, die jahrelang als Getreidespeicher diente, heute aber wieder die Gebeine eines in der orthodoxen Kirche verehrten Heiligen beherbergt, erklärte mir der sehr gebildete junge Pope, dass ein Rotgardist, der nach der Oktoberrevolution an der Zerstörung teilnahm, es nicht fertig brachte, die Gebeine des Kirchenheiligen zu beseitigen. Er brachte sie heimlich seiner Großmutter, die sie versteckte. So konnten sie später wieder der Kirche übergeben werden.

Bereits in den achtziger Jahren beobachtete ich in der damaligen Sowjetunion eine starke Hinwendung, besonders junger Menschen zur Religion. Nach meiner Auffassung hing es mit dem primitiven Dogmatismus, der auf „marxistisch-leninistischem Gebiet“ die Lehre in Schulen und Hochschulen bestimmte. Die Ideen der Oktoberrevolution und des Sieges im Großen Vaterländischen Krieg hatten angesichts des Widerspruches zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Theorie und Praxis in der sowjetischen Gesellschaft, ihre Anziehungs- und Überzeugungskraft für viele Jugendliche verloren. Auch viele Kinder aus Kreisen der Intelligenz bevorzugten bereits in dieser Zeit humanistische Studienrichtungen an der im Jahre 1687 gegründeten Moskauer Geistlichen Akademie im Dreifaltigkeitskloster im 70 km nordwestlich von Moskau gelegenen Sagorsk (heute wieder Sergiev Possad). Bei einem mir in der Perestroika-Zeit von meinen Kollegen in der Lenin-Akademie für Landwirtschaftswissenschaften vermitteltem Besuch dieser Akademie, den Gesprächen mit

dem Rektor und Lehrkräften sowie bei der Besichtigung der Bibliothek konnte ich mich vom hohen Niveau dieser Hochschule überzeugen.

Nach meiner Auffassung hat die orthodoxe Religion gerade in der Transformationsphase, in der Phase des geistigen Nihilismus und Wertevakuums in den Nachfolgestaaten der UdSSR, eine positive Rolle gespielt und vielen Menschen wieder Halt gegeben.

Sicher ist die Geschichte der Wechselbeziehungen zwischen russisch-orthodoxer Kirche und Staat nicht nur geprägt durch massive Religionsunterdrückung (die Zahl der geöffneten Kirchen nahm allmählich wieder zu), sondern sie wurde bereits von *J. W. Stalin*, später auch von den folgenden Parteiführern, aber auch von *Boris Nikolajwitsch Jelzin* (1931 ... 2007) in den neunziger Jahren für politische Zwecke missbraucht. Ohne ihre Unterstützung wäre Letzterer 1996 nicht zum Präsidenten gewählt worden. Sie wird auch heute politisch instrumentarisiert. Auch die politisch vom damaligen Präsidenten der Ukraine, dem früheren Politbüromitglied der Ukrainischen Kommunistischen Partei und Ideologie-Sekretär, *Leonid Makarowitsch Krawtschuk* (Präsident der Ukraine von 1991 ... 1994), gesteuerte Lostrennung der Ukrainischen Orthodoxen Kirche, des Kiewer Patriarchats unter dem Metropoliten *Filaret II.* vom Moskauer Patriarchat war eine solche Instrumentarisierung. Ich habe in den neunziger Jahren das auf den Straßen und in den Gotteshäusern in Kiew mit handgreiflichen Auseinandersetzungen verbundene unwürdige Gerangel um die Hoheit der Kirche selbst erlebt. Auch in der Westukraine war ich Zeuge solcher Kämpfe zwischen Anhängern der Orthodoxen Kirche und der von *Stalin* verbotenen Unionistischen Kirche (eine mit Rom unierte Kirche des byzantinischen Ritus (katholische Ostkirche). Sie zählt heute etwa 5,2 Millionen Mitglieder in der Ukraine, Polen, den USA, Südamerika, Australien und Westeuropa. Sie entstand, als sich im Jahr 1593 neun orthodoxe Bischöfe der Ukraine entschlossen, eine Union mit der Katholischen Kirche einzugehen. Die Initiative dazu war vom polnischen König Sigismund III.(1566 ... 1633) ausgegangen, der eine konfessionelle Vereinheitlichung Polens anstrebte, zu dem damals die Westukraine gehörte), als *M. S. Gorbatschow* nach einem Besuch bei Papst Johannes Paul II (1920 ... 2005) auf dessen Drängen diese Kirche wieder zuließ, aber keinerlei Festlegungen zur Rückgabe ihres Eigentums traf. Wie auch in der späten Sowjetunion unter *Chruschtschow* und *Breshnew* Gläubige wegen ihres christlichen Glaubens noch unterdrückt wurden, erfuhr ich in den neunziger Jahren bei meiner Tätigkeit in der Ukraine. Bei der Begleitung des Anbaus neuer Sonnenblumenhybriden im Auftrage einer deutschen Firma im Westen des Kirowograder und Norden des Odessaer Gebietes lernte ich auch den Vorsitzenden des Landwirtschaftsbetriebes , Herrn kennen.. Er war ein hoch gebildeter Mensch, stammte aus einer Lehrerfamilie, hatte ein Landwirtschaftsstudium absolviert, war nach dem Studium bald auch Kolchosvorsitzender. Er war ein gläubiger Christ, parteilos. Neben seiner großen fachlichen Kompetenz imponierte er mir mit seinen wunderbaren Gedichten, die er schrieb. Sein Büchlein mit den handgeschriebenen Gedichten hatte er immer bei sich. Den ersten rückständigen Kolchos, dessen Leitung er übernahm, führte er bald in die Spitzengruppe in der Region, wodurch er sich auch bei der „Obrigkeit“ hohes Ansehen erwarb. Das verhinderte aber nicht, dass er nach der Heirat seiner Tochter, bei der er im „Schalash“* eine Ikone aufhängte, bestraft wurde. Er wurde in einen rückständigen Kolchos geschickt, den er ebenfalls wieder an die Spitze im Kreis geführt hat. Wieder genoss er Ansehen und bei den üblichen Versammlungen des Partei- und Wirtschaftsaktivs des Kreises saß er im Präsidium.

* Da es in den Dörfern Russlands und der Ukraine üblich war, alle Einwohner des Ortes zur häufig mehrtägigen Hochzeitsfeier einzuladen, in den großen Dörfern und Kosakensiedlungen im Süden Russlands und in der Ukraine dafür aber die Kulturhäuser oder Restaurants ungenügend Platz boten, wurden dazu riesige Zelte aufgebaut („Schalashi“), in denen Hunderte von Personen Platz fanden.

Jetzt wurde ihm eines seiner Gedichte zum Verhängnis. In einem Diskussionsbeitrag, mit dem er Missstände und Probleme ansprach, zitierte er aus seinem für meine Begriffe wunderbaren

Gedicht über die sowjetische Verfassung (ich habe mir leider nie die Zeit genommen, den Text abzuschreiben), in dem er in den verschiedenen Versen belegt, dass die sowjetische Verfassung die progressivste Verfassung der Welt ist und der Refrain zu allen Versen stets lautete „aber die Realität entspricht ihr nicht“. Er zitierte einen Vers, was sofort die Sekretärin für Agitation und Propaganda auf den Plan rief. Deren Forderung nach sofortiger Ablösung von seiner Funktion und Zwangsdelegierung zur „Bewährung“ in einem rückständigen Betrieb wurde noch auf der Aktivtagung entsprochen. Ich lernte ihn nun in diesem dritten Betrieb kennen, der inzwischen auch ein Spitzenbetrieb war und den er mit viel Geschick über die „Klippen“ des ökonomischen Verfalls in den neunziger Jahren führte. Inzwischen hatte er in diesem Betrieb an der alten Stelle auch die Kirche wieder errichtet.

Heute gibt es in Russland Unterstützung für die Wiedererrichtung von Kirchen, soweit sie architektonische Denkmäler darstellen, aber die Fragen der Rückerstattung des kirchlichen Eigentums sind nach wie vor nicht befriedigend geklärt. In Moskau wurde zwar mit der Wiedererrichtung der Dreifaltigkeitskirche am Ufer der Moskwa, die unter *Stalins* Regime im Jahre 1937 zerstört wurde und dem geplanten Palast der Sowjets weichen musste (es reichte allerdings nur für ein beheiztes Freibad) am alten Standort ein prestigeträchtiges Bauwerk wieder errichtet und dem Moskauer Patriarchat der Russisch-orthodoxen Kirche übergeben, aber die „Kirche im Dorf“, auf dem flachen Lande, in der die Gläubigen (rund 75 % der Bevölkerung sind russisch-orthodoxen Glaubens) an ihrem Wohnort ihre Religiosität ausleben können, hat nach wie vor in vielen Regionen große materielle Probleme, vor allem weil Eigentumsfragen nicht geklärt werden. Damit ich nicht missverstanden werde: ich bin für eine strikte Trennung von Kirche und Staat. Aber die Eigentumsfragen müssen sauber geklärt werden.

Unvereinbar mit einer echten demokratischen Entwicklung in Russland und der freien geistigen Entfaltung der Jugendlichen halte ich jedoch den Einfluss, den heute die russisch-orthodoxe Kirche auf alle Sphären des geistig-kulturellen Lebens, insbesondere auch auf den Schulunterricht, auszuüben anstrebt oder schon ausübt. Seit 2006 ist der Religionsunterricht an den Schulen erlaubt. Aber andere Glaubensrichtungen werden de facto unterdrückt, besonders die katholische.

Nicht tolerieren kann ich jeden Versuch, mit religiösen Dogmen den wissenschaftlichen Fortschritt zu behindern oder gar wissenschaftliche Erkenntnisse durch solche zu ersetzen, wie es gegenwärtig von christlichen Fundamentalisten nicht nur in den USA oder in Russland, sondern leider auch in Deutschland versucht wird. Mit großem Ungemach sehe ich heute, wie sich kirchliche Kreise mit Fortschritts- und Wissenschaftsfeinden aller Couleur zu einem Kreuzzug gegen die Freiheit der Wissenschaft vereinen. Es ist schlimm, wenn der Kölner Erzbischof *Joachim Meissner* *() von der Kanzel aus die moderne Evolutionstheorie als Nazi-Ideologie denunziert.

Sehr kritisch sehe ich auch jede missionarische Tätigkeit, im Auftrage welcher Religion oder Ideologie sie auch erfolgt, schon gar nicht, wenn das „Schwert“ regiert. Geht jedes Missionarstum doch davon aus, dass meine Überzeugung die Überlegene ist. Das dem nicht so ist, beschreibt der russische Schriftsteller *Nikolai Leskow* (1831 ... 1945) in seiner schönen, 1875 geschriebenen Erzählung: „Am Ende der Welt“. Glaubensfragen waren und sind für mich Fragen der persönlichen Überzeugung. Das habe ich auch immer auf die Mitgliedschaft in der SED bezogen. In allen meinen Funktionen habe ich keinen „überredet“ oder „überzeugt“, Mitglied der Partei zu werden. Aber darüber später mehr.

Ich habe so ausführlich mein Verhältnis zur Religion dargelegt, weil ich weder, wie so mancher SED-Funktionär oder Wissenschaftler in der Wendezeit, plötzlich meinen lange verleugneten Großvater oder Vater, der Pfarrer war, wiederentdeckt habe, noch plötzlich erkannt habe, dass ich ja schon immer ein „zutiefst religiöser Mensch gewesen sei“.

Diese meine Einstellung zu Kirche und Religion beeinträchtigt in keiner Weise meine Liebe zur sakralen Kunst und Architektur. Die Ikonen, die prächtigen Ikonostase (Ikonenträger) und

Zarskie woroty (Herrentore) der Ostkirche, aber auch die geschnitzten Altare, Wandmalereien und Intarsien der Kirchenfenster in katholischen Domen und protestantischen Kirchen faszinieren mich immer wieder. Wo mich meine Reisen auch hinführten, stets besuchte ich die Gotteshäuser. Bis heute höre ich auch gern Orgelmusik, Kantaten und andere geistliche Chorwerke. Besonders die Gesänge der orthodoxen Kirche haben es mir angetan, aber auch deutsche Weihnachtslieder. Weihnachtslieder in der Ausführung des Posnaner Knabenchores, der Regensburger Dompfaffen, des Dresdner Kreuzchores oder des Thomanerchores gehören genau so zu den künstlerischen Genüssen, die ich alle Jahre in der Weihnachtszeit genoss und genieße, wie auch die herrlichen Orgelwerke, Kantaten, Oratorien, Messen und Passionen von *Johann Sebastian Bach* (1685 ... 1750), *Georg Friedrich Händel* (1685 ... 1759), *Johannes Brahms* (1833 ... 1828) oder das „Ave Maria“ nach *Franz Schubert* (1797 ... 1828). Hier muss ich eine Episode aus der Zeit erwähnen, als ich Direktor des Instituts für Phytopathologie der AdL war. Mein Stellvertreter lud mich zur gewerkschaftlichen Jahresendfeier (oder wie es schlicht und einfach hieß – zur Weihnachtsfeier unseres Kollektives) ein. Auf meine flapsige Frage: „Was machen wir denn da, singen wir heilige Lieder?“ erhielt ich keine Antwort. Als der Abend der Weihnachtsfeier kam, traute ich meinen Ohren und Augen nicht. Außer Weihnachtsgebäck nichts Weihnachtliches, anstelle weihnachtlicher Musik nur Arbeiterkampflieder! Es muss für die überwiegend religiösen Damen meiner Gewerkschaftsgruppe eine Zumutung gewesen sein. Aber mein dienstbeflissener Stellvertreter (Mitglied einer „Blockpartei“) hatte es so angeordnet. Gott sei Dank, fanden in den nächsten Tagen weitere Weihnachtsfeiern in den Gewerkschaftsgruppen statt, zu denen ich eingeladen wurde – mit weihnachtlicher Musik und Weihnachtsliedern. Auch das war Leben in der DDR! Zu meiner großen Überraschung erfuhr ich am 14. 12. 2002 im Radio aus der Sendereihe mit „Gernstl unterwegs“, dass in der DDR Weihnachten das Fest des Tannenbaums war, dass die Geschenke Väterchen Frost brachte, und dass die Engel „Jahresendflügelfiguren“ waren. Ich muss in einem anderen Land gelebt haben! Wir feierten in meiner Familie wie auch alle meine Freunde und Bekannten Weihnachten, auch gewerkschaftliche Weihnachtsfeiern und Kinderbescherungen fanden sowohl in den Instituten, wie auch in der Zentrale der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften statt. Unter unserem Weihnachtsbaum befanden sich in neben hölzernen Bergleuten, einem Förster, einem Weihnachtsmann auch Engel, die mein handwerklich sehr talentierter Bruder nach dem Vorbild erzgebirgischer Figuren gedrechselt hatte.

Studium in Jena und Moskau

Studium an der Friedrich-Schiller-Universität Jena

Im September 1952 begann ich ein Studium der Biologie an der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Schon als Schüler hatte mich der Besuch des Ernst Haeckel-Hauses und des Phyletischen Museums dieser Universität sehr begeistert. Aber für die Bestimmung des Studienortes war nicht das ausschlaggebend, sprach auch nicht so sehr die Nähe zu meinem Heimatort, sondern mein durch die ersten Veröffentlichungen über die „Mitschurinsche“ Biologie und die „Agrobiologie“ Lysenkaischer Prägung beeinflusster Berufswunsch, Agrobiologe, also Pflanzenzüchtungsforscher zu werden. Ein kleines Büchlein des Berliner Obstbau- und Obstzüchtungsspezialisten Prof. Dr. *Martin Schmidt* (1905 ... 1955) „Mitschurin und sein Werk“ (Deutscher Bauernverlag Berlin, 1949), die im Verlag Wissenschaft und Fortschritt erschienen Übersetzungen der „Agrobiologie“ von *T. D. Lysenko* und des Protokolls der berüchtigten Tagung der WASCHNIL (Lenin-Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der UdSSR) im Jahre 1948, gehörten als Schüler ebenso zu meinem „geistigen“ Arsenal, wie die Schrift des „Agrobiologen“ Prof. Dr. *Georg Schneider* (1909 ... 1970): „Die Entwicklungstheorie als Grundproblem moderner Biologie“ (Deutscher Bauernverlag Berlin, 1950) mit dem Untertitel „Der Entwicklungsgedanke von Lamarck bis Lysenko“. Und dieser *Georg Schneider* hatte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena eine Professur für

„Agrobiologie“. Also begann ich in Jena mein Biologiestudium. Ich kam von der Oberschule als glühender „Lysenkofan“. Ich bildete mir damals ein, alle „Welträtsel“ aus Sicht der Lysenkoischen Lehre klären und lösen zu können. In meiner schriftlichen Abiturarbeit im Fach Biologie brachte ich sogar das Kunststück fertig, die Mendelschen Regeln, deren Gültigkeit ich anerkannte, aus Lysenkoischer Sicht zu interpretieren. Kam ich als Lysenkoanhänger nach Jena, so reichte ein Semester Vorlesungen bei Prof. Dr. *Manfred Gersch* (1909 ... 1981) in allgemeiner Zoologie (Prof. Dr. *Manfred Gersch* war in jenem Jahr aus Leipzig neu an die FSU Jena berufen und seine hervorragenden Vorlesungen waren stets überfüllt, so dass man Mühe hatte, einen Sitzplatz zu bekommen. Er hatte die Nachfolge des in den Westen gegangenen langjährigen Direktors des Instituts für allgemeine Zoologie und des Phyletischen Museums, Prof. Dr. *Jürgen W. Harms* (1885 ... 1956) angetreten, dessen Lehrbuch „Zoobiologie für Mediziner und Landwirte“ (Verlag Gustav Fischer Jena, 2. Aufl. 1948, 258 S.) damals für mich ein Maßstäbe setzendes Hochschullehrbuch für Landwirte war) und Prof. Dr. *Hans Wartenberg* (1900 ... 1972) in allgemeiner Botanik, das gründliche Studium grundlegender Arbeiten von *Erwin Baur* (1875 ... 1933), *Luipold Geitel* (), *Max Hartmann* (1876 ... 1962), *Paula Hertwig* (1889 ... 1983), *Richard Hertwig* (1850 ... 1937), *Alfred Kühn* (1885 ... 1968), *Nikolai Wladimirowitsch Timofeew-Resowsky* (1900 ... 1981), *August Weismann* (1834 ... 1914), *Richard Goldschmidt* (1878 ... 1958), *Feodosi Dobshansky* (19000 ... 1975), *Max Delbrück* (1906 ... 1981) u. a., um mich von diesen Ansichten zu kurieren. Entscheidend hierfür war auch ein Fachrichtungskolloquium im Frühjahr 1953, in dem Prof. Dr. *Georg Schneider* über seine Axolotl-Versuche referieren sollte.

Zum Zwecke regenerationsbiologischer Studien hatte bereits *Schneiders* akademischer Lehrer, der Zoologe *Julius Schaxel* (1887 ... 1943), ein Schüler *Ernst Haeckels* und *Richard Hertwigs*, Transplantationsversuche beim Axolotl (*Amblystoma mexicanum*) durchgeführt. *Schneider* setzte diese Arbeiten noch in der Emigration in Moskau fort, wo er mit seinem Lehrer *Julius Schaxel* an einem Institut der Akademie der Wissenschaften der UdSSR arbeitete, interpretierte aber die Ergebnisse im Sinne *Lysenkos* als Beweis für eine „vegetative Hybridisation“, also als vererbbares Phänomen.

Das Kolloquium wurde ein einzigartiges Debakel. Selbst Studenten widerlegten seine Argumente und trieben ihn derartig in die Enge, dass bei mir ein Gefühl des Mitleids aufkam. Ansonsten habe ich mich für ihn geschämt, war ich doch wie er Mitglied der SED und war mit ihm gemeinsam in der Parteileitung der Fachrichtung Biologie. Ich war derartig schockiert über das Niveau meines „Genossen Professors“, dass ich am liebsten unter die Bank gekrochen wäre. Diese Veranstaltung war der endgültige Schlussstrich meiner „Lysenkoeskapaden“. Ich habe später oft darüber nachgedacht, wie es dazu kam, dass ich mich von so einer Pseudowissenschaft habe beeinflussen lassen. Ich hatte einfach eine noch zu geringe Kenntnis des Weltwissens auf dem Gebiet der Biologie. Und es ist so, wie *Ludwig Feuerbach* (1804 ... 1872) formulierte: „Niemand urteilt schärfer als der Ungebildete. Er kennt weder Gründe noch Gegengründe und glaubt sich immer im Recht“. Gründliches Literaturstudium wurde für mich deshalb eine unabdingbare Voraussetzung für eigene wissenschaftliche Urteilsfähigkeit. Wo die Wege dazu versperrt sind, entsteht Mittelmaß und Scharlatanerie. Deshalb habe ich mich in meiner späteren Tätigkeit stets für den Zugang zur Weltliteratur eingesetzt. Dieser ständige „Kampf“ um die Sicherung der Fachliteratur nahm einen großen Raum in meiner späteren Leitungstätigkeit ein. Noch gut erinnere ich mich an die erste Direktorendienstbesprechung, die ich im Jahre 1970 als Direktor des Akademieinstitutes in Aschersleben in der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften erlebte. Während ich große Anstrengungen machte, um dem Institut den Zugang zur ausländischen und westdeutschen Literatur zu sichern, berichtete der als Nachfolger von Prof. Dr. *Otto Rosenkranz* (1911 ... 1995) im damaligen Akademieinstitut für sozialistische Betriebswirtschaft in Böhlitz-Ehrenberg neu eingesetzte Direktor , Dr. *Gerhard Reichel* () ,

stolz über seine ersten Erfolge bei der „Säuberung der Institutsbibliothek von bürgerlicher westlicher Literatur und ihrer Verdammung in die „Giftküche“. Ich dachte damals „Mein Gott, wo bist Du hier hingeraten“, gesagt habe ich nichts.

Auch das Recht, ARD und ZDF zu sehen, habe ich mir stets genommen. Ich habe auch nie öffentlich gegen das Westfernsehen Partei ergriffen, war zum Glück auch nie in der Situation, an „Aktionen Ochsenkopf“ teilnehmen zu müssen. Reden konnte ich natürlich darüber nicht. Als die Kinder noch klein waren, haben wir das auch vor ihnen verheimlicht und ihnen das Westfernsehen verboten. Dafür mussten sie in der Schule viel Spott anderer Schüler ertragen. Als sie größer waren, haben wir gemeinsam mit ihnen „den Westen“ gesehen und über Inhalte von Sendungen mit ihnen diskutiert.

Mein Interesse wurde in Jena durch Prof. Dr. *Hans Wartenberg* in andere Richtung gelenkt. *Hans Wartenberg* hatte vor seiner Berufung auf den Lehrstuhl für allgemeine Botanik als Phytopathologe an der Biologischen Reichsanstalt Berlin-Dahlem gearbeitet. Seine rhetorisch keine Meisterwerke darstellenden Vorlesungen rissen uns zwar nicht von den Sitzen (er las seitenweise aus der damals aktuellen Auflage des „Straßburgers“, des Standardlehrbuches in allgemeiner Botanik, vor), waren aber, wo immer es ging, mit Beispielen aus der Phytopathologie gespickt. Schon mit einer Bemerkung in seiner Eröffnungsvorlesung, dass Deutschland den ersten Weltkrieg wegen der Kraut- und Knollenfäule der Kartoffel (*Phytophthora infestans*) infolge der Kausalkette „*Phytophthora* – Kartoffelmissernte – Kohlrübenwinter – Hungerrevolten – Novemberrevolution und Dolchstoß“ verloren habe, hatte er zwar meinen Widerspruch hervorgerufen, aber auch mein Interesse an Pflanzenkrankheiten und am Pflanzenschutz geweckt.

In guter Erinnerung habe ich auch noch die Vorlesungen in anorganischer Chemie bei Prof. Dr. *Franz Hein* (1892 ... 1976), in organischer Chemie bei Prof. Dr. *Günter Drefahl* (1922 ...), dem langjährigen Vorsitzenden des DDR-Friedensrates sowie in spezieller Botanik bei Prof. Dr. *Otto Schwarz* (), dem damaligen Rektor der FSU Jena. Die Vorlesungen des letzteren hatten einen Schönheitsfehler: er las zu unserem allgemeinen Ärgernis viermal in der Woche jeweils von 7 ... 8 Uhr eine einstündige Vorlesung und wir Biologiestudenten mussten früh aufstehen und hatten nach den Vorlesungen immer Wartezeiten. Viel gegeben haben mir auch das kleine botanische und zoologische Praktikum bei Frau Dr. *Rummeni* () und bei Herrn Prof. Dr. *Günter Sterba* (). In weniger guter Erinnerung habe ich die Vorlesungen und Übungen in spezieller Zoologie bei Prof. Dr. *Eduard Uhlmann* (). In fast jeder Vorlesung und Bestimmungsübung erklärte er uns, mit welchen Mitteln wir zoologische Objekte präparieren können, dass es „diese aber in der Ostzone (er sprach penetrant von der Ostzone) nicht geben würde“.

In meine Jenaer Studienzeit fiel am 5. März 1953 der Tod *J. W. Stalins*. Ich habe damals weder geweint, noch getrauert, fühlte mich auch nicht „verweist“. Dazu war meine Denkweise zu nüchtern. Anlässlich Stalins Todes wurde überall die Wachsamkeit erhöht, da man mit Provokationen des „Klassenfeindes“ rechnete. Alle wichtigen Gebäude wurden bewacht. Ich war der Beauftragte für den Wachdienst der Biologen. Wir Biologiestudenten hatten den Auftrag, den Botanischen Garten zu bewachen. Dazu liefen wir innerhalb des Gartens unsere Runden immer am Zaun entlang. Bei einem solchen Rundgang merkte ich, dass auch von außen Patrouillen den Park bewachten. Es waren Studenten der Arbeiter- und Bauernfakultät, die gewissermaßen uns mit dem Garten bewachten! Von der Atmosphäre dieser Tage zeugt folgende Episode: Ich war an einem der Abende im Kino. Plötzlich wurde die Vorstellung unterbrochen und ich wurde aus dem Saal gerufen. Ein Vertreter der SED-Leitung kritisierte, wieso ich als Beauftragter für den Wachdienst ins Kino gehen könne und verlangte umgehend von mir einen Lagebericht. Es war natürlich nirgends zu irgendwelchen Provokationen gekommen.

Nach Pfingsten 1953 wurde mir vom Prorektor für Studienangelegenheiten der Friedrich-Schiller-Universität, dem Nationalökonom *Prof. Dr. Karl Arnold* (später leitete er das

Institut für Agrarökonomie an der landwirtschaftlichen Fakultät der FSU Jena) () der Vorschlag unterbreitet, ein Studium in der Sowjetunion auf dem Gebiet der Biologie aufzunehmen. Obwohl er mir nicht sagen konnte, an welcher Hochschule und in welcher Fachrichtung ich dort studieren sollte, sagte ich nach kurzer Überlegung zu. Ich fand es reizvoll, ein Biologiestudium in einem Land aufzunehmen, das sich über so viele Vegetationszonen erstreckt. Gegen *T. D. Lysenko* und seine „Theorie“ war ich inzwischen immun und Prof. *H. Wartenberg* hatte ja bereits bei mir Interesse an der Phytopathologie und am Pflanzenschutz geweckt, so dass ich mir Chancen ausrechnete, egal wo, Biologie mit Stoßrichtung Pflanzenschutz studieren zu können. Als man mir dann bei dem Delegierungsgespräch vorschlug, an der Landwirtschaftlichen Timirjasew-Akademie in Moskau Pflanzenschutz zu studieren, nahm ich das Angebot gern an. Ich hatte zwar keine Vorstellung von einem solchen Studiengang und ahnte auch nicht, dass es ein Landwirtschaftsstudium sein würde, aber ich fühlte mich meinen Wünschen ein Stück näher und harrete ungeduldig der Dinge, die da auf mich zukommen sollten.

Später wurde ich häufig von westdeutschen Kollegen gefragt, ob ich mir Vorteile für meine Karriere aus einem Studium in der Sowjetunion erhoffte. Solche Gedanken waren mir damals absolut fremd. Natürlich waren auf Grund der offiziellen Propaganda auch hohe Erwartungen an das Niveau der Ausbildung gebunden. Ich wollte Wissen erwerben, um später auf meinem Fachgebiet eine gute Arbeit leisten zu können. Auch spielte etwas Abenteuerlust mit, in einem doch für uns trotz deutschsprachiger Zeitschriften, die uns das Leben in diesem Riesenland nahe bringen sollten, weitgehend noch unbekanntem Land zu studieren und zu leben.

Auf dem Vorbereitungslehrgang

Aber noch ging es nicht nach Moskau, sondern auf einen mehrwöchigen Vorbereitungslehrgang nach Burgscheidungen an der Unstrut. Dort lebten wir streng abgeschirmt auf einem reizvollen Schloss mit schöner Parkanlage (später viele Jahre zentrale Parteischule der CDU) hoch über der Unstrut. Nicht einmal den Eltern durften wir mitteilen, wo wir uns befanden. Offiziell war unsere Postanschrift „ABF der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg“. So kam es, dass meine Eltern, die mich in Halle besuchen wollten, nach langem Suchen und allen möglichen falschen Auskünften schließlich unverrichteter Dinge aus Halle wieder nach Hause fuhren. Die Burg war streng bewacht. Am alten Torhaus des Schlosses war eine ständige Einlasskontrolle und ohne Ausweis konnte niemand das Gelände betreten oder verlassen. Abwechselnd waren die Seminargruppen für den Wachdienst verantwortlich. Dazu schliefen wir in einer Wachstube, von der aus in stündlicher Folge die Doppelposten auszogen. Die Nacht des 17. Juni 1953 verbrachte meine Seminargruppe als Wachdienst und als Seminargruppenleiter war ich sozusagen der „Offizier vom Dienst“. Von der Autobahn her hörten wir während der ganzen Nacht das Geräusch sowjetischer Panzer, die ihre Kasernen verließen und sich in die mitteldeutschen industriellen Ballungsgebiete begaben. Wir wurden zu höchster Wachsamkeit aufgefordert und sollten bei jeglichen Anzeichen „feindlicher Aktivitäten“ sofort Alarm geben. Ich war kaum eingeschlafen, als ich schon von meinen zwei Wachausführenden geweckt wurde. Sie meldeten, dass am Fuße unseres Berges Lichtsignale gegeben würden. Draußen sah ich wirklich regelmäßige Signale, die in einiger Entfernung beantwortet wurden. Ich entschloss mich, zwei Sportler aus meiner Gruppe zu wecken und bat sie, den relativ steilen, mit Hecken und Niederholz bewachsenen Abhang hinunter zu klettern und festzustellen, was sich dort tut. Nach kurzer Zeit kamen sie zurück und berichteten, dass die am Fuße unseres Berges liegende Maschinen-Ausleihstation ebenfalls einen Wachdienst aufgestellt hatte und die einzelnen Posten sich gegenseitig Signale gaben. Wir ließen den Lehrgang schlafen. So war unsere Berührung mit der vermeintlichen Konterrevolution schnell vorbei, die ideologischen Auswertungen sollten länger dauern.

Auf dem Vorbereitungslehrgang lernten wir vor allem russisch. Der zwar etwas verwilderte, aber schöne, in Terrassen angelegte Schlosspark war für das Vokabellernen gut geeignet. Daneben bestimmte ich an Hand der kleinen „Exkursionsflora“ von Prof. Dr. *Werner*

Rothmaler (1908 ... 1962) Pflanzen. In der Schule hatte ich nur englisch gelernt, und auch mit dem obligatorischen Russischunterricht an der Universität kam ich nicht über die Anfangsgründe der Sprache hinaus. Deshalb wurde ich auf dem Vorbereitungslehrgang einem der Anfängerseminare zugeteilt, das vorwiegend aus Absolventen land- und forstwirtschaftlicher Fachschulen bestand. Auf dem Lehrgang haben wir es auch nur bis zur 12. Lektion im „Steinitz“ gebracht (dem damals in der DDR verbreiteten Lehrbuch der russischen Sprache, dessen Autor der Sprachwissenschaftler Prof. Dr. *Wolfgang Steinitz* (1905 ... 1967) war). Ich fuhr faktisch also ohne Russischkenntnisse zum Studium nach Moskau. Das Leben auf dem Lehrgang spielte sich in einer solchen Atmosphäre ab, wie sie *Hermann Kant*, bis heute einer meiner Lieblingsschriftsteller, in seiner „Aula“ so treffend beschrieben hat. Neben unseren Russisch-Exerzitien wurden wir vor allem ideologisch auf den Aufenthalt in der Sowjetunion vorbereitet. Außer zur Geschichte der KPdSU und politischen Geografie hörten wir Vorlesungen über die russische und sowjetische Literatur. Letztere wurden von einem Lektor gehalten, der mich sehr begeisterte (leider ist mir sein Name entfallen) und mir die Werke der russischen und sowjetischen Dichter und Schriftsteller nahe brachte. Er hat in mir die Liebe zur klassischen russischen Literatur in einem Maße geweckt, wie es meinen gewiss nicht schlechten Deutschlehrern in der Oberschule nicht gelang. Waren mir bisher vor allem solche sowjetischen Schriftsteller und Dichter mit ihren wichtigsten Werken, wie *Fjodor Gladkows* (1883 ... 1958) „Zement“, *Maxim Gorkis* (1868 ... 1936) „Die Mutter“, *Alexander Fadejews* (1901 ... 1956) „Die junge Garde“, *Nikolai Ostrowskis* (1904 ... 1936) „Wie der Stahl gehärtet wurde“, *Michail Scholochows* (1905 ... 1984) „Der stille Don“ und „Neuland unterm Pflug“ sowie *Wladimir Majakowski* (1893 ... 1930) Poeme vertraut, so wurden mir nun die Werke *Alexander Puschkins* (1799 ... 1837), *Nikolai Gogols* (1809 ... 1852), *Lew Tolstois* (1828 ... 1910), *Michail Lermontows* (1814 ... 1841), *Iwan Turgenews* (1818 ... 1883), *Fjodor Dostojewskis* (1821 ... 1881), *Iwan Gontscharows* (1812 ... 1891), *Nikolai Nekrassows* (1821 ... 1877), *Nikolai Leskows* (1831 ... 1895), *Michail Saltykow-Schtschedrin* (1826 ... 1889), *Anton Tschechow* (1860 ... 1904) und anderer Größen der russischen Literatur erschlossen.

Daneben wurden wir auf die „Sowjetwirklichkeit“ eingestimmt. Dabei wurde versucht, ein Bild zu zeichnen, das in keiner Weise der Realität entsprach und bei manchem Studenten später zu großen inneren Konflikten und zum Abbruch des Studiums in der Sowjetunion führte. Das Thema „Sowjetwirklichkeit“ beschäftigte unsere Landsmannschaft und später die Parteiorganisation der Moskauer Studenten ständig. Die Agitation auf dem Vorbereitungslehrgang trieb dabei tolle Blüten. So wurden wir auf die etwas spartanischen Verhältnisse in den Studentenwohnheimen mit der These vorbereitet, dass die sowjetische Führung der Meinung sei, ein Student lerne besser, wenn er auf harten Stühlen sitze. Deshalb gebe es weder Polsterstühle noch Sessel in den Wohnheimen. Andererseits wurde uns eingeredet, dass man in der Sowjetunion nur im schwarzen Anzug die Vorlesung besuche. Das konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Außerdem wollte ich es meinen Eltern nicht antun, zu den vielen Ausgaben, die meine Ausstattung für das Studium im Ausland mit sich brachte, mir auch noch einen schwarzen Anzug schneidern zu lassen. Ich bin gut ohne ihn ausgekommen. Da ich die „Aula“ erwähnte, sei nur eine Episode aus meiner Lehrgangszeit erwähnt, die so ähnlich von *Hermann Kant* beschrieben wurde: Wir Seminargruppenleiter wurden eines Tages zur Lehrgangsleitung bestellt und gefragt, in wessen Seminar ein „Pärchen“ sei. In meiner Seminargruppe waren zwei Absolventen der Landwirtschaftlichen Fachschule Weimar, *Ilse Braune* und *Jochen Reckrühm*, die verlobt waren. Mit ihnen wurde geredet, ob sie bereit seien, ein sechsjähriges Landwirtschaftsstudium in der Volksrepublik China aufzunehmen. Dazu war es aber notwendig vorher zu heiraten. Während der Studienzeit gab es keinen Heimaturlaub. „Meine“ Verlobten waren bereit, sich in das Abenteuer zu stürzen. Sie bekamen Sonderurlaub zur Heirat und begaben sich nach China. Später musste ich immer wieder an sie denken und lebte von der Hoffnung, dass alles

in Ordnung gehen möge. Immerhin war ich etwas an den Weichenstellungen ihres weiteren Schicksals beteiligt. Umso erfreuter und erleichterter war ich, als ich sie später in Berlin als ausgebildete Fachleute wieder traf. *Ilse* begann eine wissenschaftliche Laufbahn auf dem Gebiet des Obstbaus und war bis zu ihrer Emeritierung Professorin für Obstbau an der Sektion Gartenbau der Humboldt-Universität zu Berlin, *Jochen* arbeitete auf dem Gebiet der ausländischen Landwirtschaft und später in der Auslandsabteilung der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften.

Ein kurzer Urlaub war mit Reisevorbereitungen und Abschiedsbesuchen bei Freunden, Bekannten und meinen vielen Angehörigen ausgefüllt. Noch einmal wanderte ich durch die liebliche Landschaft meiner engeren Heimat, mit der sich so viele schöne Kindheits- und Jugenderinnerungen verbanden. Der Abschied von Eltern, Großmutter, Tanten, Onkels und Freunden auf dem kleinen heimatlichen Bahnhof in Salza ging nicht ohne Tränen ab. Ich überspielte meine Gefühle, aber leicht viel es mir auch nicht. War es doch erstmals, dass ich für ein Jahr das Elternhaus verließ. Mein bisheriger Studienort Jena lag ja gewissermaßen vor der Haustür und mindestens an jedem zweiten Wochenende war ich zu Hause. Aber jetzt war es ein Abschied für ein Jahr und eine Reise über 2000 Kilometer in eine noch unbekanntere Zukunft. Mir wurde allmählich klar, dass damit ein völlig neuer Abschnitt in meinem Leben begann.

Nach Moskau

Ende August trafen sich alle Lehrgangsteilnehmer in Berlin wieder. Nach Erledigung notwendiger Formalitäten im damaligen Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen in der Wilhelmstraße und Erhalt eines Wintermantels, für den schon auf dem Lehrgang Maß genommen war (mit einem kleinen Pelzkragen aus Kaninchenfell, der wie sich später heraus stellte, bei den damals im Winter herrschenden Kältegraden nur symbolische Funktion hatte; außerdem hielt mein Mantel nur drei Jahre, dann lösten sich die Nähte auf und meine Eltern kauften mir in der DDR einen eigenen Wintermantel ohne Pelzbesatz, der mir auf jeden Fall keine schlechteren Dienste erwies, als der „Spezialmantel“), fuhren wir mit einem Sonderzug vom Berliner Ostbahnhof bis zur sowjetischen Grenzstation Brest. Während der Fahrt gingen mir dann doch viele Gedanken durch den Kopf: Wie wird sich das Leben gestalten? Wirst Du das Studium in einer fremden Sprache packen? Wirst Du es durchhalten, so lange vom gewohnten Elternhaus entfernt zu sein? Je mehr sich unser Zug seinem Ziel näherte, umso mehr wuchs unsere Spannung auf das Neue und Ungewisse, das uns erwartete. In meinem Gedächtnis ist ein großes rotes Transparent, das nach Überqueren des Bugs, des Grenzflusses zwischen Polen und der Sowjetunion (heute Republik Belarus) sichtbar wurde und an der sowjetischen Grenze in großen Lettern die Reisenden im Arbeiter- und Bauernstaat willkommen hieß. Allgegenwärtig waren noch Stalinbilder. Unser Zug lief auf der Warschauer Seite des Bahnhofs ein, auf dem die Züge mit der europäischen Spurbreite ankamen. Hier galt es mit Sack und Pack den Zug zu verlassen und sich in das Bahnhofsgebäude zu begeben, ein im Jahre 1951 errichteter Neubau. Damals gab es noch nicht die dann in den fünfziger Jahren errichtete Hebeanlage, in der in etwas mehr als einer Stunde die Untergestelle der Wagen mit der europäischen Spurbreite (143,5 cm) gegen solche mit der sowjetischen Spurbreite (152 cm) und umgekehrt ausgewechselt werden, während die Reisenden in den Wagen bleiben können und die Zoll- und Passkontrolle im Zug erfolgt.

In einer der Bahnhofshallen waren lange, flache Tische angebracht, auf die wir zur Zollkontrolle unsere Koffer geöffnet zu legen hatten. Nach gründlicher Prüfung des Inhalts des Gepäcks verließen wir zur Moskauer Seite hin die Halle, auf der sich die Bahnsteige für den Inlandsverkehr befanden. Dort stand unser Sonderzug nach Moskau bereit. Es waren ganz neue, als Reparationsleistungen im Waggonbau Ammendorf speziell für die Sowjetunion gebaute Schlafwagen mit Viererabteilen, die später auf vielen Strecken der sowjetischen Staatsbahn liefen. Nach einer eintägigen Fahrt kamen wir auf dem belorussischen Bahnhof in Moskau an, wo uns Vertreter der Botschaft und deutsche Studenten der ersten Delegationen

(wir waren die dritte) in Empfang nahmen. Uns sechs Studenten, die das Studium an der Moskauer Timirjasew-Akademie aufnehmen sollten, nahm *Helmut Schieck*, der an der Moskauer Plechanow-Hochschule für Volkswirtschaft Agrarökonomie studierte und bereits das zweite Studienjahr absolviert hatte, in seine Obhut.

Prof. Dr. *Helmut Schieck* (1927 ... 2007) war in meinem späteren Leben nicht nur an für mich schwerwiegenden Weichenstellungen beteiligt, ich lernte ihn später als klugen, bescheidenen und zuverlässigen Kollegen und Menschen näher kennen und achten und war mit ihm bis zu seinem Tode freundschaftlich verbunden. Als Direktor des Institutes für Agrarökonomie und später als Vizepräsident unserer Akademie hat er alle Höhen und Tiefen durchlebt, wie es für manchen Agrarökonom der DDR typisch war, ist aber seinen Idealen und Überzeugungen treu geblieben. Am 20. 12. 2007 habe ich ihm mit meiner Trauerrede in Berlin meinen letzten Freundschaftsdienst erwiesen.

Zunächst ging es in die „Strominka“, ein Wohnheim der Moskauer Universität. Seine düsteren Räume und die für uns ungewohnten Toiletten dämpften doch beträchtlich unsere Stimmung. Um so freudiger nahmen wir am nächsten Tag unseren Studienort, die damals noch vor den Toren Moskaus gelegene, heute völlig von neuen Wohngebieten der Stadt umgebene Moskauer Landwirtschaftliche K.A.-Timirjasew-Akademie, kurz Timirjasewaka – demie oder Timirjasewka in Augenschein.

An unserer alma mater

Die Timirjasew-Akademie wurde durch Zarenereiss am 3. Dezember 1865 als Petrowsker Akademie für Acker- und Waldbau auf dem Gelände des 714 Desjatinen (780 ha) umfassenden, 10 km nordwestlich von Moskau gelegenen Gutes Petrowsko- Rasumowskoe gegründet. Wegen revolutionärer Tätigkeit der Studenten im Jahre 1890 geschlossen, wurde sie am 6. Juni 1894 als Moskauer landwirtschaftliches Institut wieder eröffnet. Nach der Oktoberrevolution im Jahre 1917 wurde sie als Petrowsker Landwirtschaftliche Akademie weitergeführt und erhielt im Jahre 1923 die Bezeichnung Landwirtschaftliche K. A. Timirjasew-Akademie. Nachdem sie im Jahre 1997 in Moskauer Landwirtschaftliche Timirjasew-Akademie umgenannt wurde, trägt sie seit 2005 den Namen Russische Staatliche Agraruniversität – Moskauer landwirtschaftliche Timirjasew-Akademie. Im Jahre 1964 war ihre Existenz erneut bedroht, als durch *N.S. Chruschtschow* (1894 ... 1971), den damaligen Parteichef der KPdSU, ihre Auflösung und Verlagerung nach Kursk angeordnet wurde, da führende Wissenschaftler der Akademie gegen eine Reihe seiner agronomischen und agrarpolitischen Maßnahmen auftraten.

Die freien Tage bis zum Studienbeginn widmeten wir der ausführlichen Erkundung unseres neuen „zu Hauses“. Uns empfing ein freundlicher Hochschulcampus, von zwei Seiten mit Versuchsfeldern, im Westen von einem Park und im Osten von der Dmitrowskoe Chaussee und der Bahnlinie Moskau – Leningrad begrenzt. Eine von Lärchen umsäumte kurze Chaussee (die Listwennitschnaja) führte zum schlossartigen Hauptgebäude. Rechts und links der Allee befanden sich, in Grünanlagen eingebettet, unsere Wohnheime und die meisten Lehrgebäude. Alles war in weniger als zehn Minuten zu erreichen. Das Hauptgebäude, der Mittelpunkt der Anlage, mit Rektorat, Auditorium Maximum und Bibliothek, war im Jahre 1865 nach Plänen des talentierten, beim Petersburger Ministerium für Vermögenswerte angestellten Architekten *N. L. Benua* (), an der Stelle des alten hölzernen Schlosses als Lehrgebäude für die neue Hochschule errichtet worden. Die dem Campus zugewandte östliche Seite des sich durch klassizistische und barocke Elemente auszeichnenden Gebäudes hat eine sehr sachliche Fassade, während die westliche, dem Park zugewandte Fassade sich durch viele kunstvolle Details schlossartig präsentiert. Das Gebäude krönt ein Glockenturm mit Uhr. Das Hauptgebäude liegt an einem sehr schönen Park, dessen zentrale Allee im geraden Winkel von diesem aus bis zu einem künstlich angelegten kleinen See führt. Der obere, im französischen Stil angelegte Teil ist in drei mit Blumenrabatten kunstvoll verzierte Terrassen untergliedert, deren obere von der mittleren durch eine weiße steinerne Balustrade

getrennt ist. Die mittlere Terrasse zieren vier Statuen, die allegorisch die vier Jahreszeiten darstellen sollen: Flora, die Göttin des Frühlings, Demeter, die Göttin der Fruchtbarkeit, Bacchus (Dionysos), der Gott des Weinbaus und Silen, ein Erzieher des Dionysos. Nicht weniger reizvoll ist der untere, im englischen Stil angelegte Teil des Parkes, der im Süden in das Waldmassiv des dendrologischen Parks (Iesnaja datscha) übergeht, der im Jahre 1862 angelegt wurde und wertvolle Langzeitversuche enthält. Wie viel schöne Erinnerungen sind mit diesem Park verbunden, der zu allen Jahreszeiten seine Reize hatte und der auch heute noch bei meinen Aufenthalten in der Akademie unbedingt auf meinem Besuchsprogramm steht. Getrübt ist meine Erinnerung an den wunderschönen Park durch den winterlichen Sportunterricht. Auf einer eingefahren kreisförmigen Piste mussten wir wie auf Gleisen Runde um Runde drehen und bestimmte Normen erfüllen. Nachdem er besonders in den neunziger Jahren etwas verkommen aussah, wozu auch ein starkes Unwetter beitrug, freut mich, dass in den letzten Jahren wieder viel zur Herstellung seiner alten Schönheit unternommen wurde.

Von diesem Ort soll auch *Napoleon* auf das brennende Moskau geblickt haben, woran die Worte *A. S. Puschkins* in seinem Poem „Eugen Onegin“ erinnern:

„Hier harte stolz vom Siegeslauf,
Napoleon umsonst der Stunde,
dass mit des Kremls Schlüsselbunde
sich Moskau beuge seinem Fuß.
Nein, Moskau bot ihm nicht den Gruß,
der ihn erhob zum Triumphator.
Denn nicht mit Hymnen noch Tribut,
nein, nur mit Brand und Feuerglut
empfang's den gieren Imperator.
Von hier aus sah er grausig schön
sein Glück in Flammen unter gehn.“

Unsere Wohnheime waren im Jahre 1928 von deutschen Bauleuten im Bauhausstil errichtete viergeschossige Backsteinbauten. Die Studenten der agronomischen Fakultät wohnten im dritten „obsheshitie“ (Wohnheim). Noch heute erfüllen sie ihren Zweck. Im Kriege diente unser Wohnheim von 1941 ... 1943 als Lazarett der 2. Belorussischen Front, in dem auch der verletzte Oberkommandierende der Front, Marschall *K. K. Rokossowski* (1896 ... 1968) einige Wochen behandelt wurde, worauf heute eine Tafel am Gebäude hinweist.

Zwischen den vier gleichartigen Gebäuden befand sich ein kleines, ebenfalls im Jahre 1928 errichtetes Klubgebäude, in dem mit in der Regel täglich änderndem Programm Filme gezeigt wurden. Hier sahen wir neben vielen alten UFA-Schnulzen, die als „Trophäen“ gezeigt wurden, kitschigen Filmen der Stalinzeit auch solche hervorragenden Meisterwerke der sowjetischen Filmkunst, wie „Die Kraniche ziehen“, „Der stille Don“ oder „Im Morgengrauen ist es noch still“, deutsche neue antifaschistische Filme aber auch neue realistische indische Filmkunstwerke. Jahrelang von der Volkskünstlerin der UdSSR, *Kira Platonowna Tscherdanzewa* (1922 ... 2005) geleitet, war er Zentrum intensiver künstlerischer Selbstbetätigung, auch wir deutschen Studenten traten dort von Zeit zu Zeit mit Darbietungen deutscher Gedichte und Lieder auf. Ich erinnere mich, dass ich einmal mit großem Pathos *J. R. Bechers* Gedicht vom Lernen (Wir wollen lernen, wir wollen begreifen, die Welt verändern und sie verstehn, wir wollen die Fernen des Weltraums durchstreifen und auf den Grund der Dinge sehn) und einmal eines der von mir sehr gemochten, von *Becher* im Moskauer Exil geschriebenen „neuen deutschen Volkslieder“ vortrug, die später von *H. Eisler* vertont wurden:

Deutsche Heimat sei gepriesen,
Du im Leuchten Deiner Höhn,
In der Sanftmut Deiner Wiesen,

Deutsches land wie bist Du schön.
Das Gewitter ist verzogen,
und verraucht der letzte Brand,
weltenweiter Himmelsbogen,
spannt sich leuchtend über Dich,
Du mein deutsches Vaterland.

Heute schmückt eine Gedenktafel für diese hervorragende Künstlerin und unermüdliche Kulturarbeiterin das alte Klubgebäude.

Dem leiblichen Wohl dienten in den Wohnheimen Büffets („Bufeti“) und gewissermaßen vor der Haustür eine Mensa, eine Poliklinik, ein Brotladen und eine kleine „Lavka“ (Verkaufsstelle) für Lebensmittel. Letztere überraschten uns durch ein gutes und vielfältiges Angebot an Fleischwaren und Molkereiprodukten sowie an Brotsorten, wie es in den folgenden Jahrzehnten in den besten Moskauer Lebensmittelläden nicht mehr zu finden war. Eine in der Nähe befindliche öffentliche Badeanstalt erleichterte uns das Abfinden mit den etwas primitiven Waschgelegenheiten in den Wohnheimen.

Wir wohnten zu viert in hellen Zimmern, die spartanisch eingerichtet waren. Neben den Betten gehörten ein Tisch mit vier Stühlen und zwei Nachttischchen, in den höheren Studienjahren auch ein Schrank zum Inventar. Toiletten und Waschräume befanden sich am Ende des jeweiligen Flures. Meine Kleidung befand sich in den ersten Jahren in zwei Koffern unterm Bett oder hing an Kleiderhaken an der Tür und Wand. Wir nahmen diese etwas primitiven Bedingungen gelassen hin und gewöhnten uns an so manche neuen Gepflogenheiten. Lange wollten wir allerdings nicht einsehen, dass wir nicht in kurzer Turnhose in den Waschraum gehen durften. Das „schickte“ sich nicht. Die weiblichen Mitbewohner auf unserer Etage flüchteten stets in ihre Zimmer, als hätten sie den leibhaftigen Teufel gesehen, wenn einer von uns in kurzen Hosen im Flur erschien. Wir beugten uns den Vorhaltungen, überzeugt waren wir nicht. Schließlich begegneten wir uns beim Sportunterricht oder am Badestrand ebenfalls in kurzen Hosen. Es waren eben andere Sitten. Diese spürte ich später auch bei anderer Gelegenheit. Unsere deutschen Studentinnen trugen damals alle, der aufkommenden Mode entsprechend und im Winter auch aus Zweckmäßigkeitsgründen lange Hosen, was sich in der Sowjetunion damals für Frauen nicht schickte. Im Unterschied zum Tragen von Shorts durch Männer wurde das aber im Allgemeinen toleriert. Als ich jedoch einmal mit meiner Frau ein Eiscafe in der Moskauer Gorkistraße besuchen wollte, ließ der gewichtige Türhüter sie wegen der langen Hosen nicht hinein und wir mussten unser Eis auf der Straße schlecken.

Bei den beengten Verhältnissen war es natürlich leicht möglich, dass Läuse oder Wanzen sich vermehren konnten. Wir wurden aber während des Studiums dank strenger Hygiene- und Sauberkeitsvorschriften von solchen Plagegeistern verschont. Eine studentische Kommission, vorwiegend aus Studentinnen bestehend, kontrollierte regelmäßig die Zimmer. Mit Wattebauschen wurde in allen Ecken nach Staub gesucht und die allgemeine Ordnung und Sauberkeit bewertet. Die Ergebnisse wurden in Form von Noten öffentlich ausgehängt. Da ich schon im ersten Studienjahr begann, mir eine umfangreiche Bibliothek anzulegen, sah das mit Büchern voll gestopfte Zimmer nicht immer den Wünschen unserer Kontrolleurinnen entsprechend aus. Es entspannen sich stets harte Diskussionen um unsere allgemeine Ordnung im Zimmer. Wir waren aber in der Regel die Unterlegenen und bekamen nie beste Noten für Ordnung und Sauberkeit. Übrigens eine Diskussion, die ich bis zu ihrem Tode immer wieder mit meiner Frau über den Zustand meines Arbeitszimmers auszutragen hatte. Was unser mit meinen Büchern voll gestopftes Zimmer betraf, so wurde das etwas in einem von den studentischen Korrespondentinnen *Rosa Budrina* und *Natalja Shurmunkaja* geschriebenen Beitrag in einer der Nummern der Hochschulzeitung „Timirjasewez“ sichtbar, der in meinem zweiten oder dritten Studienjahr erschienen sein muss. Es war ein Bericht über die Bewohner des Zimmers 326: meine zwei sowjetischen Freunde, meinen chinesischen Studienkollegen

und mich, über unsere Studienerfolge und unser Leben. In dem für uns sehr schmeichelhaften Beitrag war unter anderem zu lesen: „... *Das ist ein gewöhnliches Studentenzimmer, lediglich, dass der Schrank mit Büchern mehr voll gestopft ist, als gewöhnlich. Auf dem Tisch sind hohe Stapel der gesammelten Werke W.I. Lenins und J.W. Stalins. Der Student Dieter Spaar aus der DDR bereitet sie für den Versand in die Heimat vor ...*“. Der Beitrag enthielt zwei kleine Fehler: Da die 32 Leninbände, die in ihren Buchhüllen auf der Fensterbank, dem Nachttisch und sonstigen möglichen und unmöglichen Ablagen sehr unordentlich herumlagen, empfahlen meine sowjetischen Freunde diese beim Besuch der Kommilitoninnen akkurat auf den Tisch zu packen, als ob ich sie für den Versand vorbereite. Das stimmte nicht. Ich habe Bücher immer bei meinen Heimfahrten mitgeschleppt, da die Koffer ansonsten ja leer waren. Aber das konnten sie nicht wissen. Warum ein anderer Fehler in diesen Bericht kam, kann nur den politischen Umständen geschuldet gewesen sein: Ich habe nie gesammelte Werke Stalins gekauft. Die können sie auch nicht bei uns im Zimmer gesehen haben. Aber vor dem XX. Parteitag war es sicher nicht möglich, die Werke Lenins ohne die von Stalin zu nennen. Oder es war in der Redaktion der Zeitung einfach politische Gewohnheit, um sich abzusichern. Übrigens, wie Wanzen einem zusetzen können, lernte ich 1956 / 1957 kennen. Als ich mein großes Vordiplompraktikum am Lehrstuhl für Phytopathologie der Timirjasewakademie absolvierte und in unserem verwaisten Zimmer allein blieb, wurden unsere Wohnheime zur Unterbringung der Gäste der 1957 in Moskau durchgeführten Weltfestspiele der Jugend und Studenten renoviert. Ich musste in ein Zimmer in einem anderen Wohnheim. Das Zimmer war ebenfalls bereits leer geräumt, ein Tisch, ein Stuhl und ein Bett wurden aufgestellt und ich verbrachte einige Wochen in diesem Zimmer. Jede Nacht, sobald ich das Licht ausschaltete, begann die Invasion der Plagegeister. Ich rückte das Bett in die Mitte des Zimmers, in der Hoffnung, damit Ruhe zu finden. Weit gefehlt. Die klugen Tiere ließen sich von der Decke auf mein Bett fallen und verrichteten ihr blutiges Tun, das von mir genau so blutig mit einer Form „biologischer Schädlingsbekämpfung“ erwidert wurde. In regelmäßigen Abständen schaltete ich das Licht an und zerdrückte Massen der sechsbeinigen Tierchen mit dem Daumen an der Wand und allen anderen Gegenständen. Meine Hoffnung, auf diese Weise mein Zimmer wanzenfrei zu bekommen, erwies sich als großer Irrtum. Der Nachschub war unerschöpflich. Ich hatte das Gefühl, für jede erschlagene, in Form eines Blutropfens an der Wand verewigte Wanze erschienen Hunderte neuer. Das Zimmer hatte einen furchtbaren Geruch angenommen und ich hatte viel Blut auf diesem „Schlachtfeld“ gelassen. Oft musste ich später an diese meine Lektion denken, wenn von Zielen die Rede war, bestimmte Schaderreger „auszurotten“. Zu diesem „Frontbericht“ sei aber hinzugefügt, dass ich später bei meinen vielen Übernachtungen in den verschiedensten Gegenden der Sowjetunion, und nicht nur in vornehmen Hotels, keine Berührung mit dieser biologischen Spezies mehr hatte, was ich leider nicht von Mücken und Küchenschaben (Kakerlaken) sagen kann.

Über einen anderen Versuch der „Schädlingsbekämpfung“ sei hier kurz berichtet, weil er gar nicht in das Klischee über die Verhältnisse in der Sowjetunion in den fünfziger Jahren passt. Es muss im Jahre 1954 gewesen sein. In der bereits erwähnten prachtvollen Listwennitschnaja alleja, heute eine verkehrsfreie Zone, hatten sich Krähen einige Bäume als Brutbäume auserwählt und bekleckerten uns oft von oben. Unser Mitstudent *Friedrich Engemann* (1929 ... 1984) war einer Moskauer Jagdgesellschaft beigetreten und hatte sich in Moskau ein Jagdgewehr zugelegt, wie sie damals ohne jeglichen Waffenschein an Mitglieder der Jagdgesellschaften frei verkäuflich waren und ging ab und zu mit seinen sowjetischen Kommilitonen in der Umgebung von Moskau zur Jagd. Eine Jagdprüfung war dazu nicht nötig. Also beschlossen wir eines Tages, die Krähenester von unten durch Beschuss mit Schrotmunition zu zerstören. Unser Tun fand unter den Passanten große Zustimmung und viele Schaulustige. Nach einiger Zeit kam auch ein Milizionär, der uns ganz höflich sagte, dass die belebte Allee doch nicht der richtige Ort für unsere Aktion sei. Wir sollten doch den Krähen auf den damals noch reichlich vorhandenen Versuchsfeldern hinter unseren

Wohnheimen nachstellen (heute sind diese Flächen längst bebaut). Wir taten es. Dort saßen Schwärme von Krähen. Aber das Unterfangen war erfolglos, so dass wir bald die Lust an der „Krähenjagd“ verloren. Nach dem ersten Schuss in den Schwarm, bei dem eine Krähe getötet wurde (nach einem Volltreffer mit Schrotmunition war von ihr nicht mehr viel zu sehen), waren die Krähen für einen Tag im nahen Wald verschwunden und kamen frühestens am nächsten Tag zurück.

Nachdem wir deutschen Studenten die ersten Tage gemeinsam gewohnt hatten, trennten wir uns aber bald und zogen mit sowjetischen Studenten zusammen. Das hielten wir für notwendig, um die russische Sprache schneller zu erlernen.

So wohnte ich zunächst mit zwei russischen Studenten, *Nikolai Korotkov* und *Nikolai Moskov*, sowie einem polnischen Studenten, *Janusch Pala*, zusammen, die allerdings nicht meiner Gruppe angehörten. Von den beiden Koljas, die beide aus armen bäuerlichen Verhältnissen stammten (beide hatten ihre Väter im Kriege verloren), habe ich leider lange nichts gehört. *Nikolai Korotkov* hat seinen weiteren Weg in der Praxis und staatlichen Leitung eines Kreises gemacht. Von seiner Witwe, die ich bei dem Absolvententreffen anlässlich des 50. Jahrestages unseres Hochschulabschluss im Juni 2008 in Moskau traf, erfuhr ich, dass *Kolja* schon vor einigen Jahren verstorben ist. *Nikolai Moskov* und seine Frau konnte ich mit großem Hallo nach 50 Jahren erstmals auf dem Treffen wieder sehen. Er hatte noch eine Zusatzausbildung auf pädagogischem Gebiet absolviert und ist bis heute in der Ukraine als Dozent am Lehrstuhl für Botanik der Chersoner Staatlichen Universität tätig. Wir drei bildeten damals eine Kommune, das heißt, wir legten eine gleiche Summe Geld zusammen und ernährten uns gemeinsam von für mich unvorstellbar wenig Geld. Grundnahrung waren in Sonnenblumenöl gebratene Kartoffeln oder Makkaroni und Nudeln, dazu Tee mit viel Zucker. Mein Angebot, auf Grund meines höheren Stipendiums mehr einzuzahlen, wurde strikt abgelehnt. So lernte ich das Leben auch der ärmeren Studenten unmittelbar kennen, aber auch die uns vor allem auf dem Vorbereitungslehrgang in den Vorlesungen über russische Literatur so gepriesene „russische Seele“. Prof. Dr. *Janusch Pala* hat seinen Weg in der Wissenschaft im Institut für Züchtung und Akklimatisation von Kulturpflanzen in Radzikow (IHAR) in Polen gemacht. Mit ihm haben sich meine Wege auch später öfter gekreuzt und wir haben bis heute freundschaftliche Kontakte. Im zweiten Studienjahr zog ich dann mit Studenten meiner 17. Studiengruppe zusammen. Wir bildeten bis zu meinem zeitweiligen Auszug nach meiner Eheschließung eine stabile Zimmeregemeinschaft: *Alexei (Aljoscha) Ljapin*, *Viktor Petrowitsch (Vitja) Nowikow*, *Zao Jun-Pin (Jun-Pin)* und ich. *Aljoscha*, der Älteste von uns, war für mich immer der Mustertyp einer russischen Seele. Ein kluger, philosophischer Kopf, hilfsbereit und echter Freund, aber sehr oft von Weltschmerz und Liebeskummer zernagt. In solchen depressiven Stunden mussten wir ihn dann alle trösten, auch mit einem Gläschen Wodka. Sein häufiger Stoßseufzer in solchen Situationen: „Die Welt ist überall schön, wo wir nicht sind“ ist mir noch heute gegenwärtig. Später ging er in seine Heimat im Lipezker Gebiet zurück und übernahm eine Funktion in der Praxis. Leider haben sich unsere Wege verloren. *Vitja* (1935 ... 2000) nahm nach einer Tätigkeit in der Praxis eine Aspirantur am Lehrstuhl für Pflanzenbau unter Leitung von Prof. Dr. *P. P. Wawilow* (1918 ... 1984) auf, war dann Leiter des Lehrstuhls für Pflanzenbau der Smolensker Filiale der Timirjasewakademie, dann später Prorektor an der aus der Filiale hervorgegangenen Hochschule und Prorektor an der Filiale des Moskauer Institutes für Weiterbildung von Kadern auf dem Gebiet der Mechanisierung der Landwirtschaft. Wissenschaftlich hat er sich viel mit dem Maisanbau im Smolensker Gebiet befasst. Mit ihm hatte ich stets Verbindung und in den neunziger Jahren haben wir eine Reihe gemeinsamer Projekte im Smolensker Gebiet realisiert. Leider ist *Vitja* bereits im Jahre 2000 verstorben. Sein älterer Sohn ist heute im Handel in Smolensk tätig, während sein jüngerer Sohn, mit dem ich noch heute engere Verbindung habe, bei Bayer CropScience in Moskau tätig ist. Von *Jun-Pin* habe ich lange Zeit keine Nachricht mehr erhalten. Als ich im Dezember 1965 in China

war, worüber später noch zu berichten ist, habe ich keinen der Absolventen sowjetischer Hochschulen bei meinen Besuchen an Instituten und Hochschulen gesehen. Sie waren alle „zufällig“ zur Unterstützung der Landwirtschaft auf dem Dorfe! In den neunziger Jahren haben wir uns wieder gefunden. Er ist inzwischen Vater zweier erwachsener Söhne und war bis zu seiner Pensionierung stellvertretender Leiter eines Verlages für landwirtschaftliche Literatur in Peking.

Wir deutschen Studenten spürten rundum eine freundliche Aufnahme durch die Vertreter der Hochschulleitung und der Fakultät. Mit Hilfe der acht deutschen Studentinnen und Studenten, die bereits ein bzw. zwei Studienjahre absolviert hatten und für uns „alte Hasen“ waren, wurden alle notwendigen Prozeduren gemeistert. Gewarnt wurden wir gleich vor der großen Kriminalität auf Moskaus Straßen, was uns einigermaßen erstaunte. Die Erklärung war, dass anlässlich Stalins Tod (März 1953) eine Amnestie erlassen war, in deren Gefolge Tausende Kriminelle freigelassen wurden, die von ihrem gewohnten „Handwerk“ nicht lassen konnten. Nur allmählich wurden sie wieder eingefangen.

Das größte Problem war die mangelhafte Kenntnis der russischen Sprache. Es ging nicht darum, die von *Michail Lomonosow* (1711 ... 1765) gepriesene Schönheit dieser Sprache zu erfassen, in der man sich *„mit allen gleich gut unterhalten könne, da sie sowohl die Erhabenheit des Spanischen und die Lebendigkeit des Französischen als auch die Härte des Deutschen und die Zärtlichkeit des Italienischen in sich berge und darüber hinaus noch den Reichtum und die anschauliche Kürze des Griechischen und Lateinischen aufweise“*. Unsere Probleme waren profaner. Sie begannen bereits beim Einkauf in der „Lavka“. Man musste sich die Waren aussuchen, um dann an der Kasse Preise für die gewünschte Menge der einzelnen Produkte anzugeben und mit dem Bon wieder zur Verkäuferin zu gehen. Die wusste natürlich nicht, was ich wollte. So musste anfangs mit den Fingern auf die jeweilige Ware gezeigt werden.

Meinen mangelnden Sprachkenntnissen waren auch die folgenden Episoden geschuldet: In den überfüllten Straßenbahnen und Bussen war es gar nicht möglich, dass die damals noch vorhandene Schaffnerin durch den Wagen ging und kassierte. Sie saß auf ihrem Platz neben der Tür und kassierte beim Einsteigen. Das war aber bei dem Andrang praktisch nicht möglich. Gewöhnlich reichte man dann seine Kopeken im Wagen durch, um die Fahrkarte auf dem gleichen Wege zu bekommen. So wurde mir auch Geld gereicht, als ich im Gedränge stand. Allmählich hatte ich die Hand voll Kopeken und wunderte mich, was das bedeutete. Nach kurzer Zeit setzte Lärm im Wagen ein und ich wurde als die „Störquelle“ in diesem eingespielten System ausgemacht. Man redete auf mich ein, mein Nachbar nahm mir das Geld ab. Da ich nichts verstand und mich auch russisch nicht äußern konnte, wurde ich als Ausländer identifiziert und bekam hilfreiche Belehrungen und „mildernde Umstände“. Ein älterer Herr bemühte sogar seine Kenntnisse einiger deutscher Worte. Es ging alles glimpflich ab.

Als ich im September 1953 das erste Mal zum Friseur ging (der kleine Pavillon mit dem Frisiersalon befand sich auf dem Campus der Hochschule gegenüber vom Hauptgebäude), verstand ich den Friseur nicht, als er mich am Ende seines Werkes etwas fragte. Noch ehe ich begriff, hatte er mir bereits ein süßlich-klebriges Haarwasser in das Haar gespritzt. Auf dem Heimweg durch die Lärchenallee umkreiste mein Haupt ein Schwarm von Bienen und anderen Insekten. Ich war die Plage erst los, als ich das Wohnheim erreicht hatte.

Aber wie sollten wir unter diesen Umständen studieren? Zu unserer großen Überraschung und Erleichterung erfuhren wir, dass man uns sechs deutschen Studenten im ersten Semester den Stoff gesondert vermitteln werde. Wir sechs deutsche Studenten – das waren *Ingeborg Tschinkel* und *Friedrich Engemann* an der zootechnischen Fakultät, *Günter Markgraf*, *Werner Neumann* und *Helmut Semmelmann* an der Fakultät für Agrochemie und Bodenkunde und ich. Prof. Dr. *Ingeborg Tschinkel* war nach Promotion und Habilitation an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Institut für Tierproduktionsforschung in Dummerstorf der Akademie der

Landwirtschaftswissenschaften tätig, wo sie Leiterin des Bereiches Internationale Zusammenarbeit war. Von der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften wurde sie als Korrespondierendes Mitglied gewählt.

Friedrich Engemann war bis zu seinem frühen Tode als VEG-Direktor in Sachsen tätig.

Prof. Dr. *Günter Markgraf* war nach Promotion und Habilitation bis zur Wende als Direktor des Bereiches Bodenkunde und Pflanzenernährung der Sektion Pflanzenproduktion der Humboldt-Universität tätig. Er ist im Jahre 1997 im Alter von 65 Jahren verstorben.

Werner Neumann arbeitete nach einer Tätigkeit in der landwirtschaftlichen Praxis im Bereich des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR.

Helmut Semmelmann war nach einer Tätigkeit in der Praxis in der Abteilung Landwirtschaft beim ZK der SED tätig, von 1980 ... 1989 leitete er diese Abteilung.

Mit großer Dankbarkeit denke ich noch heute an den Leiter des Lehrstuhls für Mathematik, Prof. Dr. *Alexander Markowitsch Feinsilber* (1917) und den Dozenten des Lehrstuhls für Physik, Dr. *Ananjew* (), die in bestem Deutsch ihre Vorlesungen hielten. Neben den Fachvorlesungen hatten wir ein großes Pensum an russischem Sprachunterricht zu absolvieren. Dieser, aber vor allem auch die tägliche Kommunikation in russischer Sprache, führten dann dazu, dass wir uns bald verständigen konnten und auch die russischsprachigen Lehrbücher verstanden. Mit meiner sowjetischen Seminargruppe hatte ich in dieser Zeit noch relativ geringen Kontakt. Am Vorabend des Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution am 7. Oktober traf sich die Gruppe zu einem geselligen Zusammensein, an dem auch erstmals wir Ausländer teilnahmen. Der Abend endete für mich vorzeitig. Bei reichlich gedecktem Tisch wurde nach einer Eröffnungsrede des „Starosts“ (Seminargruppenssekretärs) ein Tost auf die Partei- und Staatsführung ausgebracht und stehend sollte das mit Wodka gefüllte Glas geleert werden. Das Wodkaglas, das war ein Wasserglas, ähnlich unseren damaligen deutschen Mostrichgläsern, mit 200 ml Inhalt. Wie alle Teilnehmer – männlich wie weiblich – setzte ich an und trank aus dem Glas. Wahrscheinlich zu viel! Die Wirkung war im reinsten Sinne des Wortes eine umwerfende. Nach kurzer Zeit schwanden meine Sinne. Am nächsten Tag gegen 17 Uhr kam ich, ordentlich in meinem Bett liegend, zu mir. Unter welchen Umständen ich dahin kam, sollte ein ewiges Geheimnis bleiben. Jedenfalls konnte ich im ersten Studienjahr nicht mit den Mitarbeitern und Studenten der Timirjasew-Akademie jubelnd an der auf der Tribüne des Leninmausoleums versammelten Partei- und Staatsführung vorbei über den Roten Platz defilieren (heute, wo alle möglichen Leute, angefangen von *M. S. Gorbatschow* (*1932) über *A. N. Jakowlew* (1923 ... 2003) und viele Wissenschaftler bis zum letzten „neuen Russen“ aus dem Kreise ehemaliger Komsomol- und Parteifunktionäre erklären, schon immer gegen die Sowjetmacht gewesen zu sein, kann ich mich deren lächerlichen Argumenten anschließen und das gleiche behaupten: schon im ersten Studienjahr habe ich nicht an der obligatorischen Demonstration teilgenommen). Es zeigte sich, dass auch das Wodkatrinken gelernt sein wollte. Welche Fortschritte ich dabei machte, zeigt eine Episode aus meinem weiteren Studentenleben. Während meines großen agronomischen Praktikums, das ich nach dem dritten Studienjahr im Sowchos „Gigant“ in der Salsker Steppe im Nordosten des Rostower Gebietes absolvierte, wurde ich abends oft von den dortigen Familien eingeladen. Südwestlich von Stalingrad gelegen, verlief im Kriege längere Zeit die Hauptkampflinie, die „golubaja linija“, direkt über das Gelände der Wirtschaft. Die Einwohner hatten ihre schlechten Erfahrungen mit den Soldaten der Hitlertruppen gemacht. Nun war ich nach dem Krieg der erste Deutsche, der in diese Gefilde kam. Man wollte natürlich wissen, was das für ein Deutscher ist, der sich nun bei ihnen aufhielt. Der Tisch war immer reichlich gedeckt und auch an Wodka fehlte es nicht.

Bei allen Gesprächen wurde mir immer wieder besorgt die Frage gestellt: „Gitler shiw?“ (Lebt Hitler noch?). Ich musste immer beruhigen, dass Hitler und seine wichtigsten Schergen umgekommen oder hingerichtet wurden. Wie viel Schuldige entkommen waren und später wieder fröhliche Auferstehung in den Altbundesländern feierten, wusste ich damals nicht. Natürlich wurde auch getestet, was so ein Deutscher vertrug. Da ich alle Prüfungen glänzend bestand, wurde im Ort bald verbreitet: „Bei uns ist ein Deutscher, der trinkt wie ein Russe“.

So hatte ich zwischen erstem und drittem Studienjahr auch auf diesem Gebiet viel gelernt. Diese meine Kenntnisse und Fähigkeiten waren allerdings nicht von Dauer, so dass ich später – wie so mancher Ausländer – immer wieder aufs Neue dem „Gott Wodka“ Opfer bringen und meine Übungen von neuem beginnen musste. Bei manchem späteren Besuch sollte es mir wie dem Japaner in der Anekdote ergehen, der in sein Tagebuch eintrug: „Musste gestern mit Russen viel Wodka trinken. Ich wäre fast davon gestorben, heute früh musste ich mich mit ihnen „pochmelitsja“ (wörtlich übersetzt „ernüchtern“: nach russischem Brauch trinkt man nach kräftigen Wodkagebrauch am Vorabend am nächsten Morgen zum Frühstück wieder ein Gläschen, bei dem es natürlich häufig nicht bleibt) „ach wäre ich doch gestern gestorben“.

Wir studierten in einer wahrhaft internationalen Studentengemeinschaft. Die Timirjasewakademie hatte als führende landwirtschaftliche Hochschule des Landes nicht nur russischen Studenten Studienplätze zur Verfügung zu stellen, sondern nach einem festen Schlüssel Studenten aus allen Sowjet- und Autonomen Republiken sowie Gebieten und Kreisen aufzunehmen. Russen, Ukrainer, Kasachen, Usbeken, Georgier, Kalmücken, Tataren und Burjatmongolen sowie Vertreter vieler anderer Nationalitäten lebten einträchtig miteinander. Das waren nicht die „neuen sowjetischen Menschen“, von denen die offizielle Propaganda stets redete, wie ich ihn auch 1945 in den Soldaten der Roten Armee, die in meine Thüringer Heimat kamen, nicht erkennen konnte. Es waren Studenten wie Du und ich, mit ihren Stärken und Schwächen und mit ihren sich aus ihren nationalen Traditionen herleitenden Mentalitäten. Wir spürten keine nationalen Zwistigkeiten. Sicher gab es hier und da abfällige Bemerkungen über Vertreter nationaler Minderheiten. Das heute verbreitete böse Wort „Tschernoshobez“ (Schwarzarsch), mit dem alle Vertreter dunkelhäutiger Nationalitäten aus dem Süden der früheren Sowjetunion beschimpft werden, habe ich damals noch nicht gehört. Die etwas laute Art unserer georgischen Mitstudenten, mit der sie ihren Nationalstolz zum Ausdruck brachten, wurde von uns von der humoristischen Seite aufgenommen. Während der ganzen Studienzeit fiel mir nur ein ukrainischer Student durch seine dummpenetrante Art auf, in der er ständig alles Russische schlecht machte. In meiner Tätigkeit in den neunziger Jahren in der Ukraine habe ich leider viele solcher Typen kennen lernen müssen.

Obwohl die von *Stalin* in seinen letzten Lebensjahren gestartete Aktion gegen die „Kremlärzte“, die mit einer Welle antisemitischer Verfolgungen jüdischer Bürger verbunden war, nur wenige Monate zurücklag, spürte ich in jener Zeit an der Timirjasew-Akademie nichts von Antisemitismus (oder wollte es nicht erkennen, weil ich es damals für unmöglich hielt, dass es so etwas in der Sowjetunion gibt). Später musste ich leider erfahren, wie verbreitet in den slawischen Völkern (nicht nur beim „einfachen Volk“, sondern auch in der Intelligenz) ein im orthodoxen christlichen Glauben wurzelnder Antisemitismus verbreitet war, der wie während des Zarismus auch zu Sowjetzeiten von der Partei und Regierung noch unterstützt wurde. Aber darüber ist an anderer Stelle mehr zu schreiben. Hier nur soviel: Bedingt durch meine Kinheits- und Jugenderinnerung war und bin ich ein entschiedener Gegner jeden antisemitischen Gedankengutes. Es ist unerträglich, wenn von Neonazis aller Couleur in Europa oder dem iranischen Präsidenten *Ahnadinedschads* der Holocaust gelehrt oder relativiert werden soll. Wo ich in meiner Zusammenarbeit mit Partnerakademien in der Sowjetunion und später in deren Nachfolgestaaten antisemitische Auffassungen unter Wissenschaftlern und Politikern spürte, habe ich meine Verbindungen eingestellt oder auf das offiziell notwendige dienstliche Maß beschränkt. Kein Antisemit war und ist mein Freund und hat je die Schwelle meiner Wohnung überschritten. Ich lasse mich aber auch von niemandem in die antisemitische Ecke drängen, wenn ich die heutige Politik des Staates Israel mit Unverständnis aufnehme.

Die Internationalität der Studentengemeinschaft wurde verstärkt durch die ausländischen Studenten aus China, Vietnam, Korea, der Mongolei, Albanien, Bulgarien, Polens, Rumäniens, der Tschechoslowakei, Ungarns und durch unsere Delegation. Es bildeten sich

über nationale Grenzen hinaus feste Freundschaften und Liebschaften. Wir deutschen Studenten fühlten uns wenige Jahre nach dem schweren Leid, das wir Deutschen so vielen Völkern angetan hatten, wieder in die Völkerfamilie aufgenommen.

Oft hörte ich während des Studiums von meinen Lehrern und Freunden achtungsvoll die Worte: „Ihr Deutschen seid so arbeitsam, akkurat und ordentlich.“ Auf meine regelmäßige Erwiderung, dass sie ja auch so sein könnten, kam stets die Antwort: „Nein, so können wir nicht leben!“ Gut so. Es wäre schlimm, wollte die Welt „am deutschen Wesen genesen“, wie es Kaiser *Wilhelm II.* einst forderte.

Für mich war das Studium in der Gemeinschaft junger Menschen aus so viel Nationen und Nationalitäten eine große Schule der internationalen Solidarität und nationalen Toleranz, die mich für mein ganzes Leben prägte.

Allmählich nahmen wir wahr, auf welchem historischen Boden wir uns in der Timirjasew-Akademie befanden. Sie war praktisch die Wiege der modernen Agrarwissenschaften in Russland und der Sowjetunion. Generationen hervorragender Natur- und Agrarwissenschaftler hatten dort gewirkt und ihr Ansehen weit über die Grenzen des Landes hinaus begründet. Zu Recht war man auf diese Vergangenheit stolz. Die Namen solcher Wissenschaftler, die entweder als Forscher und Lehre hier wirkten oder ihre Ausbildung an der Akademie erfuhren, waren uns bald geläufig: *K. I. Timirjasew* (1843 ... 1920), Pflanzenphysiologie; *N. N. Chudjakow* (1866 ... 1927), Pflanzenphysiologie und Mikrobiologie; *S. I. Rostowzew* (1862 ... 1916), Botanik und Phytopathologie; *P. M. Shukowski* (1888 ... 1975), Botanik; *N. M. Kulagin* (1860 ... 1940) und *K. E. Lindeman* (1844 ... 1929), Zoologie und Entomologie; *W. F. Boldyrew* (1883 ... 1954), Entomologie; *E. S. Fjodorow* (1853 ... 1919), Mineralogie und Geologie; *N. J. Demjanow* (1861 ... 1938) und *I. A. Kablukow* (1857 ... 1942), Chemie; *W. A. Michelson* (1860 ... 1927), Physik und Meteorologie; *A. G. Dojarenko* (1874 ... 1956), Agrophysik; *A. F. Fortunatow* (1865 ... 1925), Ökonomie und landwirtschaftliche Statistik; *M. K. Turski* (1840 ... 1899), Waldbau; *I. A. Stebut* (1833 ... 1923), Acker- und Pflanzenbau; *D. L. Rudzinski* (1866 ... 1954), *N. I. Wawilow* (1887 ... 1943); *S. I. Shegalow* (1881 ... 1927); *P. I. Lisizyn* (1877 ... 1948), Genetik und Pflanzenzüchtung; *W. R. Wiljams* (1863 ... 1939), Bodenkunde; *D. N. Prjanischnikow* (1865 ... 1948), Agrochemie; *A. M. Dmitriew* (1878 ... 1946), Grünlandwissenschaft; *R. I. Schröder* (1822 ... 1903), Obstbau; *W. P. Gorjatschkin* (1868 ... 1936), Landtechnik; *A. N. Kostjakow* (1887 ... 1957), Meliorationswesen; *M. I. Pridorogin* (1862 ... 1923), *M. F. Iwanow* (1871 ... 1935), Tierzucht, und mancher andere. Die Namen der hervorragenden Agrarökonom *N. D. Kondratjew* (1892 ... 1938) und *A. W. Tschajanow* (1888 ... 1937), die den Stalinschen Repressionen zum Opfer fielen, um deren volle Rehabilitierung in den 80er Jahren der letzte Präsident der WASCHNIL, mein damaliger „Amtsbruder“ Prof. Dr. *A. A. Nikonow* (1918 ... 1996) sich sehr verdient gemacht hat, waren uns damals nicht bekannt. Heute schmücken zwei Gedenktafeln an sie das Gebäude der Ökonomischen Fakultät. Mit Leben und Werk des wohl bedeutendsten Absolventen der TSCHA, des hervorragenden Genetikers *Nikolai Iwanowitsch Wawilows* (1887 ... 1943), der 1943 im Saratower Gefängnis verstarb, konnte ich mich dank meines Lehrers noch während des Studiums vertraut machen. Auch der Name des ersten Direktors der Akademie, *N. I. Shelesnow* (1816 ... 1877), eines hervorragenden Botanikers und Agronomen, spielte damals wegen seiner aristokratischen Herkunft und Gesinnung eine bescheidene Rolle, die seiner wissenschaftlichen, wissenschafts-organisatorischen und pädagogischen Leistung in keiner Weise gerecht wurde. Erst im Dezember 2006 wurde seine Leistung anlässlich des 90. Geburtstages mit einer wissenschaftlichen Konferenz und der Einweihung eines Denkmals auf dem Gelände der Akademie gewürdigt. Es erfüllt mich mit Stolz, dass mir aus diesem Anlass die Würde eines Ehrendoktors meiner alma mater verliehen wurde.

Ehrenmitglieder der Petrowsker Ackerbau- und Landwirtschaftsakademie waren im 19. Jahrhundert nicht nur bedeutende russische Wissenschaftler, wie beispielsweise *D. I.*

Mendelejew (1834 ... 1907), sondern auch viele hervorragende ausländische Wissenschaftler jener Zeit, wie *Louis Pasteur* (1822 ... 1895) und *Shan Boussingault* (1802 ... 1887). Stattlich war die Zahl der deutschen Ehrenmitglieder, was den internationalen Rang der deutschen Forst- und Agrarwissenschaft in jenen Jahren widerspiegelte. Von den 12 ausländischen Ehrenmitgliedern waren acht aus Deutschland: die Forstwissenschaftler *Theodor Hartig* (1805 ... 1880) aus Braunschweig, *Gustav-Friedrich Casimir Heyer* (1826 ... 1883) aus München, *Joachim Friedrich Judeich* (1828 ... 1894) und *Max Robert Pressler* (1815 ... 1886) aus Tharandt, der Tierzüchter *Hermann Engelhardt von Nathusius* (1809 ... 1879) aus Berlin, der universelle Agrarwissenschaftler *Julius Kühn* (1825 ... 1910) aus Halle, der Ernährungsphysiologe *Carl von Voit* (1831 .. 1908) und der Hygieniker *Max von Pettenkofer* (1818 ... 1901) aus München, ausnahmslos Wissenschaftler von hohem internationalen Ansehen.

Beeindruckend waren die Museen der Akademie, von denen mich besonders das 1934 gegründete *W. R. Wiljams-Bodenkundlich-Agronomische Museum* anzog. Es beherbergt eine reichhaltige Sammlung von mehr als 3 000 Bodenmonolyten mit typischer Vegetationsdecke aus den unterschiedlichen Vegetationszonen der UdSSR von der Tundra im Norden bis in die Subtropen im Süden, sowie etwa 50 000 Bodenproben, die vor allem von W.R. Willjams zusammengetragen wurden und von allen Nachfolgern auf dem Lehrstuhl für Bodenkunde sorgsam behütet und ergänzt wurden . Es öffnete mir die Augen für die Vielfalt der Böden und folglich auch der vielfältigen, sich historisch herausgebildeten Systeme der Bodennutzung und -bewirtschaftung. Erst im Jahre 2001 hatte ich Gelegenheit, die ebenfalls informativen, liebevoll von Prof. Dr. *B. F. Aparin* , Leiter des Lehrstuhls für Bodenkunde der Sankt Petersburger Universität, gestalteten und betreuten Sammlungen *W. W. Dokutschaews* (1846 ... 1903) des zentralen *W. W. Dokutschaew-Museums* für Bodenkunde in Sankt Petersburg zu besuchen, wobei meine Gedanken auch zum Museum an der *Timirjasewka* zurückschweiften.

Großen Eindruck machte auf mich auch das berühmte Museum für Pferdezucht der Akademie. Obwohl mich Zeit meines Lebens die Tierzuchtwissenschaften nicht besonders interessierten, ich auch bei weitem kein „Pferdenarr“ war, beeindruckte mich doch das sicher in der Welt seinesgleichen suchende Museum mit seiner reichen, rund 3000 Gegenstände enthaltenden Sammlung. Sie vermitteln nicht nur eine interessante Kulturgeschichte des Pferdes, sondern auch die von vielen hervorragenden Künstlern dargestellte Schönheit der Pferde, darunter Werke des bekannten russischen Animalisten *N. E. Svertschkov* (1817 ... 1898), sowie von *M. B. Grekow* (1882 ... 1934), *A. O. Orłowski* (1777 ... 1832), *A. A. Plastow* (1893 ... 1972), *V. A. Serow* (1865 ... 1911), *M. A. Wrubel* (1856 ... 1910) und anderen bekannten Künstlern. Bei vielen Gelegenheiten späterer Besuche in diesem Museum ist mir immer wieder die große Kulturtat bewusst geworden, die mit der Zähmung und Zucht der Pferde beginnend von seinem Stammvater, dem Prshewalski-Pferd bis zu den modernen Pferderassen von Generationen von Pferdezüchtern geleistet wurde. Das kam mir auch wieder bei meinem Besuch des Museums im Wohnhaus des russischen Geografen und Entdeckers des Prshewalski-Pferdes, *Nikolai Michailowitsch Prshewalski* (1839 ... 1889) im Ort Prshewalskoe im Nordwesten des Smolensker Gebietes im Jahre 1997 voll ins Bewusstsein. Noch heute kann ich mich an der Ästhetik eines schönen Pferdes erfreuen und von allen Sportübertragungen im Fernsehen ist es das Sprungreiten, besonders aber das Dressurreiten, die mich an den Fernseher locken. Welch eine Harmonie von Mensch und Pferd hier zum Ausdruck kommt!

Überall trafen wir auf die Spuren einer großen Vergangenheit. Alles atmete gewissermaßen den Geist dieser Traditionen, der auch auf allen Lehrstühlen gepflegt wurde. Dazu passten auch die von uns beschmunzelten Portiers im Hauptgebäude der Akademie: zwei bärtige ältere Herren in dunklen, goldbewehrten Livreen walteten dort ihres Amtes. Sie machten auf uns den Eindruck, als wären sie noch aus *Timirjasews* Zeiten.

Wir erfuhren auch von den großen demokratischen Traditionen der Akademie, die mit der Verleihung des Namens des großen Naturwissenschaftlers und Demokraten *Kliment Arkadewitsch Timirjasew* im Jahre 1924 ihre Würdigung fanden, von Studentenrevolten und der mehrfachen Schließung bzw. Umstrukturierung der Hochschule durch den Zaren. Das Hauptgebäude schmückt eine Gedenktafel, die darauf hinweist, dass von 1874 bis 1976 der große russisch-ukrainische Schriftsteller *Wladimir Galaktionowitsch Korolenko* (1853 ... 1926) an der Akademie studierte, im Jahre 1926 studentische Proteste anführte, daraufhin religiös, verhaftet und für ein Jahr auf die Festung Kronstadt verbannt wurde. Aus seinem großen literarischen Werk habe ich später die Erzählung „Der blinde Musikant“ gern gelesen. *Korolenko* wirkte und wohnte im letzten Drittel seines Lebens in Poltawa. Da ich in den Jahren von 2003 ... 2008 oft zu Vorträgen und Seminaren im Poltawaer Gebiet in der Ukraine weilte, machte ich mich auch mit dem in seinem Wohnhaus eingerichteten Museum bekannt und besuchte sein nahe von diesem gelegenes Grab. Eine nette Episode ergab sich im Jahre 2003. Ich weilte zu einem Vortrag in dem Agrarbetrieb „Agroökologia“ im Kreis des Poltawaer Gebietes. Abends wurde ich in ein Landhaus eingeladen, das der Betrieb liebevoll restauriert hatte und für die Durchführung von Feiern und ähnlichen Veranstaltungen nutzte. Mein Interesse an der Vergangenheit des Hauses stieg noch, als ich erfuhr, dass es früher die Datscha von *Korolenko* war. Die jetzigen Eigner hatten in einem Zimmer sogar ein kleines Museum eingerichtet. Es blieb natürlich nicht aus, dass ich dort erzählte, dass *Korolenko* an der Timirjasewakademie studiert habe. Mit gewissem Schmunzeln nahm ich danach in einer kleinen Zeitung eine Notiz zur Kenntnis, in der über meinen Besuch in der Wirtschaft berichtet und mitgeteilt wurde, dass ich mit *W. G. Korolenko* gemeinsam an der Timirjasew – Akademie studiert habe.

Auch während unseres Studiums wirkten führende Agrarwissenschaftler jener Zeit an der Akademie, so unter anderen, auf dem Gebiet der Pflanzenproduktion *P. M. Shukowski* (1888 ... 1975), Botanik, *W. P. Buschinski* (1885 ... 1960), Bodenkunde; *B. M. Kletschkowski* (1900 ... 1972) und *A. W. Peterburgski* (1904 ... 1988), Agrochemie; *M. W. Fjodorow* (1898 ... 1961), Mikrobiologie; *N. P. Konstantinow* (1877 ... 1959), Pflanzenzüchtung und Versuchswesen; *N. G. Andrejew* (1900 ... 1996), Grünlandwissenschaft; *I. I. Gunar* (1906 ... 1984), Pflanzenphysiologie; *I. W. Jakushkin* (1885 ... 1965) und *N. A. Maisurjan* (1896 ... 1967), Pflanzenbau; *M. G. Tschishewski* (1895 ... 1964), *S. A. Worobjow* (1904 ... 1992), (Ackerbau); *W. I. Edelstein* (1881 ... 1965), Gemüsebau; *L. A. Triswjatski* (1912 ... 2003), Konservierung und Lagerung landwirtschaftlicher Produkte; *M. S. Dunin* (1901 ... 1993), Phytopathologie; *E. E. Sawsdarg* (1897 ... 1990), Entomologie; *S. G. Kolesnjew* (1896 ... 1970), Betriebswirtschaft; *G. M. Loza* (), Agrarökonomie und *P.N. Listow* (), Mechanisierung. Viele von ihnen waren oder wurden später Mitglied oder Korrespondierendes Mitglied der Allunions-Leninakademie der Landwirtschaftswissenschaften (WASCHNIL), die Professoren *S. G. Kolesnjew*, *P. N. Listow*, *G. M. Loza*, *I. S. Schatilow*, *P. P. Wawilow* und *P. M. Shukowski* auch Auswärtige Mitglieder der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR (AdL). Einige Wissenschaftler, mit denen mich später in meinen verschiedenen akademischen Ämtern eine engere freundschaftliche Zusammenarbeit verband, wie *Iwan Semjonowitsch Schatilow* (1917 ... 2007), Pflanzenbauer, von 1963 ... 1970 Rektor der Timirjasew-Akademie, später 1. Vizepräsident der Lenin-Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der UdSSR, *Pjotr Petrowitsch Wawilow* (1918 ... 1984), Pflanzenbau, Rektor der Timirjasew-Akademie von 1971 ... 1978 und Präsident der Lenin-Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der UdSSR von 1978 ... 1983 sowie *German Iwanowitsch Tarakanow* (1923... 2006), später Mitglied der Landwirtschaftsakademie und Leiter des Lehrstuhls für Gemüsebau, *N. P. Panow*, (später zeitweise akademischer Sekretar der Abteilung Ackerbau der Lenin-Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, waren damals noch am Anfang ihrer wissenschaftlichen Laufbahn. Einige namhafte Absolventen der Timirjasewakademie, die vor mir die Akademie absolviert hatten, habe ich erst in meiner

späteren Tätigkeit in der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR kennen gelernt, so *Prof. Dr. Iwan Konstantinowitsch Schaumjan* (1910 ... 1992, Held der Sowjetunion, mit dem ich bekannt wurde, als das Institut für Gemüsebau Großbeeren unserer Akademie unter Leitung von Prof. Dr. *Georg Vogel* (1934 ... 1996) mit dem von ihm geleiteten Institut für Gemüsebau in Mytischki eine enge Zusammenarbeit pflegte. Prof. Dr. *Alexander Nikolajewitsch Kaschtanow* (1928), der sich große Verdienste um die schonende Bodenbearbeitung erworben hat, lernte ich in seiner Eigenschaft als 1. Vizepräsident der Leninakademie kennen. Mit *Valentin Karpowitsch Mesjaz* () hatte ich in seiner Zeit als Landwirtschaftsminister der UdSSR viele persönliche Treffen. Besonders freundschaftliche Beziehungen verbanden mich bis zu seinem frühen Tode mit Prof. Dr. *Juri Nikolajewitsch Fadejew* (1927 ... 1988), ebenfalls ein Schüler *Michail Semjonowitsch Dunins*, längere Zeit Direktor des Instituts für Phytopathologie in Bolschoi Vjasemy im Moskauer Gebiet und bis zu seinem frühen Tode akademischer Sekretar der Abteilung Pflanzenschutz der Lenin-Akademie der Landwirtschaftswissenschaften. Frau Prof. Dr. *Klara Wasiljewna Popkowa* (1929 ... 1999), von 1972 bis zu ihrem Tode Nachfolgerin meines Lehrers *M. S. Dunin* auf dem Lehrstuhl für Phytopathologie, war in der Zeit meines Studiums Aspirantin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kartoffelwirtschaft in Korenjewo, das in einer damals für Ausländer verbotenen Zone lag, da sich dort die Tupolewschen Flugzeugkonstruktionsbüros mit Flugplatz befanden. Erst in den neunziger Jahren konnte ich das Institut erstmals besuchen. Frau Prof. *Popkowa* wurde 1968 Professor am Lehrstuhl für Phytopathologie, nachdem sie vorher im Kartoffelinstitut die Abteilung für Pflanzenschutz und Immunität geleitet hat. Es entwickelte sich unter ihrer Leitung eine mehr oder weniger intensive Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Pflanzenschutz und Phytopathologie der Humboldt-Universität. Bei ihren Besuchen in Deutschland war sie auch stets Gast unserer Familie. Im Jahre 1980 hat sie unser 1976 in der DDR erschienenes Buch: „Bakteriosen der Kulturpflanzen“ ins Russische übertragen und herausgegeben. Über einige weitere Absolventen wird später noch zu berichten sein.

Von ehemaligen Studenten, die mit mir zusammen studierten, sind heute noch zwei an der Timirjasew-Akademie tätig: Prof. Dr. *Wladimir (Wolodja) Grigorjewitsch Loschakow* am Lehrstuhl für Ackerbau*, der später einen 10-monatigen Studienaufenthalt im damaligen Institut für Acker- und Pflanzenbau Müncheberg der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften in der DDR absolvierte und seit Jahrzehnten enge Kontakte zu den Ackerbauern der Humboldt-Universität pflegt, und Prof. Dr. *Wladimir Alexandrovitsch Kalinin*, mehrere Jahre Leiter des Lehrstuhls für chemische Pflanzenschutzmittel, leistet heute noch als Leiter eines gut ausgerüsteten Labors für Rückstandskontrolle chemischer Pflanzenschutzmittel bei der Timirjasew-Akademie eine aktive Lehr- und Forschungsarbeit.

Viele der Lehrstuhlleiter und Professoren an der Akademie, mit denen ich heute zusammen arbeite, haben Jahre nach mir die Akademie absolviert, wie die Professoren *Wladimir Alexejewitsch Schkalikow*, *Juri Michailowitsch Stroikow* und *Fewzi Seidowitsch Dshalilow* (Phytopathologie), *Viktor Wasiljewitsch Isaitschew*, *Nikolai Nikolajewitsch Tretjakow*, *Sergei jakowlewitsch Popow* (Entomologie), *Andrei Nikolajewitsch Postnikow* (Pflanzenbau), *Wladimir Iwanowitsch Kirjuschin* (Bodenkunde), *Andrei Wladimirowitsch Zacharenko*, *Nikolai Fjodorowitsch Chochlow* und *Gennadi Iwanowitsch Basdyrew* (Ackerbau), *Nikolai Nikolajewitsch Lasarew* und *Stepan Sergejewitsch Michaljow* (Grünlandwirtschaft und Futterbau), *Wladimir Valentinowitsch Pylnejew* und *Anatoli Nikolajewitsch Berjoskin* (Pflanzenzüchtung und Saatgutproduktion). Zum Teil habe ich mit deren Vätern gemeinsam studiert, wie beispielsweise mit *Wladimir Alexejewitsch Zacharenko*, bis zum Sommer 2009 Sekretar der Abteilung Pflanzenschutz der Russischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, mit dem ich noch heute freundschaftlich verbunden bin.

Während meines Studiums begann auch bereits meine Bekanntschaft mit meinem langjährigen Freund, dem Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften, der

Russischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften sowie der Europäischen Akademie der Wissenschaften (London), dem Lehrstuhlleiter für Virologie der Lomonosow-Universität Moskau, Prof. Dr. *Josif Grigorjewitsch Atabekow*. Er hatte das Studium an der Akademie nach vier Jahren abgebrochen und im Fernstudium mit einer Diplomarbeit über Fusariosen bei Lupinen im Jahre 1956 beendet. Danach arbeitete er noch kurze Zeit am Lehrstuhl für Phytopathologie unter Leitung von Prof. Dr. *M. S. Dunin* zum Thema seiner Diplomarbeit, bevor er eine Tätigkeit in der Abteilung Virologie der Moskauer Station für Pflanzenschutz aufnahm. Diese Abteilung wurde damals nebenamtlich vom bekannten sowjetischen Pflanzenvirologen Prof. Dr. *K. S. Suchow* () geleitet, unter dessen Anleitung er auch seine Dissertation anfertigte. In dieser Zeit weilte er oft in unserem Labor (die Abteilung Virologie befand sich damals am „Butyrskij Chutor“, nicht weit von der Timirjasew-Akademie), wo wir uns kennen lernten. Nachdem die Abteilung Virologie dem neu gegründeten Institut für Phytopathologie zugeordnet wurde (Abteilungsleiterin war Dr. *Galina M.ichailowna Raswjaskina* (), die ich später auch noch bei einem Besuch im Institut in Aschersleben

* W. G. Loschakow hat unter dem Titel „Agronomitscheskoe daljokoe – Bliskoe“ (Agronomische Vergangenheit - Gegenwart) ein sehr schönes Buch über die großen Traditionen der Timirjasew-Akademie auf agronomischen Gebiet, über sein Leben und über die Höhen und Tiefen, die die Timirjasew-Akademie und ihre Wissenschaftler in der jüngsten Geschichte durchlebten (Moskau, Isdatelstwo RGAU-MCXA, 2008, 407 S.

kennen lernte), arbeitete *J. G. Atabekow* noch in diesem Institut, um im Jahre 1965 seine Tätigkeit unter Leitung des bekannten Biochemikers und Nestors der Molekularbiologie in Russland, Prof. Dr. *A. N. Belozerski* () am neu geschaffenen Interfakultätlichen Forschungslabor für Bioorganische Chemie (heute *A. N. Belozerski*-Institut für Physikochemische Biologie) an der Moskauer Lomonosow-Universität als Leiter der Abteilung für Biochemie pflanzlicher Viren (heute Abteilung für Molekularbiologie der Viren) aufzunehmen. Hier entwickelte sich *Josif Grigorjewitsch Atabekow* zu einem weltweit bekannten Virologen mit hohem internationalen Ansehen, wovon seine vielen Funktionen in nationalen und internationalen Gremien, die Mitarbeit in Redaktionen renommierter Fachzeitschriften sowie viele Ehrungen im In- und Ausland Zeugnis ablegen. Nach seiner im Jahre 1970 erfolgten Habilitation wurde er 1971 zum Leiter des Lehrstuhls für Virologie an der Biologischen Fakultät der Moskauer Lomonosow-Universität berufen. Von den vielen Ehrungen seien nur genannt: Im Jahre 1994 wurde er mit seinen engsten Mitarbeitern für seine Leistungen bei der Aufklärung des Virustransportes mit dem Staatspreis der Russischen Föderation ausgezeichnet, 1998 erhielt er den Lomonosow-Preis im Jahre 2009 für seine hervorragenden Leistungen bei der Aufklärung der Genomorganisation und der Genfunktion von Viren, der Biosynthese virusspezifischer Proteine sowie bei der Schaffung von Voraussetzungen für eine virusfreie Pflanzkartoffelproduktion mit dem sehr prestigeträchtigen Staatspreis des Präsidenten der Russischen Föderation geehrt. „Osja“, wie wir ihn nennen, war immer ein gerngesehener Gast in unserem Institut für Phytopathologie in Aschersleben und bei wissenschaftlichen Veranstaltungen in der DDR, er war Mitautor gemeinsamer Publikationen und redigierte die russische Übersetzung eines meiner Virusbücher. Auch unsere Familien waren und sind freundschaftlich verbunden. Ich bin stolz darauf, einen solchen Freund zu haben und freue mich, dass sich diese Freundschaft bei allen Wendungen des Lebens als dauerhaft erwiesen hat. Umso mehr bedrückt es mich, dass wir in den siebziger Jahren von den sowjetischen Organen keine Genehmigung zu seiner Berufung als Auswärtiges Mitglied der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR bekamen. Er hatte während der Sowjetzeit auch lange Zeit auf Grund böswilliger Denunziationen eines Fachkollegen nach seiner Teilnahme am 1. Internationalen Pflanzenschutzkongress in London im Jahre ein Reiseverbot in kapitalistische Länder. Auch im Zusammenhang mit der Herausgabe der russischsprachigen Ausgabe unseres oben

erwähnten Virusbuches im Jahre 1982 war er böswilligen Angriffen eines Kollegen ausgesetzt, worüber später mehr zu schreiben ist.

Tauwetter und Hoffnung in der Landwirtschaft

Wir studierten in einer interessanten Zeit. *Stalin* war im März 1953 gestorben, an der Parteispitze setzte sich allmählich *Nikita Sergejewitsch Chruschtschow* (1894 ... 1971) durch. Es begann die Periode des „Tauwetters“ (genannt nach einer Erzählung *Ilja Ehrenburgs* (1891 ... 1967) mit gleichem Titel, die in der Literatur jener Zeit eine gewisse Schlüsselrolle spielte). Zum ersten Mal erfuhren wir noch vor dem XX. Parteitag im Jahre 1956 davon, dass etwas in der Bewertung *Stalins* und seiner Rolle sich veränderte. Während in den obligatorischen Vorlesungen zur Geschichte der KPdSU noch Vieles beim Alten blieb, erhielten wir ein erstes Signal in einer der üblichen Veranstaltungen zur politischen Aufklärung, die in bestimmten Abständen in der Akademie von Lektoren aus der Zentrale durchgeführt wurden. Ein Oberst aus der Politischen Hauptverwaltung der Sowjetarmee sprach in einer Sonderveranstaltung über den großen Vaterländischen Krieg ganz nebenbei davon, dass die „acht Stalinschen Schläge“ im Kriege, natürlich nicht, wie es jedes Kind in der Schule gelernt hatte, das Werk *Stalins*, sondern vom Generalstab sorgfältig ausgearbeitete Operationen gewesen und durch viele Kommandeure und Mannschaften im zähen Kampf umgesetzt worden seien. Das kam fast einer Gotteslästerung gleich. So wurden diese Ausführungen auch nicht unwidersprochen hingenommen. Erst allmählich setzten sich bestimmte Veränderungen in der Politik durch. Ganz allgemein verspürten wir eine große Aufbruchstimmung. Uns interessierten natürlich besonders die Entwicklungen in der Landwirtschaft. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgten wir besonders die Reden *Chruschtschows* und die Beschlüsse der Tagungen des Zentralkomitees der KPdSU zu Fragen der Landwirtschaft in den Jahren 1953 und 1954. Das Bild, das in diesen Berichten über die Landwirtschaft der Sowjetunion gezeichnet wurde, war ein ganz anderes als das, was uns aus den Broschüren des SMA-Verlages (Verlag der sowjetischen Militäradministration in Deutschland) bekannt war und uns bis dahin propagandistisch vermittelt wurde. Vieles wurde mit den Kriegsfolgen erklärt. Aber für mich war es doch schwer zu verstehen, warum die Kolchosbauern bisher keine Personalausweise hatten und praktisch wie Leibeigene an ihre Dörfer gebunden waren. Vieles über den realen Zustand der Landwirtschaft, das ganze Ausmaß der Ausbeutung des Dorfes und die eingeschränkten Bürgerrechte der Kolchosbauern in jener Zeit, so wie ihn *Andreij Dmitrowitsch Sacharow* (1921 ... 1992) in seinen 1968 veröffentlichten Thesen zugespitzt kurz beschrieb, habe ich natürlich damals nicht erfahren. *Sacharow* charakterisierte die Stalinsche Landwirtschaftspolitik aus meiner heutigen Sicht sehr treffend mit den Worten: *„Stalinscher Dogmatismus und die Isolierung vom realen Leben zeigten sich besonders auf dem Land, in der Politik hemmungsloser Ausbeutung der Dörfer durch räuberische Beschaffung zu `symbolischen` Preisen, mit nahezu sklavenhafter Knechtung der Bauernschaft, mit dem Einzug der Rechte der Kolchosbauern auf den Besitz der einfachsten Mittel zur Mechanisierung, mit der Einsetzung von Kolchosbauern nur nach dem Maßstab ihrer Willfähigkeit und ihrer Fähigkeit, sich geschickt aus der Affäre zu ziehen. Das Ergebnis war dann auch evident: tiefgehende und schwer reparable Störung der Wirtschaft und des gesamten dörflichen Lebens, die nach dem Gesetz der kommunizierenden Röhren auch die Industrie untergraben haben.“* Erst in den 90er Jahren, als ich während meiner Beratungstätigkeit in der Ukraine, Weißrussland und einigen Gebieten Russlands mir ein volles Bild über den Zustand der Verhältnisse auf dem Lande machen konnte, habe ich mich auch mit der Agrarpolitik in verschiedenen Etappen näher vertraut gemacht und bin zu der Überzeugung gekommen: das russische Dorf wurde von den Zaren ausgebeutet (auch darüber werden leider heute viele nostalgisch-ideologisch verbrämte Märchen verbreitet), der Bauer in seiner freien Entwicklung gehemmt, das ging bei *Stalin* weiter, später änderten sich während der Sowjetmacht die Methoden, aber auch in den Folgejahren entwickelte sich die Gesellschaft wesentlich auf Kosten des Dorfes. Das änderte sich auch nach 1990 nicht. Im

Smolensker Gebiet habe ich in jenen Jahren so genannte „perspektivlose Dörfer“ und ihre Bewohner kennen gelernt. Es waren schwer beschreibbare, und für mich nicht einfach verarbeitbare Eindrücke. Darüber wird später noch zu berichten sein. Eine der dümmsten, aber charakteristischen Äußerungen aus jenen Jahren stammt vom damaligen Ministerpräsidenten Russlands, *Viktor Stepanowitsch Tschernomyrdin* (ein ehemaliger Partei- und Staatsfunktionär, leitete von 1989 ... 1992 den Staatskonzern Gazprom, war von 1992 ... 1999 unter Präsident *Jelzin* russischer Ministerpräsident, von 1999 ... 2000 Aufsichtsratsvorsitzender von Gazprom (Vorgänger des jetzigen Präsidenten *D. Medwedjew*), von 2001 bis 2009 Botschafter Russlands in der Ukraine und seitdem Berater des Russischen Präsidenten), der sinngemäß sagte: „Die Landwirtschaft in Russland ist risikobehaftet. Stecken wir das Geld lieber in die Erschließung einer neuen Gasquelle, verkaufen das Gas und importieren die landwirtschaftlichen Produkte aus dem Ausland“. Man hat immer vergessen, dass das Dorf nicht nur eine wichtige Rolle im Wertschöpfungsprozess spielt, der so effektiv wie möglich zu gestalten ist, sondern der ländliche Raum auch Lebensraum eines großen Teils der Bevölkerung darstellt. Und dieser kann seine ökonomische, soziale, kulturelle, und ökologische Funktion nur auf der Grundlage einer ökonomisch effektiven und ökologisch verträglichen Landwirtschaft erfüllen. Heute scheint man nicht nur in Russland die Bedeutung der ländlichen Räume entdeckt zu haben, ich habe nur manchmal den Eindruck, dass man sich der Illusion hingibt, dass diese sich als Lebensräume für Menschen wie auch als schützenswerte Kulturlandschaften ohne eine vielgestaltige, aber immer effektive, d. h. unternehmerische Landwirtschaft erhalten lassen. Eine unternehmerische landwirtschaftliche Produktion im ländlichen Raum ist nicht alles, aber ohne Landwirtschaft ist alles nichts! Ohne Bewirtschaftung werden die Biotope bald den natürlichen Sukzessionen unterworfen sein und wertvolle Landschaften verloren gehen.

Über den Zustand der Landwirtschaft zumindest in der Nichtschwarzerdezone konnte ich ein erstes Bild gewinnen, als wir im Herbst 1953 zu einem Kartoffelernteeinsatz in einem Kolchos bei Moskau weilten. Umso zustimmender nahmen wir alle Beschlüsse zur dringend notwendigen Veränderung der Lage zur Kenntnis. Besonders die Beschlüsse zur Erschließung neuen Ackerlandes in den Steppen Kasachstans und im Altaigebiet fanden eine große Resonanz auch an der Akademie. Wir Studenten waren damals sehr begeistert. Viele Studentenbrigaden zogen dorthin, auch unsere deutschen Studenten von der bodenkundlich-agrochemischen Fakultät fuhren zum Praktikum aufs „Neuland“, worum ich sie damals sogar etwas beneidete. In späteren Jahren hat sich meine Meinung über die Neulandaktion verändert. „Weniger wäre mehr gewesen“ und viel Schaden an der Umwelt hätte bei gründlicherer, differenzierterer Auswahl der Flächen und bei Einführung wissenschaftlich begründeter, umweltschonender Ackerbausysteme, wie sie beispielsweise von Akademiemitglied *A. I. Barajew* (1908 ... 1994) und seinem Institut für Getreidewirtschaft im damaligen Zelinograd oder dem erfahrenen Kurgansker Ackerbauer *Terenti Semjonowitsch Malzew* (1895 ... 1994) vertreten wurden, vermieden werden können.

Übrigens lernte ich *T. S. Malzew* viele Jahre später persönlich in der DDR kennen. Er war mit einer Delegation sowjetischer Veteranen nach Deutschland gekommen und wollte Quedlinburg nochmals sehen, wo er im ersten Weltkrieg einige Zeit in einem deutschen Kriegsgefangenenlager verbracht hatte. Für zwei Tage wurde er mir zur Betreuung übergeben. In einem langen Gespräch in meinem Berliner Amtszimmer lernte ich seine Auffassungen zu verschiedenen Fragen des Ackerbaus kennen. Ich hatte einen Gesprächspartner, der sich als kluger Beobachter aller Wirkungen auf den Boden und das Pflanzenleben erwies, die er bei seinen Arbeitsprozessen erzeugte. Zu Recht nannte man ihn „Polewod (Feldbauer)“ und nicht „Mechanisator“ (eine Berufsbezeichnung in der Landwirtschaft, mit der ich mich nie anfreunden konnte). Neben manchem, besonders was das konkrete Vorgehen bei der Neulanderschließung betraf, dem man voll zustimmen konnte, resultierten natürlich viele seiner Auffassungen aus seinen praktischen Erfahrungen, die er nicht nur unter den extremen

Bedingungen der Steppe bei einem völlig unzureichendem Niveau qualitativer und quantitativer materiell technischer Versorgung in seinem langen Leben erworben hatte, sondern auch aus geringen Kenntnissen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts in seinen komplexen Wirkungen. Vieles „roch“ mir zu sehr nach Naturphilosophie. Ich stritt natürlich nicht mit ihm und wir fuhren am nächsten Tag nach Quedlinburg, wo wir an Hand seiner Beschreibungen und mit Unterstützung meiner Kollegen aus dem Institut für Züchtungsforschung Quedlinburg das Terrain ausmachten, auf dem sich das Kriegsgefangenenlager befunden hatte. Ausführlich erzählte er uns, wie in dem Lager eine Gruppe der Kommunistischen Partei Deutschlands gegründet wurde, deren Mitglied er auch wurde. Sogar sein damaliges Parteidokument hatte er bei sich und zeigte es uns nicht ohne Stolz.

Es musste zu viel unnötiges Lehrgeld gezahlt werden. Wie so oft in der Geschichte des „real existierenden Sozialismus“ wurde die Meinung von Wissenschaftlern und anderen Fachleuten in den Wind geschlagen und wie so oft fanden sich Wissenschaftler, die begründeten, was gehört werden wollte. Aber solche Erkenntnisse habe ich erst viel später gewonnen und diese Erscheinung ist offensichtlich nicht nur dem „Sozialismus“ eigen. Die Erträge in den Neulandgebieten blieben weit hinter den Erwartungen zurück. Dafür wurden immer neue Flächen unter den Pflug genommen und die negativen Effekte vergrößert. 1956 waren es mehr als 30 Millionen Hektar (ursprünglich waren 13 Mill. ha beschlossen worden, von denen schon 1955 20 Mill. Tonnen Getreide geerntet werden sollten). In diesem Jahr gab es allerdings eine Rekordernte an Getreide. Auf den neu erschlossenen Aussaatflächen Kasachstans und Sibiriens wurden mehr als 12 Mill. Tonnen Getreide geerntet, nach altem russischen Maß mehr als 2 Milliarden Pud (Pud ist eine alte russische Gewichtseinheit von 16,38 kg. Sie wurde zwar offiziell in der Sowjetunion im Jahre 1924 abgeschafft, aber besonders in der Landwirtschaft wurden auch nach 1945 die Ernteerträge selbst in offiziellen Dokumenten noch häufig in Pud ausgedrückt). Solche Ernten wurden in den Folgejahren noch einmal 1958 erreicht, dann nicht mehr. Der ewige Weizenanbau ohne Fruchtfolge und Dünger zeigte seine Resultate. Viele Maßnahmen mussten im Nachhinein korrigiert werden und die Aussaatfläche ging von Jahr zu Jahr zurück. Dazu kamen die großen Verluste bei Transport und Lagerung, da der Ausbau der Infrastruktur nicht Schritt hielt. Die ungeheuren Mittel, die aufgewandt wurden, wären nach meiner festen Überzeugung bei einer wissenschaftlich besser begründeten Aktion für eine grundlegende Melioration und Hebung der Bodenfruchtbarkeit sowie Gestaltung der Infrastruktur in der Nichtschwarzerdezone Russlands bedeutend besser angelegt gewesen. Die Neulandaktion ist für mich ein Beispiel dafür, wie aus richtigen Ansätzen durch falschen, politisch-ideologisch geprägten „Aktionismus“ und „Formalismus“ in der staatssozialistischen Gesellschaft leider nicht der Effekt erzielt wurde, der möglich gewesen wäre. Das gab es zur Genüge auch in der DDR. Meine kritischen Bemerkungen schmälern in keiner Weise meine Hochachtung vor den „Pionieren des Neulandes“, die in jener Zeit mit großem Enthusiasmus, unter größten persönlichen Entbehrungen wahres Heldentum zeigten. Umso bedauerlicher ist, dass Aufwand und Effekt durch Geringschätzung auch kritischer Stimmen aus Kreisen der Wissenschaft nicht so optimal waren, wie sie hätten sein können. Natürlich muss man immer abwägen, was sind praktisch erprobte, sich aus wissenschaftlich-technischem Fortschritt ergebende neue Erkenntnisse und wo beginnt der „Voluntarismus“ einerseits, was ist andererseits begründetes Festhalten an alten, über Jahre praktisch bewährter Verfahren und wo ist der Übergang zu den Fortschritt hemmenden konservativem Verhalten. Meine spätere Praxis hat mir eine Fülle von Beispielen in beiden Richtungen geboten und ich musste mich sowohl mit dem Einen, wie dem Anderen auseinandersetzen. Wie unerwartet dabei „Fronten“ verlaufen können, zeigt eine Episode aus dem Leben an der Timirjasew-Akademie in späteren Jahren, die mir mein Freund Dr. *Reiner Stolze* mitteilte. Er absolvierte Ende der sechziger Jahre ein Zusatzstudium am neu geschaffenen Lehrstuhl für „Ökonomische Kybernetik“, der von Dr. *Rostislaw Grigorjewitsch*

Kraftschenko () geleitet wurde, einem der jüngsten Lehrstuhlinhaber an der Akademie und zugleich Direktor des entsprechenden Allunionsinstitutes. Das akademische Umfeld an der ökonomischen Fakultät, besonders die betagten Professoren, beobachteten ihn und seinen Lehrstuhl sehr kritisch. Den sich entwickelnden Technologien der Datenerfassung, -analyse und -auswertung, der Revolution der Informations-, Kommunikations- und Steuerungstechnologien, begegnete man mit Misstrauen, Skepsis und zum Teil Ablehnung. Kraftschenko's „Jugend“ war natürlich auch ein nicht unwesentlicher Faktor. Das führte dazu, dass seine Arbeit zum Doktor der Wissenschaften im Wissenschaftlichen Rat der Fakultät in geheimer Abstimmung abgelehnt wurde. Erst im Wissenschaftlichen Rat der Akademie konnte sie erfolgreich verteidigt werden. Für mich war es sehr überraschend, dass ein solch hervorragender Wissenschaftler, wie der Leiter des Lehrstuhls für sozialistische Betriebswirtschaft, Prof. Dr. *Sergej Grigorjewitsch Kolesnjew*, der in der DDR ob seiner progressiven Positionen hohes Ansehen genoss, mit an der Spitze der Gegner der Anwendung moderner Datenverarbeitungsmethoden stand. Der Widerstand gegenüber diesen Entwicklungen zeigte sich auch, als ein Aspirant aus der DDR seine unter Leitung von Prof. Dr. *Demidow* angefertigte Kandidatenarbeit, bei der er moderne mathematische Methoden in der Perspektivplanung anwandte, vor dem wissenschaftlichen Rat der Ökonomischen Fakultät verteidigte. Es gab massive Ablehnung. Erst der Einsatz des Leiters des Lehrstuhls für Ökonomik der Landwirtschaft, Prof. Dr. *Iwan Stepanowitsch Kuwtschinow* (1896 ... 1975) für die Arbeit mit dem Argument „weil die Deutschen eigentlich exakte Leute sind, und der Aspirant ein Deutscher ist, werden die ausgewählten Methoden auch exakt sein“, rettete die Verteidigung. Die Arbeit wurde mit Gegenstimmen angenommen.

Mit großem Interesse nahmen wir damals die Informationen auf, die im Ergebnis einer im Jahre 1955 durchgeführten USA-Reise leitender Persönlichkeiten über die Landwirtschaft der USA und Kanadas veröffentlicht wurden, so das Büchlein von *W. W. Mazkewitsch* (1909 ... 1998), des damaligen Landwirtschaftsministers der UdSSR: „Was sahen wir in den USA und Kanada“. Eine große Rolle spielte in jenen Jahren die Forcierung des Maisanbaus, die *Chruschtschow* im Juni 1954 auf einem Plenum der KPdSU gefordert hatte und die rigoros durchgesetzt werden sollte. Die Meinungen in Wissenschaft und Praxis gingen damals weit auseinander, vor allem, was die Ausdehnung des Silomaisanbaus betraf. Besonders die Tierernährer vertraten die Meinung, dass der Klee- und Luzerneanbau eine bessere Grundlage für hohe Milchleistungen sei. Mich bewegten diese Probleme damals weniger und es fiel mir schwer, einen eigenen Standpunkt dazu einzunehmen. Mir fehlten die fachlichen Voraussetzungen für ein richtiges Urteil. Die Diskussionen sollten aber auch an mir nicht vorbeigehen. Gleich nach unserer Ankunft in Moskau wurde ich zum Vorsitzenden der deutschen Landsmannschaft an der Timirjasew-Akademie gewählt (erst später wurde die Bezeichnung „deutsche Landsmannschaft“ durch „deutsche Delegation“ ersetzt, da der Begriff durch die westdeutschen Vertriebenenverbände in Deutschland negativ besetzt war), und nach Zulassung von ausländischen Parteiorganisationen der SED im Jahre 1954 zum Sekretär der Grundorganisation der deutschen Studenten und Aspiranten an der Timirjasew-Akademie gewählt. Die Grundorganisationen wurden von deutschen Studenten an der Parteihochschule politisch „betreut“, so wir von *Werner Lindner* (später viele Jahre stellvertretender Abteilungsleiter im ZK der SED und Staatssekretär im Ministerium für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft). Unser bereits praxiserfahrener Mitstudent *Friedrich Engemann* von der zootechnischen Fakultät, der als Sohn eines Melkermeisters mit der Materie sozusagen von Kindesbeinen vertraut war, argumentierte gegen die Maissilage in der Rinderfütterung. Uns anderen Studenten fehlten natürlich die Sachkenntnisse, um gegen seine Einwände mit fachlichen Argumenten auftreten zu können. So hatte man endlich auch in unserer Parteiorganisation ein „ideologisches Problem“. Als in dieser Zeit eine gewichtige Delegation von LPG-Vorsitzenden und VEG-Direktoren, die alle „große Maisanbauer“ in der DDR waren (in der Agrarpropaganda der DDR wurden sie „Maismusketiere“ genannt), sowie

von Partei- und Staatsfunktionären zum Studium des Maisanbaus in der Sowjetunion weilte, wurde eine gesonderte Parteiversammlung angesetzt, um die in unserer Gruppe aufgetretenen „ideologischen Probleme“ zu überwinden. Die Zahl der Delegationsmitglieder war größer als die Mitgliederzahl unserer Parteiorganisation. Nun wurde mit „großen Kanonen“ geschossen. Ich erinnere mich noch an *Wilhelm Paizoni* (damals Vorsitzender einer LPG im Merseburger Raum und *Heinz Wittig* (1921 ... 1989), damals Vorsitzender der LPG Kauern in Thüringen, die das Wort führten. Unser Student schlug sich wacker, wir anderen unterstützten ihn nicht, fachlich konnten wir es gar nicht. Ein Nachspiel hatte diese Diskussion nicht. Später musste ich an dieses Ereignis denken, als mir einmal unser Landwirtschaftsminister *Bruno Lietz* (1925 ... 2005) eine Episode aus seiner Tätigkeit als Sekretär für Landwirtschaft der Bezirksleitung Rostock der SED erzählte. Bei einer der großen Veranstaltungen mit Praktikern und Wissenschaftlern zur Durchsetzung des Maisanbaus in der DDR wurde auch Prof. Dr. *Kurt Nehring* (1898 ... 1988), Mitglied der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften und Direktor des Oskar-Kellner-Institutes für Tierernährung dieser Akademie, um seine Meinung gebeten. Seine Antwort war damals einfach: „Meine Herren, wenn Sie die Parteibeschlüsse erfüllen wollen, dann müssen Sie das tun, was Herr Tisch gefordert hat (*Harry Tisch* (1927 ... 1991), später in verschiedenen zentralen Funktionen in der DDR, zuletzt Politbüromitglied und bis zum Herbst 1989 Vorsitzender des FDGB, war damals Erster Sekretär der Bezirksleitung Rostock der SED). Wollen Sie Milchleistungen haben, dann müssen Sie das tun, was ich Ihnen sage.“ Und er pries den Anbau von Klee. Heute hat die Maissilage ihren festen Platz in der Rinderfütterung, auch in vielen Regionen der Staaten der früheren Sowjetunion. Aber noch in den neunziger Jahren, als ich mich in meiner Beratungstätigkeit in der Ukraine, Belarus und Russlands auch für den Silomaisanbau in der Nichtschwarzerdezone einsetzte, stieß ich auf viel Vorbehalte, meist unter Hinweis darauf, dass das schon *Chruschtschow* wollte und er damit Fiasko erlitten habe. Immer noch war der Maisanbau in vielen nördlicheren Regionen diskreditiert. Man hatte nicht wahrgenommen, dass gerade der Züchtungsfortschritt in der Welt den Maisanbau immer mehr nach Norden ausgedehnt hatte und auch über seine positiven Futtereigenschaften war wenig bekannt. Wenn ich meine Forderungen mit Zahlen zur Entwicklung des Silomaisanbaus in den Ländern der EU und vor allem auch in den alten Bundesländern Deutschlands untermauerte, wo sich der Maisanbau seit den fünfziger Jahren in stärkerem Maße als in der DDR ausgeweitet hatte, entwaffnete ich gewöhnlich die Zweifler mit der Frage: „Und Sie meinen, dass die dortigen Landwirte das getan haben, weil es *Chruschtschow* wollte?“ Das Problem bestand damals nicht im Maisanbau, sondern im undifferenzierten, vom Partei- und Regierungsapparat durchgepeitschten Ersatz des Dogmas vom Travopolnajasystem und der Schwarzbrache durch das Dogma vom Maisanbau. Aber zurück zu meiner Studienzeit.

Lysenko an der TSCHA

Eine große Rolle spielte an der Timirjasew-Akademie in jenen Jahren auch die Auseinandersetzung mit den Lehren *Trofim Denisowitsch Lysenkos*. Die Timirjasew-Akademie musste wegen ihrer Haltung zu den Beschlüssen der unrühmlichen Augusttagung der Landwirtschaftlichen Leninaakademie im Jahre 1948, auf der die Lysenkoische „Agrobiologie“ ihre Weihen als staatlich sanktionierte, einzig zu vertretende Lehrmeinung erhielt und die moderne Genetik und Biologie als reaktionär verdammt wurde, einen hohen Tribut zahlen. Unbeugsam und mit viel Zivilcourage hatte sich als einer der wenigen anwesenden Agrarwissenschaftler auf dieser Tagung der Leiter des Lehrstuhls für Genetik *Anton Romanowitsch Shebrak* (1901 ... 1965) den Thesen Lysenkos entgegengestellt (schon für diese Tat würde es der Akademie gut zu Gesicht stehen, wenn sein Name in entsprechender Weise verewigt würde). Bei der nach der Tagung erfolgenden „Säuberung“ der Hochschulen von „Weismann-Morganisten“ (Vertretern der klassischen Genetik) musste er seinen Platz räumen. Andere Hochschullehrer durften nicht mehr auf dem Gebiet der Genetik und Pflanzenzüchtung arbeiten und lehren, wie zum Beispiel der hochangesehene

Pflanzenzüchter *Pjotr Nikiforowitsch Konstantinow* (1877 ... 1959), seit 1936 Leiter des Lehrstuhls für Pflanzenzüchtung und Saatzucht, der 1948 seinen Lehrstuhl verlor und nur noch das landwirtschaftliche Versuchswesen vertreten durfte, oder die Genetikerin *Anaida Josifowna Maisurjan (Atabekowa)* (1900 ... 1990), die 1948 entlassen wurde und ab 1953 dann als Professorin am Lehrstuhl für Botanik arbeitete. Der Rektor der Akademie, *Wasili Stepanowitsch Nemtschinow* (1894 ... 1964), ein hervorragender Vertreter der landwirtschaftlichen Statistik, der die Akademie in den schweren Kriegs- und Nachkriegsjahren von 1940 ... 1948 leitete, musste 1948 sein Amt abgeben, weil er die Lehren Lysenkos ablehnte und sich weigerte, die Vertreter der klassischen Genetik und Pflanzenzüchtung aus ihren Lehrämtern an der Akademie zu entfernen. Die Akademie wurde auf die Lehren *Lysenkos* eingeschworen. Dazu wurde 1948 ein Vertreter der „Lysenkoschule“, *Wsewolod Nikolajewitsch Stoletow* (1907 ...), als Rektor und Leiter des Lehrstuhls für Pflanzenzüchtung und Saatzucht eingesetzt, Funktionen die er bis 1950 innehatte. Den Lehrstuhl für Genetik erhielt 1948 *T. D. Lysenko*, der diesen noch bis 1965 leitete. Das war das Bollwerk der Lysenkoischen „Lehren“ an der Akademie. Aber auch an anderen Lehrstühlen wurden in Vorlesungen oft die „Lehren des Akademiemitglieds *Lysenko*“ strapaziert. Umso erfreulicher war für mich, für den das Kapitel *Lysenko* bereits seit meinem Studium in Jena abgeschlossen war, wie sich mehr und mehr mit *Lysenko* öffentlich an der Akademie auseinandergesetzt wurde. In besonders beeindruckender Weise tat das damals Prof. Dr. *Iwan Isidorowitsch Gunar* (1907 ... 1981) in seiner von mir sehr geschätzten Vorlesung über Pflanzenphysiologie. In jeder seiner Vorlesungen wandte er nicht wenig Zeit dafür auf, um *Lysenkos* Thesen zu widerlegen. Aber damit nicht genug, machte er uns auch klar, mit welchen Methoden dieser gegen seine Gegner voring. Seine diesbezüglichen Ausführungen endeten immer mit dem Ausruf: „Der Mann hat Blut an seinen Händen“. Dabei bezog er sich nicht nur auf das Schicksal *N. I. Wawilows*, der 1943 im Gefängnis von Saratow verstarb (die Agraruniversität Saratow trägt heute seinen Namen), sondern auch auf das des hervorragenden Pflanzenphysiologen *D. A. Sabinin* (1889 ... 1951) und vieler anderer. Von der Rolle *Shores Medwedjews*, der von 19 ... 19 die Fakultät für Bodenkunde und Agrochemie absolvierte, von 1951 bis 1962 am Lehrstuhl für Agrochemie und Biochemie dieser Fakultät wissenschaftlich tätig war, und von 1963 ... 1970 Direktor des molekularbiologischen Laboratoriums in Obninsk, bei der Auseinandersetzung mit *Lysenko* spielte, erfuhr ich erst später. Mit seinem 1969 erschienen Buch „Der Fall *Lysenko*“, das zu seiner Ausbürgerung im Jahre 1973 führte, konnte ich mich erst in den achtziger Jahren in der englischen Übersetzung vertraut machen.

Auf dem Lehrstuhl für Phytopathologie setzte sich Prof. Dr. *M. S. Dunin* mit der These *Lysenkos* und seiner Adepten auseinander, dass es erstens keine Viren gäbe und zweitens der Kartoffelabbau nicht durch Viruskrankheiten bedingt sei. Für mich, der ich damals schon am Lehrstuhl auf dem Gebiet der Kartoffelvirologie experimentell an meiner Diplomarbeit arbeitete, war es ein unvergessliches Ereignis, als Prof. Dr. *M. S. Dunin* im Jahre 1956 in der „Großen Chimitschka“, einem der größten Hörsäle der Akademie, ein öffentliches Streitgespräch mit Vertretern dieser Auffassungen aus dem Kartoffelinstitut in Korenjewo zum Thema: „Sind Viren die Ursache von Abbaukrankheiten bei der Kartoffel?“ organisierte. Das Institut für Kartoffelwirtschaft war damals eine Hochburg dieser Lysenkoischen Auffassungen. In den Lysenkoischen Theorien wurde der gerade im Süden der Sowjetunion stark auftretende, durch physiologisches Altern der sich bei hohen Bodentemperaturen bildenden Knollen bedingte „Abbau“ mit dem virusbedingten „Abbau“ des Pflanzgutes in einen Topf geworfen. Gemeinsam mit Prof. Dr. *Konstantin Stepanowitsch. Suchow*, einem führenden Pflanzenvirologen der Sowjetunion, der mit viel Geschick eine Nische in dem von *T. D. Lysenko* geleiteten Institut für Genetik der Akademie der Wissenschaften der UdSSR gefunden hatte, ohne sich fachlich zu sehr zu „verrenken“, disputierte er mit den Mitarbeitern des genannten Institutes *O. D. Belowa* () und *L. W. Roshalin* (). Der Saal war übervoll.

Studenten saßen auf den Stufen. Aus ganz Moskau und Umgebung waren Interessierte gekommen. Der Abend wurde zu einem vollen Triumph für die moderne Wissenschaft. Die „wissenschaftlichen Argumente“ der Leugner der Virustheorie waren nicht nur grotesk, sondern auch peinlich. So wurde von Frau *Belowa* als Argument für ihre Ablehnung der Virusetiologie ein von ihr durchgeführter Versuch dargestellt, bei dem sie viruskranken Kartoffelpflanzen 10 Blattläuse entnahm, in Wasser zerkleinerte, mit dieser Suspension gesunde Pflanzen abrieb und keine Infektion erzielte. Am Ende tat mir die ältere Dame, von der ich auf dem Gebiet bakterieller Kartoffelkrankheiten durchaus ernsthafte Arbeiten gelesen hatte, einfach leid. Ich bin überzeugt, dass die Mehrheit der Teilnehmer mit großer Dankbarkeit gegenüber *M. S. Dunin* und *K. S. Suchow* die Veranstaltung verlassen hat. Wir fühlten alle, dass ein wichtiger Schritt zur Wiederherstellung der Wissenschaftlichkeit in der Kartoffelpflanzgutproduktion zurückgelegt war. In dieser Zeit las *T. D. Lysenko* an der Akademie noch für die Studenten der Fachrichtung Pflanzenzüchtung und Saatgutproduktion einen Kurs „Genetik“. Ich wollte mir einmal selbst ein Urteil bilden und bin in eine Vorlesung gegangen. Es war ein „tolles“ Erlebnis: mit heiserer Stimme, die regelmäßig durch von Assistentinnen hereingebrachten warmen Tee aufgebessert wurde, legte er seine Thesen dar. Am Ende hatte ich den Eindruck, dass ich einer Vorlesung über Naturphilosophie des 19. Jahrhunderts beigewohnt hatte, in der ein geschlossenes, naturphilosophisches Gebäude dargelegt wurde, das nur den „kleinen“ Fehler hatte, dass es nicht der Realität entsprach und alle wissenschaftlichen Ergebnisse negierte. Immer wieder setzte er sich in seiner Vorlesung mit seinen „Feinden“ auseinander, indem er ihnen Behauptungen unterstellte, gegen die er dann seine Argumentation darlegte. Während seines Vortrages drehte er ständig an einem Büschel seines Haarschopfes, so dass ihn am Ende der Vorlesung ein stolzes „Horn“ über der Stirn zierte. Insgesamt machte er mir einen sehr unsicheren Eindruck, als spüre er, dass seine Zeit abgelaufen war. Dass viel Unsicherheit unter den Lysenko-Anhängern herrschte, ergab sich für mich auch aus einem anderen Erlebnis. Als ich meine Prüfung in Pflanzenzüchtung bei einem Dozenten dieses Lehrstuhls ablegte, sagte dieser am Schluss: „Ich stelle Ihnen jetzt noch eine Frage, deren Beantwortung keinen Einfluss auf Ihre Note hat: Glauben Sie an *Lysenko*?“ Ich antwortete sinngemäß: „Glauben kann man an den lieben Gott, oder man kann es lassen. In der Wissenschaft geht es nicht um Glauben, sondern um Tatsachen und Wissen. Und die stimmen in der Lysenkaischen Lehre nicht.“ Der Dozent schwieg und schrieb mir meine „Fünf“ in das Studienbüchlein (an sowjetischen und jetzt auch russischen Schulen und Hochschulen ist die „Fünf“ die beste Zensur). Ich war damals voller Zuversicht, dass dieses traurige Kapitel in der sowjetischen Agrarwissenschaft nun kurzfristig abgeschlossen sein wird. Ich sollte mich aber getäuscht haben. Obwohl er 1956 seine Funktion als Präsident der WASCHNIL abgeben musste, der er seit 1936 vorstand, behielt *Lysenko* seinen Lehrstuhl an der TSCHA bis 1965. Er und seine Clique nutzten jede Gelegenheit, ihr schmutziges Spiel fortzusetzen, wurden auch von *N. S. Chruschtschow* weiter unterstützt und gefördert und erfuhren sogar durch ihn von 1962 ... 1965 nochmals höhere Weihen, als dieser *Lysenko* erneut zum Präsidenten der WASCHNIL ernannte. Aber auch mit seinem Abgang waren die schlimmen Folgen dieser Fehlentwicklungen in den biologischen Wissenschaften, vor allem in der Genetik, aber auch auf meinem Fachgebiet noch lange nicht überwunden. Noch über viele Jahre verhinderte oder erschwerte er mit einer stattlichen Gruppe von zu seiner Zeit ernannten „Akademikern“, die zwar inzwischen keine unmittelbare Macht mehr hatten, aber bei allen Neuwahlen zur Stelle waren, die Wahl moderne Biologie vertretender Wissenschaftler in die Landwirtschaftsakademie. Viel schlimmer waren jedoch die materiellen und geistigen Verluste für das Land, die bei der allgemeinen Abschottung, aber auch durch die bei vielen Wissenschaftlern vorhandene Sprachbarriere nur langsam überwunden werden konnten. Um wie viele Jahre war die Wissenschaft zurückgeworfen, wie viele ehrliche, hervorragende Wissenschaftler wurden ihrer Arbeitsmöglichkeiten beraubt, wurden drangsaliert, bezahlten ihre Treue zur Wissenschaftlichkeit mit dem Leben. Und wie

hoch war der wirtschaftliche Schaden für das Land. Wenn ich nur an die verschenkten Erträge denke, die durch das praktische Verbot der Hybridzüchtung bei Mais oder Sonnenblumen zugelassenen wurden! Leider muss ich mir auch heute noch nicht selten von älteren Wissenschaftlern erzählen lassen: „*Wawilow* habe für die Zukunft gearbeitet, *Lysenko* für die Erhöhung der Erträge zu seiner Zeit“. Leider auch das ein Märchen! Um so mehr erfreut mich, dass die heutige junge Generation, zumindest an den führenden Hochschulen und Forschungsinstituten, so weit nicht Mangel an Ausstattung mit modernen Geräten und Informationen das verhindern, mit großer Selbstverständlichkeit sich moderner molekularbiologischer Methoden bedient, sich wieder in die Weltwissenschaft eingliedert und oft schon nichts mehr von *Lysenko* und seiner Clique weiß.

Mein umfassendes Studium der Originalquellen zur Entwicklung des Pflanzenschutzes, der Phytopathologie, Virologie und pflanzlichen Resistenz in Russland und der Sowjetunion, die Arbeiten der Klassiker und Begründer dieser Disziplinen vermittelten mir ein Bild von den großen Traditionen des Landes auf diesem Gebiet. Ich konnte mich davon überzeugen, welch hohes Niveau bis in die dreißiger Jahre nicht nur die genetischen Arbeiten der Schule *N. I. Wawilows*, sondern auch die Arbeiten *M. S. Dunins* und *Witali Leonidowitsch Ryshkows* (1896 ... 19) u. a. auf dem Gebiet der pflanzlichen Virologie auswiesen. Aber wie viel Schaden brachten der sowjetischen Wissenschaft auch auf diesen Gebieten die Einmischung der Partei- und Staatsführung in wissenschaftliche Entwicklungen und die Unterstützung für einen solchen Dunkelmann wie *T. D. Lysenko* und seine Scharlatanerie und die Unterdrückung wissenschaftlicher Entwicklungen auf diesen Gebieten.

Wenn ich hierüber schreibe, so muss an dieser Stelle auch der nicht zu unterschätzende Beitrag von Prof. Dr. *Hans Stubbe* (), dem ersten Präsidenten der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften und von seinem Schüler, dem späteren Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher `Leopoldina` zu Halle, Prof. Dr. *Helmut Böhme* zur Entlarvung der Lysenkoischen Scharlatanerie in der Sowjetunion erwähnt werden.

Helmut Böhme war im Jahre 1952 von seinem Lehrer mit dem Auftrag zu einem Zusatzstudium in die Sowjetunion geschickt worden, um in einem Institut der „Lysenko-Fraktion“ die Versuche von *Gluschtschenko*, die dieser in seinem Buch: „Die vegetative Hybridisation“ () veröffentlicht hat, nachzuvollziehen. Nachdem man ihm dieses Arbeitsthema verweigerte, kehrte er nach einem Urlaub mit Genehmigung durch das damalige Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen nicht nach Moskau zurück, sondern führte die Versuche im Institut für Kulturpflanzenforschung in Gatersleben durch. Die Ergebnisse wurden von Prof. Dr. *Stubbe* in der Zeitschrift „“ veröffentlicht. Diese Veröffentlichungen wurden vom Chefredakteur des „*Botanitscheski Shurnal*“, Akademiemitglied *W. N. Sukatschow*, nach ihrem Erscheinen mutig nachgedruckt. Es waren somit die ersten in der Sowjetunion erschienenen Beiträge, die experimentell (nicht nur polemisch) veröffentlichte Ergebnisse der Lysenko-Clique widerlegten. Auf die große Rolle, die *Hans Stubbe* bei der Zurückdrängung, ja Verhinderung des Eindringens Lysenkoischer Theorien in die Agrar- und biologischen Wissenschaften der DDR spielte, komme ich im zweiten Teil meiner Erinnerungen noch einmal zurück.

Aneignung des reichen Erbes der russischen agronomischen Schule.

Das agronomische Studium nutzte ich intensiv, um mir neben dem von unseren Professoren und Dozenten in den Lehrveranstaltungen vermitteltem sowie in den aktuellen Lehrbüchern enthaltenen Stoff das reiche Erbe der russischen bodenkundlichen und agronomischen Schule anzueignen, die zu ihrer Zeit Weltgeltung genoss. Sie war für mich vor allem in dem umfangreichen Werk solcher „Klassiker“ vergegenständlicht, wie *Wasili Wasiljewitsch Dokutschaews* (1846 ... 1903) und der hervorragenden Vertreter seiner Schule, wie *N. M. Sibirzews* (1860 ... 1900) und *K. D. Glinkas* (1867 ... 1927), *Pawel Andrejewitsch Kostytschews* (1848 ... 1895), *Iwan Alexandrowitsch Stebuts* (1833... 1923), *A. W.*

Sowjetows (), *Dmitri Iwanowitsch Prjanischnikows* (1865 ... 1948), *Konstantin Kaetanowitsch Gedroiz's* (1872 ... 1932), *Alexander Nikolajewitsch Engelhardt's* ((1832 ... 1893), mit dessen Arbeiten ich mich in den neunziger Jahren noch einmal sehr gründlich befasste, wovon später ausführlich zu berichten sein wird), *Wasili Robertowitsch Wiljams* (1863 ... 1939), aber auch in den Werken *A. A. Rodes* (), *I. W. Tjurins* (1892 ... 1962), *W. A. Kowdas* () und *I. P. Gerasimows* (), um nur die für mich wichtigsten zu nennen. Intensiv befasste ich mich auch mit den Arbeiten der führenden Bodenbiologen, wie *S. N. Winogradarski* (1856 ... 1953), *M. S. Giljarow* (1912 ... 1985), *N. A. Krasilnikow* (), *E. N. Mischtschustin* (1901 ... 1990) und *M. W. Fjodorow* (1898 ... 1961). Breiten Raum nahmen in meinem Studium auch die pflanzenphysiologischen Arbeiten russischer und sowjetischer Forscher ein, wie die *Kliment Arkadewitsch Timirjasews* (1843 ... 1920), *Maximows* (), *Rubins* (), *Schmuks* (), *D. A. Sabinins* (1889 ... 1951) und anderer. In zunehmendem Maße interessierten mich auch die Arbeiten des Botanikers, Dendrologen und Ökologen *W. N. Sukatschow* (1880 ... 1967), die wesentlich mein Denken in ökologischen Zusammenhängen förderte. Dazu trugen auch der im Jahre 1956 erschienene Roman „Der russische Wald“ von *Leonid Maximowitsch Leonow* (1899 ... 1994) sowie die der russischen Natur gewidmeten schönen Erzählungen des Schriftstellers *Konstantin Georgiewitsch Paustowskis* (1892 ... 1968) bei, besonders seine 1948 erstmals erschienene „Geschichte über die Wälder“. Alles was mir an Fachliteratur zugänglich war, arbeitete ich durch. Da ich mir auch alle in Deutschland damals zugänglichen Fachbücher zulegte, konnte ich auch die differenten Positionen und Diskussionen zu verschiedenen Positionen erfassen, so zum Beispiel zu *W. R. Wiljams`* Lehre vom einheitlichen Bodenbildungsprozess. Viel half mir zu eigenständigen Positionen das 1950 bereits in 6. Auflage erschienene Buch von Prof. Dr. *Eilhard Alfred Mitscherlich* (1874 ... 1956), von 1922 ... 1945 Präsident der IV. Kommission (Erfassung der Bodenfruchtbarkeit), Ehrenmitglied der Internationalen Bodenkundlichen Gesellschaft* „Bodenkunde für Landwirte, Forstwirte und Gärtner in pflanzenphysiologischer Ausrichtung und Auswertung“, in dem auch sein bereits 1909 erstmals formuliertes „Gesetz des Minimums und des abnehmenden Bodenertrages“ allseitig begründet wurde. Diese Arbeit bewahrte mich vor den im damaligen sowjetischen Schrifttum verbreiteten, auf *W. I. Lenin* (18 ...) zurückgehenden ideologischen Denunziationen des „Gesetzes des abnehmenden Bodenertrages“ als „reaktionären, bürgerlichen Malthusianismus“**.

Viele der klassischen Arbeiten erwarb ich käuflich, zum Teil in Antiquariaten. So schmücken meine Bibliothek noch heute unter anderen eine dreibändige Ausgabe ausgewählter Werke *W. W. Dokutschaews* aus dem Jahre 1949, mit den klassischen Arbeiten „Die russische Schwarzerde“ und „Unsere Steppen früher und heute“, eine dreibändige Ausgabe gesammelter Werke von *K. K. Gedroiz*, mit den seinen klassischen Arbeiten „Die chemische Bodenanalyse“ und „Die Lehre von der Absorbtionsfähigkeit des Bodens“, eine vierbändige Ausgabe der Werke *K. A. Timirjasews*, die berühmte Arbeit *D. I. Prjanischnikows* „Stickstoff im Leben der Pflanzen“, *S. N. Winogradarskis* „Mikrobiologie der Böden“ aus dem Jahre 1952, *M. W. Fjodorows* „Biologische Fixierung des atmosphärischen Stickstoffs“ und vieles

* siehe dazu:

Olga Bredel und Herbert Kaltofen: *Eilhard Alfred Mitscherlich (1874-1956). Leben und Werk. Eine Biographie.* Berlin und Paulinenaue 1998 und

Lebenserinnerungen von *Eilhard Alfred Mitscherlich* in Königsberg. Herausgegeben im Namen der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinisch Deutschen Akademie der Naturforscher von *Emil Abderhalden*, Halle (Saale), 1945, 64 S.

** *W. I. Lenin*: Die Agrarfrage und die Marx-Kritiker. Gesammelte Werke, Dietz Verlag Berlin, 19 , Bd, 5, S. . mehr. Als 1955 unter der Redaktion von *A. M. Kusin* das Lehrbuch „Die Methode markierter Atome in der Biologie“ unter Mitarbeit von *W. M. Kletschkowski* erschien, habe ich es nicht nur sofort gründlich studiert, sondern auch in meine Bibliothek eingeordnet.

Bei der Aneignung der klassischen russischen Arbeiten zur Agronomie und Bodenkunde bewegten mich bereits damals eine Reihe von Problemen, die auch später in meiner wissenschaftlichen Arbeit, mich immer wieder beschäftigen sollten, besonders in den Jahren meiner Beratungstätigkeit in den Ländern der GUS: Immer wieder war in den Arbeiten die Rede von der „russischen Bodenkunde“, davon, dass die Bodenkunde „eine russische Wissenschaft“ sei, die „agronomische Wissenschaft“ nicht international sein könne. Besonders in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde auf Berufung von Zitaten hervorragender russischer Gelehrter damit ein Abschotten des Landes von der Weltwissenschaft betrieben. Ich habe dazu immer eine andere Auffassung vertreten. Ganz davon abgesehen, dass mich die nazistische „deutsche Physik“ und die „Stalinsche proletarische Biologie“ prinzipiell gegenüber solchen Auffassungen sensibilisiert haben, hat die gründliche Auseinandersetzung mit den Arbeiten der russischen Autoren, auf die man Bezug nahm, gezeigt, dass auch sie von allgemein gültigen naturwissenschaftlichen Gesetzen in der Agrarwissenschaft ausgehen, dass es ihnen aber um die konkrete Anwendung dieser Gesetze in der Praxis ging. Und die kann letztendlich nur konkret für jeden einzelnen Fall entschieden werden. Es ist nach meiner Auffassung die jahrzehntelange, mit dem dogmatischen zentralistischen Kommandosystem in der früheren Sowjetunion auch in der landwirtschaftlichen Lehre verbundene Praxis, in der Ausbildung zentral Regeln und Direktiven zu vermitteln, die richtige Auffassungen und flexibles Handeln erschwerten. Dabei hat schon der Begründer der modernen landwirtschaftlichen Wissenschaft und Ausbildung, *Albrecht Daniel Thaer* (1752 ... 1828) am Anfang des 19. Jahrhunderts drei Stufen der landwirtschaftlichen Ausbildung bzw. der Produktionsorganisation unterentschieden: die „handwerksmäßige“, die „kunstmäßige“ und die „wissenschaftliche“. Letztere setzt, so *Thaer*, „keine positiven Regeln, sondern sie entwickelt Gründe, nach welchen man für den speziellen vorkommenden Fall ... das möglichst beste Verfahren selbst findet“. Auch die von *Theodor Roemer* (1883 ... 1951), einem der großen Agrarwissenschaftler der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, bereits in den zwanziger Jahren: in seinen Vorlesungen über Ackerbau an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle verkündeten Leitsätze waren für mich immer Richtschnur „Sie erhalten hier die Grundlagen und sollen lernen, mit offenen Augen die einzelnen Vorgänge selbst zu beurteilen und die praktischen Schlussfolgerungen daraus zu ziehen. Sie erhalten hier keine Rezepte, denn das, was für bestimmte Verhältnisse richtig ist, kann anderswo falsch sein. Landwirtschaft ist eine angewandte Wissenschaft. Das, was auf anderen Gebieten geforscht wird, soll auch in den Dienst unserer Wissenschaft gestellt werden. In der Landwirtschaft wiederholen sich niemals dieselben Bedingungen. Wir wollen hier also nur die Grundlagen studieren, um nachher von Fall zu Fall selbst entscheiden zu können“ In diesem Sinne kann es weder nationale, noch regionale Rezepte und Vorgaben geben. Die These von der „nationalen agronomischen Wissenschaft“ führt nach meiner Auffassung nach dem alten russischen Sprichwort „Lieber der erste Bursche im Dorf, als einer von vielen in der Stadt“ zur Verzerrung der Maßstäbe der Bewertung wissenschaftlicher Leistungen, der Überbewertung von „wissenschaftlichen Autoritäten“ im Lande, die international niemand kennt, und letztendlich zu Provinzialismus und Rückstand in Forschung und Lehre.

Zwar lag zu meiner Studienzeit die *Stalin-Shdanowsche* Kampagne gegen Erscheinungen des „Kosmopolitismus“, die sich zunächst gegen führende Kulturschaffende des Landes richtete, aber auch in den Wissenschaften zur Auseinandersetzung mit „Speichelleckern des Westens“ (der Film „Das Ehrengericht“ des Regisseurs *A. Room* aus dem Jahre 1949 war hierzu die propagandistische Aufforderung) und zu einer zum Teil lächerlichen Betonung „russischer Prioritäten“ bei allen möglichen Erfindungen führte. Ich hatte aber immer den Eindruck, dass während des Studiums, aber auch bis heute solche Auffassungen in der Lehre, vor allem bei der Lehrplangestaltung und bei der Literaturempfehlung, nicht ganz überwunden sind. Wie oft hörte ich bei der Herausgabe meiner russischsprachigen Bücher, dass unproportional viel

Hinweise auf westliche Literatur enthalten seien, und dass russische Prioritäten nicht sichtbar gemacht wurden. Ich konnte und kann solche Diskussionen und Argument nicht ernst nehmen und bei den Diskussionen um die russischen Prioritäten pflegte ich immer mit dem Witz zu antworten: Treffen sich ein deutscher, amerikanischer und russischer Wissenschaftler. Sagt der Deutsche: „Wir haben gegraben und in einer bestimmten Tiefe ein Wagenrad gefunden. Das beweist, dass unserer Kommunikation in jener Zeit schon die Postkutsche diente.“ Darauf der Amerikaner: „Wir haben noch tiefer gegraben und ein Stück Draht gefunden. Das beweist, dass es damals bei uns bereits die Telephonie gab.“ Und schließlich der Russe: „Und wir haben noch tiefer gegraben und nichts gefunden. Das beweist, dass es bei uns damals bereits die drahtlose Telekommunikation gab.“

Ein weiteres Problem, was mich seit dem Studium bewegt, ist die Frage: Wie pflegt man große Traditionen in der Wissenschaft? Indem man bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit mit einem Zitat sich auf die Klassiker beruft? Was nach meiner Meinung eine tote, unfruchtbare Traditionspflege ist und den Klassikern nicht gerecht wird. Sie sind ja deshalb Klassiker, weil sie in ihrer Zeit das Niveau der Agrarwissenschaft bestimmt haben. Aber die Wissenschaft schreitet beständig fort. Also wird man ihnen nur dann gerecht, wenn man in ihrem Sinne heute auf höchstem wissenschaftlichen Niveau arbeitet. Was nützt es, wenn an einem Institut oder Lehrstuhl große Ehrentafeln für die Klassiker prangen, aber der wissenschaftliche Geist und das Niveau ihnen in keiner Weise entspricht. Bei einem solchen Verständnis von Traditionspflege kann man nur an eigenen großen wissenschaftlichen Traditionen zugrunde gehen, wie man das leider an verschiedenen Instituten beobachtete.

Meine Praktika.

In unser Studium eingebettet waren eine Reihe Praktika, in denen ich allmählich ein Bild über die praktische Landwirtschaft in der Sowjetunion bekam. Meine erste Bekanntschaft mit der Landwirtschaft in der Nichtschwarzerdezone hatte ich bereits erwähnt. Im Herbst des Jahres 1953 fuhren wir Studenten in einen Kolchos unweit von Moskau zur Kartoffelernte. Bei nassem Wetter mussten die Knollen der für diese Region viel zu spät reifenden Sorten geerntet werden. Solche „Kartoffeleinsätze“ der Schüler, Soldaten und Studenten waren nicht nur zu meiner Studienzeit gang und gäbe Während sie in der DDR in den 60iger Jahren abgeschafft wurden und sich die vollmechanisierte Kartoffelernte mit allen Kinderkrankheiten ihren Weg bahnte, wurden solche Einsätze bis zum Ende der Sowjetunion durchgeführt, ja sie wurden sogar fest in die Lehrpläne eingeordnet. Wir zwei Ausländer (mein langjähriger chinesischer Zimmergenosse *Zao Jun-Pin* und ich) bekamen mit einigen Studentinnen eine leichtere Arbeit zugewiesen: wir reinigten im Getreidelager des Kolchos, einer ehemaligen Kirche (eine damals verbreitete Nutzung ehemaliger Kirchen auf den Dörfern), das Saatgetreide. Nach kurzer Zeit hatte ich mir in dem kalten Gemäuer eine Erkältung zugezogen und der Einsatz endete vorzeitig. Mein russischer Freund und Zimmergenosse *Viktor Petrowitsch Nowikow* musste mich in die kleine Arztstation im Kolchos begleiten und meinen chinesischen Studienkollegen auch gleich mitnehmen. Wir waren darauf eingestellt, nach zu Provinzialismus

einer Untersuchung mit entsprechenden Tabletten oder einer Spritze versehen, die Station wieder verlassen zu können, aber es kam anders. Die Ärztin hatte in der Sowjetarmee an der Zerschlagung des Hitlerfaschismus teilgenommen und war einige Jahre in Deutschland stationiert. Sie sprach perfekt deutsch und freute sich sehr, jemanden zu haben, mit dem sie sich unterhalten und ihre Deutschkenntnisse auffrischen konnte. Kurzerhand wurde ich zur stationären Behandlung da behalten und damit es mir nicht langweilig wurde, meine beiden Studiengenossen gleich mit. So verbrachten wir bei tristem Herbstwetter die Zeit sehr kurzweilig in einem Dreibettzimmer im kleinen Kolchoshospital. In jeder freien Minute kam die Ärztin zu uns, um sich mit uns zu unterhalten, aber besonders, um mit mir deutsch zu reden. Am Ende nahmen wir voneinander herzlich Abschied. Wir hatten zwar nur eine Stippvisite in der Praxis in diesem Kolchos der Nichtschwarzerdezone gemacht, aber es war

für mich eine weitere, sehr nachhaltige Lektion in Sachen „Russische Seele“. Mein negatives Bild über den Zustand der Landwirtschaft in der Nichtschwarzerde wurde nach diesem Aufenthalt noch verdüstert, als mir mein Freund Viktor erzählte, dass das, was wir gesehen hatten, für viele Betriebe in dieser Zone und auch in seiner Heimat im Smolensker Gebiet zuträfe.

Ernsthafter war das Lehrpraktikum, das wir nach dem Ende des zweiten Studienjahres im Lehr- und Versuchsgut „*M. I. Kalinin*“ der Timirjasew-Akademie im Tambower Gebiet unweit der Stadt Mitschurinsk in der Zentralen Schwarzerdezone absolvierten. Die Akademie hatte – und hat noch heute – in verschiedenen Zonen des Landes Lehr- und Versuchsgüter. Neben allen anfallenden Feldarbeiten, besonders Unkrauthacken, absolvierten wir von den Lehrstühlen vorgeschriebene praktische Übungen, unter anderem im Traktorenfahren und Bestimmen von Unkräutern. Während der Getreideernte arbeiteten wir als Hilfskräfte auf den Mähdreschern, die damals noch mit Strohsammelwagen (Kopniteli) ausgerüstet waren, oder auf dem „Tok“, wo das Getreide unter freiem Himmel kurz zum Trocknen und Reinigen zwischengelagert wurde, bevor es in die staatlichen Getreidesilos kam. Auf den Mähdreschern war unser Platz am Strohsammelwagen, wo wir zu zweit mit Gabeln das Stroh im Wagen gleichmäßig zu verteilen und etwas zu verdichten hatten, bevor es dann an festgelegten Plätzen auf dem Feld abgelegt wurde. Auf dem Getreidelager bestand die Arbeit darin, mit großen Holzschippen das Getreide umzuschaukeln. In diesem Sowchos lernte ich zum ersten Mal die fruchtbare Schwarzerde *in natura* kennen. Es war für mich ein großes Erlebnis. Immer und immer wieder nahm ich Proben in die Hände, rieb und roch an den Krümeln, betrachtete die schwarzen, glänzenden Schollen. Was war das für ein reiches Geschenk, das die „alte Mutter Erde“ – um mit den Worten des alten Arbeiterliedes zu sprechen – dem Menschen gereicht hat. Wie wir heute wissen, wurde und wird es leider noch immer durch falsche Bewirtschaftung nicht sorgsam bewahrt. An diese meine erste Begegnung mit der Schwarzerde musste ich viele Jahre später in der Ukraine denken. Unser in den neunziger Jahren dort ansässiges deutsch-russisches Beratungsunternehmen „Unika“ hatte unter anderem für das Landwirtschaftsunternehmen Golzow (Oderbruch) in der Ukraine einen Betrieb zur Gründung eines Joint Ventures ausgewählt und Gründung und Arbeit beratend begleitet. Als der Leiter des Unternehmens, Herr Dr. *Manfred Großkopf*, ein gestandener Pflanzenbauer und Manager, erstmals auf einem frisch gepflügten Feld in dem ausgewählten Betrieb in Tekutscha (Kreis Uman, Kirowograder Gebiet) die Schwarzerde sah, übermannten ihn seine Emotionen. Er kniete nieder, nahm Erde in seine Hände und küsste sie.

Von bleibender Erinnerung ist mir ein Ausflug in das nicht weit gelegene Allunions- I. W. Mitschurin-Institut für Obstbau in Mitschurinsk, dem früheren Koslow, wo seit dem Jahre 1875 der talentierte praktische Obstzüchter *Iwan Wladimirowitsch Mitschurin* (1855 ... 1935) durch die Schaffung frostwiderstandsfähiger Sorten viel für die Entwicklung des Obstbaus in den nördlichen und östlichen Regionen Russlands geleistet hat. Dass er später von *Lysenko* für seine Pseudotheorien missbraucht wurde, schmälert nicht die Leistung dieses wissenschaftlichen Autodidakten. Von seinem Leben und seiner Lebensleistung hatte ich bereits als Oberschüler aus dem kleinen Bändchen des Obstzüchters Prof. Dr. *Martin Schmidt* „Mitschurin – Leben und Werk“ erfahren. Vor allem interessierten mich sein historischer Zuchtgarten und sein Wohnhaus. Von ersterem war ich damals sehr enttäuscht. Die Bäume waren auf engem Raum zu einem Dickicht herangewachsen, das Unkraut wucherte, das Ganze sah einem Urwald ähnlicher, als einem Obstgarten. In seinem Wohnhaus, einem bescheidenen Backsteinbau, betrachtete ich in seinem Arbeitszimmer mit großem Interesse von ihm entwickelten Geräte zur Mechanisierung von Arbeitsprozessen in der Obstzüchtung, unter anderem ein schon im oben genannten Büchlein von Martin Schmidt abgebildetes Okuliergerät.

Hatte ich bei dem Praktikum nach dem zweiten Studienjahr einen Eindruck von der Waldsteppenzone bekommen, sollte mich mein großes agronomisches Praktikum vom April

bis September 1956 in die Steppe führen. Ich hatte mich für den in der Salzker Steppe im Nordosten des Rostower Gebietes in Richtung Wolgograd gelegenen Getreidesowchos „Gigant“ entschieden. Es war ein beeindruckender Betrieb. Die riesigen Ländereien des Grafen *Trubezkoi*, auf denen einst seine Pferdeherden im Frühjahr ihr dürftiges Futter fanden, wurden in den zwanziger Jahren als Ackerland erschlossen und riesige staatliche Getreidegüter gebildet. Der Sowchos „Gigant“ hatte einst eine Größe von 120 000 ha. Bereits Ende der zwanziger Jahre wurden die Betriebe verkleinert und schließlich erhielt der Betrieb seine damalige Größe von rund 40 000 ha. Diese wurden in 7 Abteilungen bewirtschaftet. Ich arbeitete in der 7. Abteilung mit rund 7000 ha Ackerland und einer Sauenanlage. Die Abteilung war wirtschaftlich nicht selbständig, der Abteilungsagronom und –zootechniker unterstanden direkt dem Hauptagronom bzw. –zootechniker. Das Zentrum der Abteilung bildete eine, um einen großen Anger angeordnete, dörfliche Siedlung mit von Gärten umgebenen einfachen, zum Teil noch aus Lehm und mit Stroh gedeckten Bauernhäusern und einem kleinen Klubhaus, in dem mehrmals in der Woche Filme gezeigt wurden. Der Ort war damals noch nicht an ein öffentliches Elektrizitätsnetz angeschlossen. Den Strom lieferte ein, auf Dieselmotor basierendes Aggregat. Unser Agronom erzählte mir damals folgende, mit dieser Anlage in Verbindung stehende Episode: In einem Winter Anfang der 50er Jahre sei für längere Zeit kein Kraftstoff vorhanden gewesen und die Stromversorgung sei unterbrochen worden. Eine Nebenwirkung könne ich sehen, wenn ich mein Augenmerk auf die vielen gleichaltrigen Kinder im Ort richten würde.

Als wir im April ankamen, hatte sich der Winter schon verzogen und es begann der kurze, aber intensive Frühling in der Steppe. Die wenigen, nicht beackerten Flächen ergrünten. Nach kurzer Zeit der Blüte verschwanden die Ephimeren, viele Pflanzen verdorrten und nur die trockenheitsangepassten xerophilen Vertreter der Flora breiteten sich aus. Beeindruckt haben mich damals die unendlichen Weiten, die rechteckig angelegten großen Schläge von dreihundert bis vierhundert Hektar Größe, die von Waldschutzstreifen verschiedener Ordnung umsäumt und in Nord-Südrichtung unterbrochen waren. Im Sowchos war gleich nach dem Kriege mit der Anlage von Waldschutzstreifen begonnen worden, die teilweise mit ihren schnellwachsenden Gehölzen auf der fruchtbaren Schwarzerde schon eine stattliche Höhe erreicht und damit Schutzwirkung hatten. Letzteres interessierte mich damals sehr. Die Steppen litten unter Winderosion. Besonders gefürchtet waren die Suchowei (Trockenstürme), die im Sommer tagelang mit hohen Lufttemperaturen ($> 25\text{ }^{\circ}\text{C}$) und geringer relativer Luftfeuchtigkeit ($< 30\%$) mit Spitzenstärken von 15 ... 20 m / sek. meist aus östlicher und südlicher Richtung wehen können und zum Trockentod aller Pflanzen führen. Dabei können sie über weite Entfernungen Bodenpartikel mit sich führen. Ältere Einwohner berichteten mir von verheerenden „Sandstürmen“, die in den letzten Jahren aber bereits weniger stark auftreten würden. Sie sahen darin einen abmildernden Einfluss des Netzes der Waldschutzstreifen. Das wurde mir auch in der nächstliegenden meteorologischen Station bestätigt, wo ich langjährige meteorologische Angaben aus der Salsker Steppe bekam. Einmal erlebte ich in jenem Sommer einen solchen Trockensturm. In kurzer Zeit war es stockdunkel, die Sonne war nicht mehr zu sehen und man hatte den Eindruck, dass die gesamte Schwarzerde in der Luft war. Mich interessierte damals die Frage, in welchem Maße die Windschutzstreifen sich auf die phytosanitäre Situation auf den Feldern auswirkten. Ich nahm Bonituren des Braunrostbefalls (*Puccinia recondita*) in Weizenschlägen vor und konnte eindeutig einen höheren Befall in der Nähe der Waldschutzstreifen feststellen, und zwar sowohl auf der Luv-, als auch auf der Leeseite. Diese Aufzeichnungen und viele andere Beobachtungen und Analysen hatte ich in meinem Tagebuch festgehalten, das ich nach dem Praktikum mit meinem „Bericht“ pflichtgemäß meinem Betreuer vom Lehrstuhl Ackerbau, dem damaligen Dozenten Dr. *Georgi Sergejewitsch Grusdew* ((1920 ... 2007), später von 1969 ... 1986 Leiter des auf Initiative der Professoren *W. M. Kletschkowski* von *I. I. Gunar* errichteten Lehrstuhls für chemische Pflanzenschutzmittel an der Timirjasew-Akademie, um

dessen Ausbau er sich große Verdienste erworben hat) abgegeben habe. Leider hatte ich mir keine Kopien von meinen Aufzeichnungen gemacht. Später habe ich sie oft vermisst. In diesem Praktikum konnte ich mich umfassend mit der Bodenbewirtschaftung in der Steppe vertraut machen, vom Kulturarten- und Unkrautspektrum, bis zur Schwarzbrache und ihrer Bearbeitung.

Ein großes Erlebnis während des Praktikums war für mich ein Besuch in einem der vielen „*Stalin*“-Kolchose im benachbarten Krasnodarer Krai, zu dem ich von der Leitung unseres Sowchos eingeladen wurde. Seine genaue Lage weiß ich leider nicht mehr. Es war ein Betrieb, mit dem der Sowchos „Gigant“ im direkten Wettbewerb und Erfahrungsaustausch um höchste Getreideerträge stand. In meinem Gedächtnis sind die schmucken weißen Häuschen der Kolchosmitglieder, die sozialen und kulturellen Einrichtungen und die schönen Grünanlagen haften geblieben. Der Kolchos hatte auf Grund sehr guter Leistungen hohe Einnahmen und die Kolchosmitglieder gute Einkünfte. Individuelle Hauswirtschaften gab es nicht mehr. Am interessantesten jedoch war für mich die Geschichte des Kolchos: Er wurde von russischen Emigranten, die aus den USA zurückkehrten, bereits Anfang der zwanziger Jahre gegründet. Ihnen wurde brachliegende Steppe zur gemeinsamen Erschließung und Bewirtschaftung übergeben. Sie gründeten eine „Kommune der Säer“ mit einem von ihnen selbst ausgearbeiteten Statut mit vielen Eigentümlichkeiten. Danach wurde zum Beispiel täglich der Leiter gewechselt. Wer heute leitete, musste am nächsten Tag die Kühe hüten oder ackern. Erst mit der Stalinschen Kollektivierung wurden auch sie in das allgemeine Korsett des Kolchosstatuts gepresst. Beeindruckt haben mich damals nicht nur die sauberen Felder, sondern auch die Waldschutzstreifen. Mit der Erschließung des Ackerlandes wurden auch die Waldschutzstreifen angelegt, so dass Bäume und Sträucher damals bereits ein Alter von mehr als dreißig Jahren hatten. In Ihrem Bestand waren auch Eichen von stattlicher Höhe. An diese gesunden, gut gepflegten Waldschutzstreifen musste ich in den neunziger Jahren oft denken, wenn ich bei meiner Tätigkeit in der Ukraine die vielen ungepflegten, verunkrauteten und teilweise abgestorbenen Gehölze der Waldschutzstreifen sah.

Den krönenden Abschluss des Praktikums bildete die Getreideernte. Damals wurde die Zweiphasenernte propagiert: Das Getreide wurde auf Schwad gelegt und dann aus dem Schwad gedroschen. Ich hielt und halte keine der wissenschaftlichen Begründungen für dieses Verfahren, die mir über Jahre in verschiedenen Getreideanbaugebieten der Sowjetunion begegneten, für stichhaltig. Von allen Theorien schien mir noch am plausibelsten, dass man dieses Verfahren wegen der großen Verunkrautung der Bestände durchführe, um das Unkraut vor dem Drusch noch abtrocknen zu lassen. Heute scheint es in vielen Gebieten endlich der Vergangenheit anzugehören. Der Getreidedrusch war in etwa 14 Tagen abgeschlossen. Das Korn wurde vom Mähdescher gleich zum großen Getreidespeicher an der Bahnstation gebracht. Da es keine Taubildung gab, wurde bis spät in die Nacht bei Scheinwerferlicht gedroschen und früh ging es weiter. Wir schliefen alle in dieser Zeit bei den Mähdeschern. Früh wurden die Maschinen abgeschmiert und die Arbeit ging weiter. Das Essen wurde aufs Feld gebracht. Eine Unterbrechung für die Mahlzeiten gab es nicht. Es war die Zeit, in der die Mähdescherfahrer, „die Erntekapitäne“, ihr Geld für das ganze Jahr verdienten, da duldeten sie keinen Leerlauf. Alles musste reibungslos laufen. Nach Abschluss der Ernte lenkten sie die Mähdescher zur Bahnstation, von wo aus es per Bahn in die Neulandgebiete Kasachstans und des Altais ging, um dort das später reifende Getreide zu ernten. Bei der Getreideernte wurde mir der große technische und technologische Unterschied, zwischen der modernen Großproduktion und der kleinbäuerlichen Landwirtschaft bewusst, die ich noch Ende der vierziger Jahre, Anfang der fünfziger Jahre kennen lernte, als wir mit Kuhgespannen in einer kleinbäuerlichen Wirtschaft in der Gemeinde Pützlingen am Südharz Hafer und Gerste mit dem Ableger und Roggen mit dem Grasmäher ernteten. Mit welchem Aufwand mussten Strohseile geflochten werden, um damit die Garben binden zu können und sie zum Trocknen aufzustellen. Der Mähbinder, den wir für die Weizenernte einsetzten, schien mir damals schon

der Gipfel des Fortschritts der Erntetechnik. Mir kam das jetzt alles wie lange Vergangenheit vor. Mit vielen neuen Erfahrungen und Eindrücken kehrte ich von diesem Praktikum in die Akademie zurück.

Was mich bei allen meinen Praktika damals auffiel, war die Tatsache, dass auf den Äckern die Spuren der schweren Schlachten des Krieges, die zehn Jahre früher hier stattfanden, nicht mehr zu sehen waren. Keine Spur von Granatrichtern, von Schützengräben, von Verwüstungen jeglicher Art. Durch den Fleiß der Bauern waren die Äcker wieder fruchtbar. Unweigerlich denkt man an die Worte des russischen Liedermachers und Sängers *Wladimir Wysotskij*s (1938 ... 1980) aus dem Jahre 1978:

„WER HAT GESAGT: alles ist bis zum Grunde verbrannt,
ihr werdet keinen Samen mehr in die Erde werfen?
Wer hat gesagt, dass die Erde gestorben ist?
Nein, sie hält nur für eine Weile den Atem an.“

Die Vorlesungen.

Ansonsten hatten wir, wie auch an deutschen Hochschulen, Vorlesungen, die uns gefielen, andere besuchten wir, weil eine Teilnahmepflicht bestand. In höheren Studienjahren, als mein Ruf als Beststudent sich gefestigt hatte und ich schon aktiv am Lehrstuhl für Phytopathologie arbeitete, habe ich mir mehr und mehr das Recht herausgenommen, Vorlesungen, die mich entweder wenig interessierten (manche ökonomischen Vorlesungen, Tierhaltung), oder solche, bei denen ich den Stoff in den Lehrbüchern besser dargeboten fand, nicht zu besuchen. Ich genoss eine gewisse „Narrenfreiheit“. Sowieso war ich ein „visueller Typ“, was ich bis heute geblieben bin, das heißt, ich musste lesen, um etwas verarbeiten zu können. Deshalb fand ich Vorlesungen gut, die nicht das wiedergaben, was in Lehrbüchern stand, sondern problemhaft, auch polemisch angelegt waren, aktuelle Informationen aus der Forschung und Praxis in verschiedenen Regionen der UdSSR und aus anderen Ländern einbezogen, auch wenn sie möglicherweise nicht den Regeln der starren Lehrpläne entsprachen.

In der bereits erwähnten Zeitung „Timirjasew“ war unter der Rubrik: „Klara Glasyrina, Dieter Spaar und Zjao Jun-Pin vom III. Studienjahr der Agronomischen Fakultät teilen ihre Erfahrungen mit“ mein Beitrag „Schöpferisch arbeiten“ erschienen, in dem ich mitzuteilen wusste: *„Meine Vorbereitung auf das Examen – das ist planvolle, ständige Arbeit im Verlaufe des Semesters. Für mich ist im Studium das wichtigste – die selbständige Arbeit mit den Büchern. Diese Arbeit können mir keine Vorlesungen, keine Seminare ersetzen. Vorlesungen und praktische Übungen erleichtern nur das selbständige Arbeiten. Deshalb halte ich es für unzureichend, Niederschriften über die Vorlesungen zu führen und sie vor den Examen „im Sturm“ durchzuarbeiten. Auf diesem Wege kann man sich die Wissenschaft nicht aneignen und solche oberflächlichen Kenntnisse haben keinen Wert, obwohl sie manchmal genügen, um gute Noten in den Examen zu erhalten. Später bleibt von solchen `Kenntnissen` nichts erhalten.“* Auffassungen, die ich im Prinzip heute noch unterschreiben kann. Ich bin auch der Meinung, dass mit den von „Methodikern“ an den landwirtschaftlichen Hochschulen Russlands und anderen Ländern der GUS (für andere Hochschulen kann ich das nicht beurteilen) geprüften und offiziell bestätigten Lehrplänen, die nicht schnell genug auf neue wissenschaftliche Entwicklungen reagieren können, den Hochschullehrern ein viel zu enger Rahmen gesteckt, wenig Raum für individuelle Profilierung und Wettbewerb gegeben wird und die Überbelastung mit Pflichtlehrveranstaltungen neben mangelhaften materiellen Möglichkeiten für aktive eigenständige Forschungsarbeit durch die Lehrkräfte ein Grund für die „Verschulung“ der Hochschulausbildung besteht, die sich negativ auf das wissenschaftliche Gesamtniveau der Ausbildung auswirkt.

In besonders guter Erinnerung habe ich die problemreichen Vorlesungen von Prof. Dr. *Fjodorow* in allgemeiner Mikrobiologie, die bereits erwähnten Vorlesungen von Prof. Dr. *I. I. Gunar* in Pflanzenphysiologie, die Vorlesungen meines verehrten Lehrers Prof. Dr. *M. S. Dunin* und des Entomologen Prof. Dr. *E. E. Sawsdarg* sowie seines Dozenten Dr. *Boris*

Iwanowitsch Rukawischnikow (1901 ...). Letzterer hatte an vielen Einsätzen zur Heuschreckenbekämpfung in Mittelasien, unter anderem auch mit Flugzeugeinsatz, teilgenommen und würzte seine Vorlesungen mit vielen eigenen Erfahrungen. Dass im übrigen nicht jeder gute Wissenschaftler auch ein hervorragender Lektor sein muss, habe ich damals an den Vorlesungen Prof. Dr. *P. N. Konstantinows*, des hervorragenden Genetikers und Pflanzenzüchters erfahren, dessen Gedenktafel heute zu vollem Recht das Lehrgebäude in der Listwennitschnaja alleja schmückt, in dem er wirkte. Hochbejahrt las er damals eine Vorlesung über Versuchswesen. Er war noch ganz alte akademische Schule. Seine gesamte Person strahlte Würde aus: hoch gewachsen, in schwarzem Anzug und dunkler Krawatte, auf dem Haupt die schwarze Kappe, wie sie in früheren Jahren die Akademiemitglieder trugen. Er konnte aber aus Altersgründen während der Vorlesung nicht mehr stehen. So saß er und begann uns aus seinem damals recht gutem Buch mit schwacher Stimme Kapitel für Kapitel vorzulesen. Da das natürlich wenig produktiv war, wurde uns der Besuch der Vorlesungen freigestellt. Es musste aber gesichert werden, dass immer mindestens 10 Hörer bei den Vorlesungen im reinsten Sinne des Wortes anwesend waren. Die Durchführung war für das Akademiemitglied lebenswichtig, was ich erst später in vollem Maße begriff. Darüber wird noch die Rede sein. An diese Episode meines Studiums musste ich denken, als ich im Dezember 2005 Gelegenheit hatte, an einem festlichem Symposium zu Ehren des 100. Geburtstages des bekannten russischen Mykologen und Phytopathologen, Prof. Dr. *Michail Kusmitsch Chochrjakow* (1905 ... 1990), im Institut für Pflanzenschutz der Russischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften in Sankt-Petersburg-Puschkin teilnahm. Bei dieser Veranstaltung wurde ein Tonband abgespielt, auf dem Prof. Dr. *Chochrjakow* unter anderem über seinen Lehrer und Vorgänger im Amt des Leiters des „Prof. A. A. *Jatschewski-Laboratoriums* für Mykologie“ des Institutes, Prof. Dr. *Nikolai Alexandrowitsch Naumow* (1888 ... 1959), berichtete. Die Vorlesungen dieses international bekannten, hervorragenden Mykologen, der auch Professor an der Leningrader Universität und an der Puschkiner Landwirtschaftlichen Hochschule war, müssen kaum zu hören und zu verstehen gewesen sein, weshalb das Auditorium meist leer war. Prof. *Chochrjakow* berichtete, wie er während einer Vorlesung einmal in den Hörsaal schaute und sah, wie Prof. *Naumow* vor einem Studenten Vorlesung hielt. Was ihn aber nicht dabei störte, eine hervorragende Schule von Mykologen zu schaffen. Natürlich lasen auch manche Lehrkräfte mangels Qualifikation und Talents schlecht und langweilig, nicht nur auf dem Gebiet des Marxismus-Leninismus. So manche Vorlesung in Marxismus-Leninismus hätten wir nicht besucht, wäre es nicht Pflicht gewesen. Hier blühte der Dogmatismus und Formalismus, weit ab von den Realien. So manches Mal habe ich gedacht: „Wenn in der DDR solche Schwarz-Weiß-Malerei betrieben würde, so über das Leben im westlichen Ausland berichtete würde, wo ja damals die Grenzen noch offen waren und Radio und im zunehmenden Maße auch Fernsehen zu empfangen waren, würde es sicher nur Gelächter geben“. Dabei gab es das alles auch bei uns in der DDR, aber in wesentlich abgeschwächter Form. Das war sicher einer der Gründe, warum für manchen strammen Komsomolzen später ganze Welten zusammenbrachen, als sie das erste Mal etwas vom Leben im Westen erfuhren. Wir hatten unsere Meinungen, legten uns aber nicht mit den Dozenten an. Aber wir waren uns damals einig, dass diese Lehrveranstaltungen nicht das Maß der Dinge waren. Sicher hatten es die Lehrkräfte auf diesem Gebiet auch damals nicht einfach. Kaum hatten sie noch *Stalin* gepredigt, mussten sie sich kurzfristig umstellen, und das in ihrem Leben sicher mehrmals. Am meisten störten mich die „Konspekte“, die über einige „Werke“ angelegt werden mussten, als Zeichen dafür, dass die Schriften gelesen wurden. Ganze Seiten wurden dabei abgeschrieben, was nicht unbedingt ein Beweis dafür war, dass *Marx* oder *Lenin* auch tatsächlich begriffen wurden. Häufig wurden nur die Hefte untereinander ausgetauscht und abgeschrieben. Ich hatte mir die gesammelten Schriften *Lenins* sowie die Marxschen Standardwerke zugelegt, in denen ich meine Unterstreichungen und Randbemerkungen machte, die natürlich nicht galten. Ich musste ebenfalls ein Heft

bemalen. Meine relativ dürftigen Konzepte wurden meinen noch geringen Sprachkenntnissen zugerechnet und verziehen. Das umso mehr, als ich bei den Prüfungen immer alle Fragen beantworten konnte. Die Seminare waren zum großen Teil auch langweilig. Echte Probleme, die das Leben stellte, wurden nicht diskutiert. An eine erregte Seminarstunde in Philosophie kann ich mich gut erinnern: unser Dozent Dr. *Iwan Salai* (), dessen Lehrveranstaltungen uns wegen ihres Dogmatismus ebenfalls nicht von den Stühlen riss, wollte die Klassenbezogenheit solcher Begriffe wie `Moral` und `Ethik` darlegen. Er führte als Beispiel die alten Mongolen an, bei denen es als vornehm galt, wenn die Lederweste richtig mit Hammeltalg „beschmandet“ war. Der Reichtum der Mongolen habe in ihren Schafen bestanden, und je reicher sie waren, umso mehr Hammel konnten sie schlachten und verspeisen. Unser Mitstudent aus der Mongolei sprang auf und verbat sich die Beleidigung seines Volkes! Den Rest der Seminarzeit nahm die Beruhigung unseres mongolischen Kommilitonen ein. Positive Erinnerungen habe ich an den blinden Professor für politische Ökonomie *Fjodor Sergejewitsch Krochaljow* (1902 ... 1989), der nicht nur sehr interessant und lebensnah las, sondern bei uns auch hohes Ansehen genoss, weil man von ihm sagte, dass ihm in den Auseinandersetzungen um die Kollektivierung von „Kulaken“ die Augen geblendet worden seien. Wie die Kollektivierung wirklich verlaufen war, über die vielen menschlichen Tragödien, die mit der so genannten „Kaskulatschiwanie“ (Vernichtung der Großbauern als Klasse) verbunden waren, die in Wirklichkeit gegen die Masse der Mittelbauern gerichtet war, von den 7 ... 8 Millionen Menschen, die in den Jahren 1932 bis 1933 dem Hunger zum Opfer fielen, davon 3 ... 3,5 Millionen in der Ukraine, erfuhr ich erst in der Zeit der „Glasnost“, vieles erst in den neunziger Jahren. So erfuhr ich von einem Dozenten des Lehrstuhls für Phytopathologie der Kiewer Agraruniversität, einem aus der Westukraine stammenden Sojabohnenspezialisten, mit dem ich in den neunziger Jahren zusammenarbeitete, vom Schicksal seiner Familie. Der Vater war ein guter Mittelbauer und wurde während der Stalinschen Kollektivierung mit der ganzen Familie nach Sibirien deportiert. Als die Zeit der Frühjahrsbestellung kam, hielt es dieser einfache Bauer nicht mehr in der Verbannung aus und machte sich auf den Weg in die Heimat, um seine Scholle zu beackern. Was für ihn mit neuen Repressionen verbunden war. Während des Studiums und lange danach war mein Bild über die Kollektivierung in der Sowjetunion durch den Roman „Neuland unterm Pflug“ des sowjetischen Schriftstellers und Literaturnobelpreisträgers *Michael Alexandrowitsch Scholochow* geprägt.

Ich erhielt in allen Prüfungen mein „otlitschno (ausgezeichnet)“, erwischte allerdings in meinem Kandidatenminimum, das ich vor meiner Promotion ablegen musste, im Fach „marxistisch-leninistische Philosophie“ meine einzige „vier“ (zwei) im Studium. Ich wusste zwar was Eklektizismus ist, konnte aber nicht sagen, „warum *Lenin* wen und wann wegen Eklektizismus` in der Politik kritisiert“ hat. Nun weiß ich es: *Lenin* hat *Alexandra Kollontai* (1872 ... 1952), eine alte Bolschewikin, und die von ihr geführte „Arbeiteropposition“ im Jahre 1920 des Eklektizismus` bezichtigt! Damals wusste ich es nicht.

An der militärischen Ausbildung, die für die männlichen sowjetischen Studenten Pflicht war, durften wir deutschen Studenten damals noch nicht teilnehmen, Erst ab 1954 mussten dann auch unsere Studenten der jüngeren Semester an dieser Ausbildung teilnehmen. Sie schlossen diese Ausbildung als Unterleutnant der Reserve der Sowjetarmee ab. Nach einem Lehrgang in der DDR waren sie dann Leutnant der Reserve der Nationalen Volksarmee. Nicht nur die Strategie und Taktik operierender militärischer Verbände, die Erkenntnisse über moderne Kriegsführung, die Ergebnisse der Manöver unter Einsatz von Atomwaffen wurden dargelegt. Auch am Sandkasten und auf Generalstabskarten wurden Nachschub, Angriff, Verteidigung geübt. Das war natürlich alles eine zusätzliche Belastung, von der ich befreit war. An der *Timirjasew-Akademie* wurden damals Offiziere für den rückwärtigen Dienst (Intendanten) ausgebildet, zu deren Aufgaben auch die Sicherung der Verpflegung der Truppe gehörte. Wenn meine sowjetischen Kommilitonen übten, Rationen zu berechnen, habe ich mich oft an

den Kalkulationen und der Zusammenstellung konkreter Rezepte beteiligt. Für einen Rubel je Tag waren die notwendigen Kalorien zu verabreichen, aber auch Abwechslung in die wöchentlichen Speisepläne zu bringen. Den Grundstock der Rationen bildeten neben Schwarzbrot alle Arten von „Kascha“ (vorwiegend Buchweizen- und Grützebrei), Weißkohl- und Rote-Rübensuppen (Schtschi und Borschtsch), teilweise Kartoffeln, immer Sonnenblumenöl, Sauerkraut, weniger Fleisch).

Ich konnte mich in meinem bewussten Leben nie an militärischen Übungen und Aktionen begeistern. Ich war dem Schicksal dankbar, dass ich außer einem kurzen Intermezzo bei den Kampfgruppen der DDR, keinen Militärdienst leisten brauchte. Militärparaden wurden mir immer problematischer, und wenn möglich, habe ich mich – mit welchen Begründungen auch immer – vor dem „Spalierstehen“ gedrückt. War ich zunächst noch von der These der „gerechten und ungerechten Kriege“ und von der „Friedensmission“ der Truppen des Warschauer Vertrages (unser Sohn hat noch einen dreijährigen „Ehrendienst“ in der Nationalen Volksarmee der DDR absolviert) überzeugt, bin ich mehr und mehr zur Überzeugung gekommen, dass mit Waffengewalt kein Menschheitsproblem gelöst werden kann. Weder der NATO-Krieg in Jugoslawien, noch die Kriege *Jelzins* (1994) und *Putins* (1999) in Tschetschenien, Buschs Krieg im Irak (2002) oder die „Verteidigung unserer Freiheit am Hindugusch“ in Afghanistan und Pakistan konnten und können die Probleme lösen. Ich bin stolz auf meine zwei Enkel, die beide aus eigenen Stücken sich für den Wehrersatzdienst in Krankenhäusern entschieden haben. Ich bin allerdings entschieden für das Machtmonopol des Staates und wünschte mir mehr Schutz vor Kriminalität in Deutschland.

Kultur.

Neben dem Studium nutzten wir natürlich das ausführliche Kulturangebot der sowjetischen Hauptstadt. Uns ausländischen Studenten wurden bevorzugt Eintrittskarten für die Moskauer Theater, den Zirkus, für Estradenveranstaltungen und Konzerte bereitgestellt. Herrliche Ballettaufführungen im Großen Theater bleiben mir ewig in Erinnerung. Auch die Museen waren Gegenstand unserer „Kultpochods“ (kulturellen Ausflüge). Die Tretjakow-Galerie, das Puschkin-Museum und die reichen Sammlungen der Kunstkammer des Kreml waren dabei unsere begehrtesten Ziele, wie die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten des Kreml insgesamt, der ja damals nicht allgemein zugänglich war. Im Programm waren natürlich auch das Leninmuseum, das Museum der Revolution und der Geschichte der UdSSR. Solche Besichtigungen wurden für uns in den 14-tägigen Winterferien nach Abschluss des Wintersemesters, nach dem Neuen Jahr veranstaltet. In dieser Zeit durften wir deutschen Studenten damals nicht nach Hause fahren. So nutzten wir sie für unsere kulturelle Bereicherung. In einer dieser Urlaubsperioden wurde ich glücklicher Besitzer einer Eintrittskarte für das „Lenin-Stalin-Mausoleum“ auf dem Roten Platz (der einbalsamierte Leichnam *Stalins* wurde erst in einer Nacht-und-Nebel-Aktion am 30./ 31.10.1961 auf Beschluss des XXII. Parteitages entfernt und in einem Grab hinter dem Mausoleum beigesetzt, aber damals war ich schon drei Jahre in der DDR). Ich stellte mich bei klirrendem Frost in eine lange Schlange und wartete über eine Stunde, um im für den Ort angemessenen, aber zügigen Schritt durch das in dämmrigem Licht gehaltene Mausoleum, an den zwei gläsernen Sarkophagen vorbeizudefilieren. Der Ausgang führte dann an den bei und in der Kremelmauer bestatteten führenden Funktionären der kommunistischen Arbeiterbewegung vorbei, darunter auch die deutschen Kommunisten *Klara Zetkin* (1857 ... 1933), *Fritz Heckert* (1884 ... 1936) und *Wilhelm Florin* (1894 ... 1944). Die einbalsamierten Körper von *Lenin* und *Stalin*, genau so wie die von *Georgi Dimitroff* (1882 ... 1949) in Sofia oder von *Josef Bros Tito* (1892 ... 1980) in Belgrad, die ich später besuchte, riefen bei mir keine anderen Emotionen hervor, als bei der Betrachtung der Mumien der ägyptischen Pharaonen im Ägyptischen Museum in Kairo in den achtziger Jahren, der Politiker und Künstler im Wachsfigurenkabinett der *Madame Tussaud* in London oder den Ritter *Kahlputz* in seinem

Sarkophag in einem Nebengelass der Kirche von Kampehl in der Priegnitz, der der Sage nach wegen seiner bösen Taten in seinem Grab nicht verwest, schon Gegenstand manchen Schabernacks war und heute dem Ort jährlich viele EURO durch Touristen einbringt. Zu solcher Art Leichenkult, wie er auch von verschiedenen Religionen geübt wird, habe ich keine Beziehung. Es kann ja nicht der viel geschworenen Würde des Menschen entsprechen, wenn man ihn nach seinem Tode zum Gegenstand eines, von welchen Motiven auch geprägt, direkten oder indirekten „Schaugeschäftes“ macht. In Erinnerung ist mir nach jenem Mausoleumsbesuch der relativ kleine Wuchs *Lenins*, die wachsartig unnatürlich gelbe Gesichtsfarbe und der rotblonde Haarkranz sowie das stark pockennarbige Gesicht *Stalins* geblieben.

Ein besonderes Ereignis in unserem kulturellen Leben war im Jahre 1954 die Aufführung des Filmes „Einmal ist keinmal“ des hervorragenden Regisseurs *Konrad Wolf* (1925 ... 1982) vor uns deutschen Studenten, der seine Diplomarbeit am Moskauer Gerassimow-Institut für Kinematografie war.

Aufbruch unter N. S. Chruschtschow.

Nicht nur auf dem Gebiet der Landwirtschaft verfolgten wir mit großer Sympathie die von *N. S. Chruschtschow* mit Energie, auch mit viel persönlichem Mut eingeleiteten Reformen in allen Sphären des gesellschaftlichen Lebens. Auch persönlich war er uns sehr sympathisch. Hier wirkte ein Mensch, keine Ikone und kein Halbgott. Mit seiner volkstümlichen, unkonventionellen Art, die Dinge anzusprechen, gewann er schnell unsere Herzen. In das verknöcherte Sowjetsystem Stalinscher Prägung kam Bewegung. Für uns sehr spürbar, veränderte sich das Straßenbild Moskaus. Das neue imponierende Hochhaus der Lomonossow – Universität auf den Leninbergen (heute wieder Worobjowye gory - Sperlinsberge) wurde fertig gestellt. Viele neue Straßenzüge und Metrolinien entstanden. Mit Tscherjomuschki entstand ein ganz neuer Stadtbezirk in Moskau. In großem Tempo wurde neuer Wohnraum in Moskau geschaffen. Heute wirft man *Chruschtschow* den von ihm gegen den Widerstand vieler namhafter Architekten und Bauleute durchgesetzten Bau der fünfetagigen Plattenbauten an den damaligen Rändern Moskaus vor, die keine Fahrstühle hatten und in denen, wie in westlichen Ländern gang und gäbe, sich Toilette und Bad in einem Raum befanden. Solche blöden Diskussionen können nur von Leuten kommen, die sich kein Bild machen können von der damaligen Wohnungsnot in Moskau oder schon immer zu den Privilegierten gehört haben, die sich für die Nöte der einfachen Leute damals wie heute nicht interessierten. Es war schon eine prinzipielle Frage, für die geringen Mittel einige wenige Wohnungen in Hochhäusern zu bauen, oder – mit Abstrichen im Komfort – für viele einfache Leute Wohnraum zu schaffen. Wer die Zustände in den sogenannten „Kommunarkas“ (der russisch-sowjetische Schriftsteller *Michail Bulgakow* (1891 ... 1940) hat in seinem von 1929 bis 1939 geschriebenen, aber erst 1966 erstmals veröffentlichten großartigen satirischen Roman: „Meister und Margarita“ diese Zustände satirisch bearbeitet) oder in den Arbeiterwohnheimen gekannt und gesehen hat, beziehungsweise selbst erfahren hat, wird sich vor solchen Urteilen hüten. Im ersten Studienjahr hatte ich Gelegenheit, meinen Mitstudenten *Viktor Korotkow* an einem trüben Sonntag beim Besuch seiner verheirateten Schwester in einem Wohnheim einer großen Moskauer Weberei zu begleiten. Das dort Gesehene hat mich lange beschäftigt. In einem großen Saal lebten viele junge Familien, zum Teil mit kleinen Kindern. Die in langen Reihen paarweise angeordneten Schlafstellen waren in halber Höhe des Saales nach drei Seiten mit Decken oder Tapeten voneinander abgeteilt, die jeweilige Vorderseite, dem allgemeinen Gang zu, war offen. Toiletten und Waschmöglichkeiten befanden sich außerhalb des Saales. Der jeweilige Lebensraum einer Familie war das Bett. Als wir durch die Reihen gingen, saßen die meisten Eheleute auf ihren Betten. Ich war froh, als wir wieder auf der Straße waren. Auf der langen Heimfahrt konnte ich kein Wort reden. *Viktor* bemerkte meine Niedergeschlagenheit. Er erklärte mir, dass dieses Heim kein Einzelbeispiel sei. Die stürmische Entwicklung der Städte brauchte viele

junge Leute aus den Dörfern, aber der Wohnungsbau kam nicht nach. Auch in unseren Wohnheimen wohnten Wissenschaftler – Dozenten und Professoren – mit ihren Familien in einem Zimmer. Ich habe während der Studienzeit Familien kennen gelernt, die mir mit Tränen in den Augen von ihrem Glück erzählten, eine Wohnung in einer „Chruschtschowka“ bekommen zu haben, wie man diese Neubauten nannte. Man kann und muss *Chruschtschow* vieles vorwerfen, aber dass er schnell Wohnraum schaffte, ist ein ungerechtfertigter Vorwurf. Auch wenn die Häuser schon weitgehend wieder verschwanden und durch neue ersetzt wurden oder werden, so haben sie ihre große soziale Funktion erfüllt. Wenn die Kritiker sogar solche dummen Bemerkungen machten, wie ich sie immer wieder hören musste: „Stellen Sie sich vor, was für ein „Ferkel“ der *Chruschtschow* war, da Toilette und Bad in diesen Häusern in einem Raum war, konnte ich gewöhnlich nicht an mich halten. Meine sinngemäße Antwort lautete: „Dann sind wir in Westeuropa alle Schweine, denn bei uns ist das genau so. Aber dazu muss man die Toiletten sauber halten, und nicht in einem solchen Zustand, wie ich sie hier in öffentlichen Einrichtungen zur Genüge kennen gelernt habe.“

Schon im Sommer 1954 wurde im Nordosten der Stadt die Landwirtschaftsausstellung eröffnet – ein riesiges parkartiges Gelände, in dem uns besonders die mit viel finanziellem Aufwand von den einzelnen Republiken im jeweiligen nationalem Stil errichteten Pavillons, Fontänen und kleinen und großen Restaurants imponierten. Mir hatten es besonders die hier gebotenen mittelasiatischen Speisen angetan. Vieles war denkbar unpraktisch für den Zweck einer Lehrausstellung. Wir betrachteten das Gelände eben einfach neben dem Gorki-Kulturpark und neben dem Park in Sokolniki als weiteres Terrain, wo man gut seine Freizeit verbringen konnte. Mit der Ausstellung rückten die vielen Neubauten Ostankinos immer näher an das Gelände der Timirjasewakademie heran. Der neue Botanische Garten der Akademie der Wissenschaften in Ostankino lag uns gewissermaßen vor der Haustür. Seinen damaligen Direktor und Gründungsiniciator, Prof. Dr. *Nikolai Wasiljewitsch Zizin* (1898 ... 1980), bekannt geworden durch seine Weizen-Queckenbastarde, habe ich später noch persönlich in Berlin kennen gelernt, als er Auswärtiges Mitglied unserer Akademie der Landwirtschaftswissenschaften war. Auch später, wenn ich bei Besuchen der Timirjasewakademie im neuerrichteten Hotel „Ostankinskaja“ wohnte, weilte ich gern in diesem botanischen Garten vor der Haustür.

Besonders in den Wissenschaften gab es – wenn man von den landwirtschaftlich-biologischen Richtungen absieht – eine stürmische Entwicklung. Schon 1954 wurde bei Obninsk das erste Atomkraftwerk eröffnet. 1957 lief der Atomeisbrecher „Lenin“ vom Stapel. Im Jahre 1957 wurde mit Gründung der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften in der Nähe von Novosibirsk mit der Akademgorodok ein neues, modernes Wissenschaftszentrum unter Leitung des weltbekannten Mathematikers *Michail Alexejewitsch Lawrentjew* (1900 ... 1980) geschaffen. Im Dezember 1979 konnte ich selbst einen Eindruck von diesem Zentrum der Grundlagenwissenschaften gewinnen, als wir auswärtige Gäste der Feierlichkeiten zum 50. Gründungstag der Lenin-Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der UdSSR die Gelegenheit hatten, die inzwischen in Krasnoobsk bei Novosibirsk unter Leitung von Prof. Dr. *Irakli Iwanowitsch Sinjagin* (1911 ... 1978) geschaffene Sibirische Abteilung der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften zu besichtigen. Prof. Dr. *Sinjagin*, der 1967 auswärtiges Mitglied unserer Landwirtschaftsakademie wurde, lernte ich noch in meinen späteren Akademiefunktionen persönlich kennen. Bei seinem letzten Besuch vor seinem frühen Tode erzählte er als Gast meiner Familie beeindruckend von den gewaltigen Aufbauleistungen, die unter den schwierigen Bedingungen Sibiriens erfolgten und wir bekamen eine Vorstellung von seinem großen persönlichen Einsatz. Bei unserem damaligen Besuch in Krasnoobsk war er schon nicht mehr am Leben. Wir machten auch einen Abstecher in das Institut für Zytologie und Genetik der sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaften, das damals von dem von mir sehr geschätzten großartigen Genetiker Prof. Dr. *Dmitri Konstantinowitsch Beljajew* (1917 ... 1985), den wir im Jahre 1976 zum

auswärtigen Mitglied unserer Akademie der Landwirtschaftswissenschaften wählten und mit dem ich später noch weitere interessante Treffen haben sollte. Wir organisierten gemeinsam eine ertragreiche Zusammenarbeit zwischen seinem Institut und unserem Forschungszentrum für Tierproduktion Dummerstorf. Er führte uns bei unserem Besuch in Sibirien einen sehr interessanten Film über seine Forschungsarbeiten zur Domestikation von Silberfüchsen vor. Eine mir geschenkte Kopie des Filmes übergab ich dem deutschen Fernsehfunke. Er wurde wegen „technischer Schwierigkeiten“ leider nie ausgestrahlt. In die Akademgorodok der Akademie der Wissenschaften haben mich meine Wege später nicht wieder geführt, aber der Akademgorodok der Russischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften konnte ich im Jahre 2004 einen kurzen Besuch abstatten, als ich als Gast der Novosibirsker Staatlichen Agraruniversität an einer wissenschaftlichen Konferenz zu Ehren des 70. Geburtstages von Frau Prof. Dr. *Valentina Andrejewna Tschulkina*, Lehrstuhlleiterin für Epiphytologie an o. g. Universität, ebenfalls Absolventin der Timirjasewakademie des Jahres 1958, teilnahm. Die Gebäude hatten viel an Glanz verloren, aber man begann Schritt für Schritt mit der Renovierung. Von den Forschungsarbeiten konnte ich mich in dem von Prof. Dr. *Andrei Nikolajewitsch Wlasenko* geleiteten Institut für Ackerbau und Chemisierung der Landwirtschaft vertraut machen, dessen erster Direktor Prof. Dr. *I. I. Sinjagin* war und das nach ihm längere Zeit von Prof. Dr. *Valeri Iwanowitsch Kirjuschin*, jetzt Lehrstuhlleiter für Bodenkunde an der Timirjasewakademie, geleitet wurde, mit dem ich schon seit seiner sibirischen Zeit bekannt bin. Die Abteilung Pflanzenschutz, der Frau Prof. Dr. *Natalia Grigorjewna Wlasenko* vorsteht, führt interessante Forschungsarbeiten zur Unkrautbekämpfung sowie zum Kartoffel- und Sommerrapsanbau in Westsibirien durch. Beim Besuch des instruktiven Museums über die Geschichte und Entwicklung des Forschungszentrums und beim Gespräch mit dem langjährigen Leiter der sibirischen Abteilung der Russischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, Prof. Dr. *Pjotr Lasarewitsch Gontscharow*, einem bekannten sibirischen Futterpflanzenzüchter, der bei meinem ersten Besuch in Novosibirsk diese Funktion gerade als Nachfolger von *Sinjagin* übernommen hatte, tauschten wir viele Erinnerungen an den Begründer des Forschungszentrums aus und ich musste das Versprechen abgeben, meine Erinnerungen für ein geplantes Buch zur Verfügung zu stellen, was ich gern tat. Bei meinem Besuch in Krasnoobsk gewann ich den Eindruck, dass das sibirische Zentrum der Agrarwissenschaften seine schwierigsten Jahre hinter sich hat.

Viele neue Grundlagenforschungsinstitute entstanden in der Zeit meines Studiums auch in Moskau und Umgebung, so das Vereinigte Institut für Kernforschung in Dubna, in dem Wissenschaftler aus allen Ländern des Ostblocks arbeiten konnten. Das auf dem Gebiet der Wissenschaften für uns wichtigste Ereignis war jedoch der Flug des ersten Sputniks am 4. Oktober 1957, mit dem eine neue Ära der Kosmosforschung eingeleitet wurde. Die internationale Wirkung war ungeheuer. Plötzlich wurde die sowjetische Wissenschaft in der Welt wahrgenommen.

Was dieser Start in den USA auslöste, erfuhr ich im Jahre 1972 beim Besuch des Internationalen Phytopathologenkongresses in Minneapolis im Staate Minnesota in den USA. Damals war nach den ersten Arbeiten japanischer Forscher über die Mykoplasmenetologie von Pflanzenkrankheiten, die bisher als virös bedingt galten, dieses neue Gebiet von großem wissenschaftlichem Interesse. Wir hatten im Institut für Phytopathologie in Aschersleben auch auf diesem Gebiet zu arbeiten begonnen. Unerfahren wie ich damals war, hatte ich meinen sorgfältig vorbereiteten englischen Text samt Dias im Koffer verpackt. Als wir, Prof. Dr. *Horst Lyr*, damals Direktor des Instituts für Pflanzenschutzforschung Kleinmachnow der AdL der DDR, und ich auf dem Kennedy-Airport in New York ankamen, war mein Koffer nicht mit angekommen. Es blieb uns nichts weiter übrig, als nach der Verlustmeldung zum Inlandsflughafen zu fahren und unseren Flug nach Minneapolis ohne meinen Koffer nebst Vortrag fortzusetzen. Wie ich mit meinen mangelhaften englischen Sprachkenntnissen ohne

den schriftlichen Text meine 15 Minuten ausfüllen sollte, war mir unklar. Da der Vortrag angekündigt war, suchten schon vor meinem Vortrag eine Reihe Kollegen, die ebenfalls auf diesem neuen Gebiet arbeiteten, das Gespräch mit mir. Unter ihnen auch der international bekannte, und wegen seiner Kritik an Mängeln in Veröffentlichungen und Vorträgen gefürchtete Prof. Dr. *Karl Maromorosch*, damals Professor am nordwestlich von New York gelegenen Boyce-Thomson-Institut, dessen wichtigsten Publikationen und Bücher ich natürlich kannte, auch seinen Ruf als „graue Eminenz“ in der Virus-, insbesondere der Virusvektorenforschung und auf anderen Gebieten der Entomologie. Da der Stand unserer damaligen Arbeiten auf dem Gebiet der pflanzlichen Mykoplasmenforschung nicht bekannt war, während die westlichen Arbeitsgruppen ja besser wussten, was der andere tat, genoss ich allgemeine Aufmerksamkeit. Auch *Karl Maromorosch* interessierte sich für unsere Arbeiten, zumal er als Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher `Leopoldina` vorher schon gute Kontakte zu meinem Vorgänger als Institutsdirektor in Aschersleben, Prof. Dr. *Maximilian Klinkowski* (1902 ... 1971) und zu unserem Mitarbeiter Dr. *Gerhard Proeseler* hatte. Als ich ihm von meinem Missgeschick in deutscher Sprache berichtete, war er mir sofort behilflich und übersetzte meine deutschen Ausführungen. Wir kamen uns näher und erkundigte sich natürlich nach meiner wissenschaftlichen Herkunft. Als ich ihm von meinem Moskauer Studium berichtete, bedauerte er sehr, dass er das nicht vor meinem Vortrag wusste und sprach mit mir in einem recht gutem Russisch. Er sagte etwa wörtlich: „Wir hätten hier eine große Schau abziehen können. Sie hätten russisch gesprochen, und ich Ihren Vortrag ins Englische übersetzt“. Damit wollte er der wissenschaftlichen Öffentlichkeit seine Russischkenntnisse zeigen. Mich interessierte damals natürlich, woher er diese hatte. Da ich wusste, dass der in Wien Geborene in Galizien aufgewachsen war, nahm ich zunächst an, dass er aus dieser Zeit russisch konnte. Das war natürlich Unsinn. Im Österreich-ungarischen Galizien wurde deutsch gesprochen. Er erzählte mir damals, wie man in den USA ganz allgemein und an den Universitäten im Besonderen einen „Sputnik-Schock“ erlitt. Plötzlich wurde allen bewusst, dass es in der Sowjetunion eine respektable Wissenschaft gab, die man kennen musste. Seit dieser Zeit werden nicht nur von USA-Verlagen führende Fachzeitschriften der Akademie der Wissenschaften der UdSSR auf physikalischen, mathematischen und anderen Grundlagengebieten vollständig in englischer Sprache herausgegeben, sondern es wurde an den Universitäten auch intensiv russisch gelernt. In einem solchen Kurs erwarb sich auch Prof. *Maromorosch* an seiner Universität russische Sprachkenntnisse. Als ich ein Jahr später von Prof. Dr. *Bove* eine Einladung zum III. Kongress über Mykoplasmenforschung nach Bordeaux erhielt, war Prof. *Maromorosch* mir wieder behilflich bei der Beantwortung der Fragen in englischer Sprache. Als er kurz darauf zu einer Leopoldinasitzung in der DDR weilte, lud ich ihn in das Institut ein und wir verbrachten einen sehr schönen Tag im Harz, bei dem ich ihn auch von einer ganz anderen Seite kennen lernte: als humorvollen Menschen, der immer zu Scherzen aufgelegt war. Leider durften wir später die wissenschaftlichen und persönlichen Beziehungen nicht aufrechterhalten.

Doch zurück zum „Sputnik-Schock“ in den USA. Bei Al Gore lesen wir in seinem Buch „Wege zum Gleichgewicht“ „Als die Sowjetunion 1957 mit dem Start des Sputniks ein technologisches Meisterstück lieferte, springen die USA erstmals zur Bildungsförderung auf Bundesebene über, nicht etwa, weil der Präsident und die Kongressmehrheit den Eigenwert eines verbesserten Bildungssystems erkannt hätten, sondern wegen der Bedeutung naturwissenschaftlich-technischer Qualitäten im Kampf der Systeme“. Auch *Bill Clinton* berichtet in seinem Erinnerungsbuch „Mein Leben“, wie der Start des Sputniks zu einem verstärkten Studium in naturwissenschaftlicher Richtungen in den USA führte, um im Wettlauf mit der UdSSR nicht den Kürzeren zu ziehen.

Mehr und mehr erfuhren wir von den „GULAGS“ und den nach dem XX. Parteitag der KPdSU einsetzenden Rehabilitierungen. Das erste Buch, das ich hierüber las, waren die „48

Tage im Leben des Iwan Denissowitsch“ von *Alexander Issajewitsch Solchenizin* (1921 ... 2009). Nach Sibirien und Kasachstan verdamnte Völker wurden rehabilitiert und durften in ihre Heimatgebiete zurückkehren, wie beispielsweise die Tschetschenen und Krimtataren, was allerdings zum Teil neuen Zündstoff lieferte. Die Rehabilitierung der Deutschen verlief komplizierter und erfolgte erst im Jahre 1964, ohne dass ihre Autonome Republik an der Wolga wieder errichtet wurde. Während meines Studiums wurde von meinen sowjetischen Mitstudenten wenig über Repressionen unter ihren Angehörigen gesprochen. Mein guter Freund *Josif Grigorewitsch Atabekow*, hat mir seine wahre Herkunft nur unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitgeteilt. Er war der Sohn des in Tbilissi lebenden russlanddeutschen Elektroingenieurs *Konstantin Augustowitsch Otto* und der Armenierin *Gabriela Josifowna Atabekowa*. Der Vater kämpfte im ersten Weltkrieg als Offizier in der russischen Armee, nach der Oktoberrevolution zunächst in der Armee des Generals Kolttschak, später in der Roten Armee. Die Mutter war die Tochter eines armenischen Großgrundbesitzers, der in Stuttgart-Hohenheim Landwirtschaft studierte, in dieser Zeit mit Karl Kautski befreundet war und unter dessen Einfluss das „Kommunistische Manifest“ in die armenische Sprache übersetzt hat. Später wurde er als Mitglied der Partei der Kadetten in die 2. Staatsduma (Konstituente) gewählt. Nachdem der Vater im Jahre 1941 nach Kasachstan deportiert wurde, hat der Bruder seiner Mutter, *Grigori Josifowitsch Atabekow*, Lehrstuhlleiter für Aerodynamik an der Moskauer Aviatechnischen Hochschule, den Jungen an Sohnes Stelle angenommen und ihm eine neue Identität gegeben, einschließlich eines neuen Geburtsdatums.

Auch die leitende technische Assistentin in der Station für Pflanzenschutz beim Lehrstuhl für Phytopathologie, *Nina Borisewna Stürmer*, die mir bei der Durchführung meiner Forschungsarbeiten viel geholfen und meine 240 Seiten umfassende Dissertation mit Maschine geschrieben hat, bat mich, nicht über ihre deutsche Herkunft zu sprechen. Sie hatte am oben genannten Labor eine Nische gefunden. Trotz der einsetzenden Rehabilitierungen war überall die Angst noch zu spüren. Das ganze Ausmaß der Stalinschen Verbrechen sollte ich erst später allmählich erfahren, und erst das Ende der Sowjetmacht löste bei vielen endgültig die Zunge. Auch das umfassende Werk des 1974 aus der Sowjetunion ausgewiesenen Literaturnobelpreisträgers von 1970, *Alexander Solchenizins* „*Der Archipel Gulag*“, das bereits 1972 im Samisdat erschienen war und das System der Stalinschen Zwangslager ausführlich beschrieb, habe ich erst in den neunziger Jahren lesen können. Ich begrüße es sehr, dass es nunmehr in Russland, wenn auch etwas spät, zur Pflichtlektüre an allen Gymnasien werden soll. Die 476 Lagergebiete des „Gulag-Systems“, die zwischen 1922 ... 1960 existierten, von denen allein im Workutaer Gebiet mehr als eine Million Männer und Frauen, aus 20 Nationen interniert waren, darunter auch 50000 Deutsche, und 250 000 die Strapazen der Haft nicht überlebten, sind eine schwere Hypothek des Stalinschen „Kommunismus“. Diese Verbrechen der Stalinclique, die im Namen des Kommunismus begangen wurden, von denen nichts, aber auch gar nichts zu beschönigen ist, sind für mich aber in erster Linie nicht ein Verbrechen **des** Kommunismus, sondern **am** Kommunismus. Die gute Idee des Kommunismus, die über viele Generationen gelebt hat, für die viele mit ihrem Leben gezahlt haben, wurde damit moralisch diskreditiert. Große Hochachtung habe ich vor den Frauen und Männern, die auch nach der Hölle der Stalinschen Lager ihre hehren kommunistischen Ideale nicht aufgegeben haben. Verständnis habe ich aber auch für diejenigen, die sich nach diesen Erfahrungen von ihren Jugendidealen abgewandt haben. Ich hatte nach meinem Studium die Sowjetunion mit der Überzeugung verlassen, dass abgesehen von dem allgemeinen Leid und Verlusten, das die Völker der Sowjetunion durch die Deutschen im zweiten Weltkrieg erfuhren, es fast keine Familie gab, die nicht Angehörige im Kriege verloren hatte. Später musste ich leider erfahren, vor allem während meiner Tätigkeit in den neunziger Jahren in verschiedenen GUS-Ländern, dass es nur wenige Familien gab, die nicht Opfer der Stalinschen Gewaltherrschaft zu beklagen hatten.

Mit tiefer Erschütterung habe ich später mehrmals in der Gedenkstätte in **Chatyn** in Belorussland geweilt, Kränze und Blumen niedergelegt, in jenem Dorf im Nordosten von Minsk, dessen 153 Einwohner, darunter 76 Kinder, in einer `Vergeltungsaktion` der Deutschen für Partisanenaktionen am 22. März 1943 in die Dorfscheune getrieben und bei lebendigem Leibe verbrannt wurden. Nur der Dorfschmied *Iossif Iossifowitsch Kaminski* und drei Kinder überlebten das Massaker. Er stellte sich tot. Sein schwer verletzter Sohn Adas, den er aus den Trümmern der Scheune barg, starb in seinen Armen. Die Bronzedarstellung des Vaters mit dem sterbenden Sohn auf den Armen ist heute die zentrale Figur dieses weißrussischen „Friedhofs der Dörfer“, auf denen mit den gespenstisch, jeweils mit einer Glocke versehenen, aufragenden Schornsteinen der vernichteten Bauernhäuser an jene 186 weißrussischen Dörfer gedacht wird, die von den deutschen Eindringlingen von der Landkarte getilgt wurden und von den Einwohnern nicht wieder aufgebaut werden konnten, weil keiner am Leben blieb. Gedacht wird hier der Millionen Opfer der deutschen Besatzung – der Opfer der 260 Konzentrationslager auf weißrussischen Boden, der 209 zerstörten Städte und der 9200 verwüsteten Dörfer, sowie der 628 Dörfer, die mit allen ihren Bewohnern von deutschen Truppen vernichtet wurden. Es ist mir einfach widerlich, wenn heute in Diskussionen versucht wird, die Schuld der Deutschen mit dem billigen Argument zu verringern, dass es sich bei der exekutierenden Truppe in Chatyn um ukrainische SS-Einheiten gehandelt habe. Leider musste ich nach dem Zerfall der Sowjetunion ein **Katyn** westlich von Smolensk kennen lernen, in dem 22000 polnische Offiziere der Armija krajeva, die nach der Besatzung Ostpolens durch die Sowjetarmee im Gefolge des Hitler-Stalin-Paktes gefangen genommen wurden, im Jahre 1940 dem Stalinschen Terror zum Opfer fielen. Übrigens im gleichen Waldstück, in dem in den dreißiger Jahren viele Sowjetbürger umgebracht wurden und auch die Nazis ihre Blutspur hinterließen! Die Stalinsche Propaganda hatte das Jahr dieses Verbrechens auf das Jahr 1941 dotiert und es den faschistischen Besatzern zugeschrieben. Und um die Perversion noch zu überbieten, wurde wenige Schritte von dieser Stätte des Grauens am jenseitigen Ufer des Dnjepr ein Luxussanatorium errichtet, in dem führende Funktionäre der KPdSU und des Staates sich erholten, nach Erzählung der Einwohner auch *M. S. Gorbatschow*. So oft ich später bei meiner Tätigkeit im Smolensker Gebiet an diesem Ort vorbeifuhr, ließ ich den Fahrer anhalten und ging die wenigen hundert Meter zu der Stelle im Wald, die damals ein orthodoxes Kreuz und ein katholisches Kreuz kennzeichneten und legte Feld- und Waldblumen nieder. Die Existenz dieses Katyn ist für mich eine schwere politische und moralische Hypothek, die der `Sozialismus` sowjetischer Prägung der guten, hehren Idee des Sozialismus und Kommunismus hinterlassen hat. Mich persönlich belastet sie sehr. Und auch dass ist ein Grund für meine negative Meinung über *M. S. Gorbatschow*: Obwohl er volle Kenntnis über dieses Verbrechen an den polnischen Offizieren hatte (das Dossier befand sich im Archiv des Politbüros und er hat sich nachweislich mit dem Inhalt vertraut gemacht), hat dieser Erbpächter der „Glasnost“ nicht nur seine polnischen Genossen und die Weltöffentlichkeit lange hinter das Licht geführt, sondern mehrere Jahre lang alles getan, dass die Wahrheit nicht ans Tageslicht kam. Erst im Jahre 1990 hat er der neuen polnischen Regierung die Wahrheit mitgeteilt, die er den Genossen seiner „Bruderpartei“ lange verweigert hat. Es waren vorwiegend polnische Reserveoffiziere, die im Zivilberuf meist akademische Berufe hatten, die *Stalin* morden ließ. Und das geschah zu einem Zeitpunkt, als Hitler die Professoren der Krakauer Universität verhaftete und in Lublin ermorden ließ. Von beiden Seiten wurde versucht, die polnische Intelligenz, die Elite des Polentums, auszurotten. Es ist für mich heute unerträglich, dass in Russland sich schon wieder Stimmen mehren, die dieses Verbrechen leugnen, und dass die russische Militärstaatsanwaltschaft sich bis heute weigert, alle Akten freizugeben. Sicher war es kein „Holocaust“, wie es polnische Nationalisten in ihrer Russenphobie darstellen wollen, aber ein Verbrechen der Stalinclique bleibt es, an dem es nichts zu beschönigen oder zu relativieren gibt.

Der XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 wurde von uns natürlich mit großem Interesse verfolgt, wobei meine Informationen auf dem basierten, was in der „Prawda“ veröffentlicht war. Auch die Geheimrede *Chruschtschows* war uns nicht bekannt. Wir erfuhren, dass sie wie in allen Parteiorganisationen der KPdSU, so auch an der Timirjasew-Akademie verlesen worden war, wobei keine Diskussion geführt wurde und keine Notizen gemacht werden durften. Allmählich sickerten jedoch auch zu uns bestimmte Informationen durch. Unter unseren Landwirtschaftsstudenten spielten alle diese Fragen nicht solch eine Rolle, wie unter den Studenten anderer Hochschulen, besonders in humanitären Fachrichtungen. Ich war 1956 schon nicht mehr Sekretär der SED-Parteiorganisation der deutschen Studenten an der Timirjasew-Akademie, sondern Mitglied der neu geschaffenen Moskauer SED-Stadtleitung der deutschen Studenten. Zum Sekretär der SED-Parteiorganisation an der Timirjasew-Akademie wurde *Karl-Heinz Beer* von der bodenkundlich-agrochemischen Fakultät gewählt, der später nach Promotion und Habilitation lange Jahre Direktor des Instituts für Düngungsforschung der ADL und ordentliches Mitglied unserer Akademie war. Wir sind noch heute freundschaftlich verbunden. Da die Mehrheit unserer deutschen Studenten an der agronomischen, agrochemischen und zootechnischen Fakultät studierte, nur wenige an der ökonomischen, bewegten die Dinge uns weniger. Wir nahmen die Informationen zur Kenntnis und beschäftigten uns mit unseren fachlichen Problemen. Das Trennen von „alten Wahrheiten“ fiel uns leichter, da wir weniger ideologisch und theoretisch vorbelastet waren. Mehr konfrontiert mit ideologischen Auseinandersetzungen war meine spätere Frau *Gerda*, die in einem Zimmer mit *Zsuzsa*, einer Studentin aus Ungarn und mit *Alexandra (Ola)* aus Polen wohnte. Besonders *Ola*, deren Mutter Mitarbeiterin im ZK der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei war, hatte bereits selbst persönliche Erfahrungen und Kenntnisse über die Repressalien der Stalinschen Periode, worüber ich aber erst später mehr hörte. Sie führte dabei das Wort. Auch einer unserer Studenten an der agrarökonomischen Fakultät, *Horst Müller*, ein „theoretischer Kopf“, war stärker in die damaligen Diskussionen einbezogen. Zum einen gab es natürlich unter sowjetischen Lehrkräften und Studenten seiner Fakultät mehr Diskussionen, zum anderen war *Ola* seine Freundin und spätere Frau. *Horst Müller* hat mir bei Abfassung dieser Erinnerungen einiges über die Biografie von *Ola* erzählt, was mir ihre heftigen Reaktionen verständlich macht. Sie wurde 1936 in einer Familie polnischer Kommunisten jüdischer Nationalität geboren. Die Polnische Kommunistische Partei wurde 1938 von *Stalin* aufgelöst, die gesamte Parteiführung in der SU verurteilt und hingerichtet. 1939, bei Kriegsbeginn, blieb die Mutter mit dem ganz kleinen Bruder in Polen, nahm den ukrainischen Namen *Romanjuk* an und verblieb während des Krieges im „Untergrund“. Der Vater flüchtete mit *Ola* in die Sowjetunion und wurde nach Mittelasien verbannt, *Ola* in ein Kinderheim in Mittelasien verfrachtet. Sie kehrte Ende 1945 zur Mutter nach Polen zurück. Der Vater meldete sich 1942 zur neu gegründeten polnischen Befreiungsarmee und fiel im gleichen Jahr auf sowjetischem Gebiet im Kampf gegen die deutsche Armee. Der Mutter wurde beim Vormarsch der Roten Armee in Wroclaw eine Funktion in der polnischen Arbeiterpartei übertragen. Viele Schicksale polnischer Kommunisten verliefen sehr tragisch. In Polen wurde nach dem Tode des I. Sekretärs, *Boleslaw Bierut* (1892 ... 1956), der während des XX. Parteitages der KPdSU verstarb, *Edward Ochab* (1906 ... 1989) als neuer I. Sekretär gewählt. Im Zusammenhang mit den Unruhen in Poznan und anderen Städten wurde von Ochab und der polnischen Parteiführung im Oktober *Wladislaw Gomulka* (1905 ... 1982) zum 1. Sekretär der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei gewählt, ohne direkte Zustimmung der sowjetischen Führung. Er war ein alter Kommunist, Mitglied der 1938 von *Stalin* aufgelösten Kommunistischen Partei Polens, von der bürgerlichen polnischen Regierung mehrfach verhaftet, nahm aktiv am Widerstand gegen die deutschen Besatzer teil, wurde 1942 Mitbegründer der neu geschaffenen Polnischen Arbeiterpartei (seit 1948 Vereinigte Polnische Arbeiterpartei), war einer ihrer Sekretäre, nach der Befreiung Polens auch Stellvertretender Ministerpräsident der Regierung. 1948 wurde er wegen „nationalistischer Tendenzen“ auf

Druck Moskaus von seinen Partei- und Staatsämtern entbunden, 1951 bis 1954 verhaftet. Einem Schauprozess entging er durch *Stalins* Tod im Jahre 1953. Seine Vorstellungen von einem „polnischen Weg zum Sozialismus“ und die Forderung nach mehr Unabhängigkeit von der Sowjetunion fanden in der polnischen Bevölkerung starke Unterstützung.

In Ungarn hatte sich unter *Matyas Rakosi* (1892 ... 1971), der sich selbst „als bester Schüler *Stalins*“ bezeichnete, ein besonders repressives Regime entwickelt. Unter dem Einfluss des XX. Parteitages und besonders auch der Ereignisse in Polen entwickelte sich in Ungarn der Widerstand gegen das Regime, der sich im Sommer zu einem Volksaufstand entwickelte. Die alte Führung musste abtreten, *Imre Nagy* (1896 ... 1958), ehemaliger Kommunist, der bereits früher Ministerpräsident war, aber wegen „Abweichungen von der Parteilinie“ entlassen und 1954 sogar aus der Partei ausgeschlossen war, wurde am 23. Oktober 1956 unter Druck der Straße erneut zum Regierungschef ernannt. Seine eingeleiteten politischen Maßnahmen und Forderungen an die Sowjetunion (Abzug der sowjetischen Truppen aus Ungarn, Neutralität des Landes) führten zur Niederschlagung des Volksaufstandes durch sowjetische Truppen im November des Jahres 1956. Aus der DDR kamen derartige Signale nicht. Mit der Begründung, es habe keinen Personenkult in der DDR gegeben, die Probleme, die *Chruschtschow* in seiner Geheimrede aufgeworfen habe, seien nicht unsere Probleme, und dass Fehlerdiskussionen nur dem Feind nützen, ging man zur Tagesordnung über und vergab eine Chance der Erneuerung des Systems. Ich habe das damals hingenommen. Etwas sehr billig fand ich allerdings eine Stelle in der Rede *Walter Ulbrichts* zur Auswertung des XX. Parteitages der KPdSU, in der er davon sprach, dass es junge Genossen gebe, die *Stalin* für einen Klassiker des Marxismus hielten. Wer hatte das uns den jahrelang eingetrichtert? Vor diesen kurz geschilderten Reaktionen auf die Geheimrede *Chruschtschows* in Polen, Ungarn und in der DDR wird auch die unterschiedliche Haltung unter uns Studenten erklärlich.

Dr. *Horst Müller* bekam insbesondere im Zusammenhang mit der politischen Lage 1961 und der Grenzschießung ernsthafte Problem in der DDR, ihm und seiner Frau wurden „Antisowjetismus“ vorgeworfen, verlor seine Arbeit im damaligen Institut für Agrarökonomie der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, arbeitete zeitweilig in Polen, seine Ehe zerbrach letzten Endes an diesen Problemen. Später hat er promoviert, und war in verschiedenen Funktionen in der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften tätig, zuletzt als wissenschaftlicher Abteilungsleiter im Institut für Agrarökonomie. Stets hat er besonders enge Kontakte zu seinem Lehrer Professor Dr. *S. G. Kolesnjew* (1896 ... 1970) unterhalten, einem progressiven Betriebswirtschaftler, der frühzeitig die Fehler in der Agrarpolitik der KPdSU erkannte und auch persönlich *N. S. Chruschtschow* auf Fehlentwicklungen seiner Politik aufmerksam machte, Ich hatte weder während des Studiums, noch in den Jahren meiner späteren Tätigkeit in der DDR engere Verbindungen zu den Agrarökonomien der Akademie (mein Förderer, der frühere Rektor der Akademie war ja bald als wissenschaftlicher Sekretar der Abteilung für Agrarökonomie der WASCHNIL tätig).

Während in der Parteiorganisation unserer deutschen Studenten die Geheimrede *Chruschtschows* keine größeren Diskussionen auslösten, spielten in der Stadtleitung, deren Sekretär damals der Student der Wirtschaftswissenschaften *Wolfram Krause** war, die ideologischen Probleme, die mit dem XX. Parteitag der KPdSU verbunden waren, eine zentrale Rolle. Ich persönlich lebte schon so in meiner fachlichen Arbeit auf dem Gebiet der Phytopathologie, dass ich zwar alles um mich herum zur Kenntnis nahm, aber gelassen reagierte. So beteiligte ich mich nicht an den Diskussionen, die mir zu ideologisch waren, fehlte auch häufig bei den Leitungssitzungen. Das brachte mir auf der nächsten Delegiertenkonferenz und in meiner Grundeinheit eine prinzipielle Kritik ein und ich wurde nicht mehr in Leitungsfunktionen gewählt. Den Vorwurf, die Dinge nicht genügend „politisch-ideologisch“ zu werten, musste ich mir später in verschiedenen Tätigkeiten noch oft gefallen lassen. Aber darüber später mehr. Trotz der damaligen Kritik wurde ich kurze Zeit danach gemeinsam mit *Karl-Heinz Beer* zu einem Empfang delegiert, den der

Botschafter der DDR für Beststudenten Moskauer Hochschulen gab und anlässlich des 40. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution im Jahre 1957 erhielt ich eine Ehrenurkunde der Timirjasew-Akademie.

Den Text der Geheimrede *Chruschtschows* habe ich später bei meinem Schwiegervater in einer rot eingebundenen, nummerierten Broschüre gelesen, die zur persönlichen Kenntnisnahme einem eingeschränkten Kreis von Partei- und Staatsfunktionären in der DDR ausgehändigt war.

Bei meiner Abreise aus Moskau im Jahre 1958 nahm ich das insgesamt positive Bild von *N. S. Chruschtschow* mit nach Deutschland. Aber je mehr er seine Macht festigte, umso mehr wurden auch seine Mängel und Grenzen sichtbar, die das Land wiederum teuer bezahlen musste. Dieses erfuhr ich schon nur aus der Ferne, gefiltert durch die Brille der offiziellen DDR-Politik. Vor allem von den Auseinandersetzungen mit dem Lehrkörper meiner alma

* *Wolfram Krause* war später Parteisekretär der Staatlichen Plankommission und deren Stellvertretender Leiter, fiel bei der Parteiführung in Unnade und war danach Abteilungsleiter für Wirtschaft in der Bezirksleitung Berlin der SED. In der Modrow-Regierung war er Staatssekretär im Wirtschaftsministerium, nach der Vereinigung einer der Stellvertreter des Leiters der Treuhandanstalt.

mater und den Plänen zur Schließung bzw. Verlagerung erfuhr ich erst später.

Als ich im Mai des Jahres 1961 zum 60. Geburtstag meines Lehrers Prof. Dr. *M. S. Dunin* erstmals wieder nach meinem Studium kurz an der Akademie weilte, spürte ich noch nichts von den Bedrohungen. Und als ich im Dezember 1965 anlässlich der Feierlichkeiten zum 100-jährigen Jubiläum der Akademie zum zweiten Mal die Akademie besuchte, war diese Krise der Akademie bereits einige Monate Vergangenheit. Aber was war zwischenzeitlich geschehen? Das kann ich nur an Hand späterer Darstellungen und persönlicher Berichte meiner Kollegen aus der TSCHA hier kurz beschreiben. Neben vielen anderen, nicht begründeten organisatorischen Maßnahmen in der Leitung der Landwirtschaft verordnete *Chruschtschow* dem Land auch viele neue agrotechnische Maßnahmen, die schablonenhaft vom Nordmeer bis zum Schwarzen Meer, vom Bug bis zum Amur „durchgezogen“ werden sollten, um das Versorgungsdefizit zu überwinden und die USA in der Pro-Kopf-Produktion von landwirtschaftlichen Produkten zu überholen. Dieser Subjektivismus und Avanturismus hatte verheerende Folgen, die Versorgung im Lande wurde nicht besser sondern verschlechterte sich zunehmend. Allerdings muss ich hier gleich einfügen: das Problem wurde auch von seinen Nachfolgern von *L. I. Breschnew* (1906 ... 1982) bis *M. S. Gorbatschow* trotz unzähliger Programme und vieler (falsch eingesetzter) Investitionen nicht gelöst. Und auch die Agrarwissenschaft hatte und hat hieran ihre „Aktie“. Allerdings habe ich seitens der Wissenschaftler bis heute über ihre Rolle hierbei keine ernsthafte Einschätzung gelesen. Auf mahnende, kritische Stimmen von gestandenen Praktikern und Wissenschaftlern wurde nicht gehört, Problemdiskussionen und wissenschaftlicher Meinungsstreit waren nicht gefragt, nicht zugelassen und jeder Widerstand gegen die von oben verkündeten „Weisheiten“ wurde mit organisatorischen und personellen Maßnahmen gebrochen. Dabei hatte bereits 1859 der russische Schriftsteller Iwan Sergejewitsch Turgenjew, bei der Durchführung der damaligen notwendigen Agrarreformen gewarnt: „Lernt bei dem russischen Ackerbauer, um die historische Aufgabe der Erneuerung nicht übereilt durchzuführen, ohne Sujet und Nüchternheit, ohne nicht durchdachte Maßnahmen und unangemessene Schritte“.

Von den Wissenschaftlern der Timirjasew-Akademie wurden viele der Verkündigungen – vorsichtig ausgedrückt – zurückhaltend aufgenommen. Besonders als sich Widerstand gegen den angeordneten Übergang vom Trawopolnaja System zu intensiveren Systemen der Bodennutzung ohne Berücksichtigung der konkreten örtlichen Bedingungen und der Schaffung der hierfür erforderlichen Voraussetzungen regte, wurde nicht die Diskussion gesucht, sondern der Zorn des obersten „Agronomen des Landes“ entlud sich im Kampf gegen die Timirjasew-Akademie als Herd „rückständiger“ Ansichten. Auf einer der üblichen

agrarpolitischen Veranstaltungen im Jahre 1961 unterzog er nicht nur das Trawopolnaja-System einer vernichtenden Kritik, sondern erkannte in den Wissenschaftlern, besonders des Lehrstuhls für Ackerbau, der TSCHA den Herd des Übels und schoss sich auf die Akademie ein. Der Leiter des Lehrstuhls, Prof. Dr. *M. G. Tschishewski* und Prof. Dr. *S. A. Worobjow* (aus Anlass seines 100. Geburtstages wurde im Jahre 2004 eine Memorialtafel am Gebäude seines früheren Wirkens enthüllt) wurden abberufen, viele andere schikaniert. Gleichzeitig wurde beschlossen, die altehrwürdige Akademie aus Moskau „auf das Land“ nach Barnaul oder Kursk zu verlagern. Im Verlaufe der Jahre 1962, 1963 und 1964 wurden keine neuen Studenten immatrikuliert, so dass zu Beginn des Studienjahres 1964/1965 nur noch Studenten des 4. und 5. Studienjahres an der Akademie waren. Die Lehrkräfte der Grundlagenfächer wurden entlassen oder suchten sich selbst an anderen Moskauer Hochschulen Arbeitsmöglichkeiten. Es blieben nur die Lehrstuhlleiter. Der Rektor der Timirjasew-Akademie, Prof. Dr. *Matwei Grigorjewitsch Losa*, „bezahlte“ das alles mit seiner Gesundheit und musste mit einem schweren Herzinfarkt in ein Krankenhaus eingeliefert werden. Den Kampf um die Existenz der Akademie setzte sein Prorektor für wissenschaftliche Arbeit Prof. Dr. *Iwan Semjonowitsch Schatilow* als amtierender Rektor mit viel persönlichem Mut und großem Einsatz fort. Dabei wurde er von vielen Mitarbeitern des zentralen Partei- und Staatsapparats unterstützt, die selbst Absolventen der TSCHA waren und versuchten, die Schließung zu verzögern.

Es ist hier nicht der Platz, das Für und Wider des Trawopolnaja Systems zu diskutieren. Wer sich näher mit seinem Inhalt und auch mit seiner Beurteilung durch die führenden Agrarwissenschaftler in der DDR vertraut machen will, dem sei der sehr kluge Vortrag vom Gründungsmitglied der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften Prof. Dr. *Asmus Petersen* (1900 ... 1962) „Programmatische Ausführungen über eine erweiterte Anwendung des Kleegrassystems und des sideralen Systems“ empfohlen, den er am 23. Juni 1955 vor der Klasse für Philosophie, Geschichte, Staats-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften gehalten hat (Akademie-Verlag Berlin: Abhandlungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jahrg. 1955, Nr. 4). Diese Aufforderung gilt vor allem auch für die kleinen Geister, die in der Wendezeit unter anderem dem Schüler *A. Petersens* und späteren Präsidenten und Ehrenpräsidenten der AdL, Prof. Dr. *Erich Rübensam* vorwarfen, er habe das „Trawopolnaja“-System von *W. R. Wiljams* in der DDR einführen wollen. *E. Rübensam* hatte sich auf Anregung seines Lehrers bereits in seiner Dissertation zum Thema „Das Besanden von Moorwiesen und Moorweiden unter besonderer Berücksichtigung der Humusbildung durch Gräser in der Sanddeckkultur“ und damit den Einstieg in die Untersuchung der Rolle der mehrjährigen Futterpflanzen für die Bodenfruchtbarkeit vollzogen, die in den folgenden Jahrzehnten im Mittelpunkt seiner Forschung stehen sollte. Auf dem Hintergrund dieser eigenen Untersuchungen hatte er 1951 auch eine Schrift über das Tawopolnaja System des russisch-sowjetischen Bodenkundlers *W. R. Wiljams* veröffentlicht (*E. Rübensam*: Das Trawopolnaja System von *Wiljams*. Deutscher Bauernverlag Berlin, 1951).* Was die Kritiker *Rübensams* in dieser Frage betrifft, so gelten in Abwandlung die Worte der Bibel: „Der Herr verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, worüber sie reden.“

Meine Informationen über all die oben skizzierten Vorgänge in der Landwirtschaft der UdSSR und in der TSCHA im Besonderen waren damals spärlich. So überraschte mich die plötzliche Abberufung und Verdammung *Chruschtschows* sehr. Wieder wurden Bilder gewechselt, Geschichte umgeschrieben, wieder verschwand ein heute noch gefeierter „Führer“ über Nacht in der Versenkung, als habe es ihn nie gegeben, wie wir es leider noch oft erleben sollten. Apropos Bilder: damals kursierte folgender Witz: „Ein Parteisekretär in einem Institut, in dessen Zimmer noch die Bilder von *Lenin* und *Chruschtschow* hingen, wurde von einem Instrukteur der übergeordneten Kreisleitung mit den Worten `Wann willst Du endlich den Knallkopf von der Wand nehmen?` aufgefordert, *Chruschtschows* Bild

abzuhängen. Aber der Parteisekretär fragte zurück: „welchen?“. Bilder waren in meinem Leben noch oft auszuwechseln! Mein Bild über *Chruschtschow* hat sich vor allem in der „positiven Phase“ seiner Tätigkeit gebildet, aus den Reaktionen, mit denen viele einfache Leute, Millionen Opfer des Stalinismus auf seine damaligen, wenn auch halbherzigen Reformen reagierten. Er hat mehrfach Mut bewiesen. Dass er nicht weiter gehen konnte, war seiner eigenen langjährigen Einbindung in das System geschuldet, das er ja nicht grundlegend in Frage stellte. Andere hätten an seinen Ansätzen anknüpfen müssen und die Reformen weiter treiben müssen. Es kam aber anders. Dieses sind jedoch spätere Erkenntnisse. Damals merkte ich nicht, wie sich mit der „Entsorgung“ *Chruschtschows* der Neostalinismus entwickelte. Bei allen Fehlern *Chruschtschows* hatte er doch auf meine politischen Überzeugungen mehr Einfluss als jeder andere Politiker jener Zeit. Deshalb fand ich und finde es bis heute nicht richtig, wie er von allen Nachfolgern im Kreml (einschließlich *M. S. Gorbatschow*) tot geschwiegen wurde und man ihm nach seinem Tode eine Bestattung an der

* Siehe auch: Erich Rübensam: Vom Landarbeiter zum Akademiepräsidenten. Erinnerungen an Erlebnisse in acht Jahrzehnten. Verlag am park, 2005, 176 S.

Kremelmauer versagte. Man fürchtete auch noch den toten *Chruschtschow*! Das war auch noch spürbar, als meine Moskauer Freunde im Jahre 1976 meiner Familie einen Besuch seines Grabes auf dem Nowodewitschje-Friedhof ermöglichten. Hier fanden viele bekannte Wissenschaftler, Künstler und Politiker ihre letzte Ruhestätte, später auch mein „Amtsbruder“, der letzte Präsident der WASCHNIL, Prof. Dr. *Alexander Alexandrowitsch Nikonow* (1918 ... 1996). Das Studium der Schicksale vieler dort Ruhender ergibt ein pralles Buch der Geschichte Russlands, ihre Namen stellen ein „who is who“ der russischen Kultur, Wissenschaft und Politik dar, die Grabsteine der verschiedensten Epochen bilden ein einzigartiges Kulturdenkmal, ähnlich den Friedhöfen des Alexander-Newski-Klosters in Sankt Petersburg, dem Dorotheenstädtischen und Gendarmenfriedhof in Berlin oder den Friedhöfen Pere Lachaise, Montmartre und Montparnasse in Paris. Da man an den Gräbern einiger dieser Persönlichkeiten, besonders am Grabe *N.S. Chruschtschows*, politische Kundgebungen befürchtete, war der Besuch nur Angehörigen der dort bestatteten Persönlichkeiten erlaubt. In meinem Freundeskreis fanden sich solche und wir konnten diese einzigartige Kulturstätte besuchen. Das aus schwarz-weißem Marmor bestehende Grabmal mit der Büste *Chruschtschows* widerspiegelt nach meiner Auffassung so treffend die positiven und negativen Seiten dieses Menschen. Der heute in den USA lebende Künstler, *Ernst Josifowitsch Neiswestny*, selbst ein Opfer *Chruschtschowscher* enger Kunstauffassungen, hat es in hervorragender Weise verstanden, diese widersprüchliche Persönlichkeit darzustellen. Mein Urteil über *Chruschtschow* hat sich bis heute nicht geändert, obwohl ich ihm seine Attacken gegen meine alma mater nicht verzeihen kann. Dabei fühle ich mich bestärkt durch die Meinung *Andrei Dmitriewitsch Sacharows*, der schon 1968 schrieb: „Diese mutige, für die ehemaligen Verbrecherkomplicen *Stalins* überraschende Rede (gemeint ist *Chruschtschows* Geheimrede auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Jahre 1956 – D.S.) und eine Reihe damit verbundener Maßnahmen – Freilassung von Hunderttausenden politischer Gefangener und ihre Rehabilitierung, Schritte zur Aufrichtung des Prinzips friedlicher Koexistenz und zur Wiederbelebung der Demokratie – all dies lässt uns die historische Rolle *Chruschtschows* hoch einschätzen, trotz einer Reihe bedauerlicher, auf Mutwilligkeit beruhender Fehler in den nachfolgenden Jahren und obwohl *Chruschtschow* zu Lebzeiten *Stalins* natürlich einer der Teilnehmer an seinen Verbrechen war, als er einige hohe Posten bekleidete“. In jüngerer Zeit hat sich *Bill Clinton* in seinen „Erinnerungen“ ähnlich geäußert. Kurz vor Lebensende hat *Chruschtschow* auf die Frage, was er bereue, geantwortet: „Ich war wenig gebildet, hatte wenig Kultur. Um ein solches Land, wie Russland, zu regieren, muss man zwei Akademien der Wissenschaften im Kopf haben. Aber ich hatte nur vier Klassen

einer kirchlichen Schule besucht, dann gleich an Stelle einer mittleren Schule einen nicht beendeten Hochschulbesuch. War oft sprunghaft, nicht immer folgerichtig. Ich habe viele gute Leute beleidigt Habe geschrien, auf die Intelligenz geschimpft, die, ernsthaft gesagt, für meinen antistalinischen Kurs war. Sie haben mich unterstützt, aber ich“. Welcher andere Generalsekretär oder Staatschef in einem Land des „Realsozialismus“ hat seiner Arbeit eine solch kritische Wertung gegeben! Die meisten haben die Bühne mit selbstgerechten Lebenslügen verlassen.

Mein Lehrer *Michail Semjonowitsch Dunin* und die Formierung meiner Positionen auf dem Gebiet des Pflanzenschutzes .

Meine Spezialisierung.

Im zweiten Studienjahr begannen neben den allgemeinen agronomischen Vorlesungen die spezifischen Lehrveranstaltungen auf dem Gebiet des Pflanzenschutzes, getragen von den Lehrstühlen für Entomologie und Phytopathologie. Sie wurden von solchen hervorragenden Wissenschaftlern und Hochschullehrern geleitet, wie Prof. Dr. *Eduard Eduardowitsch Sawsdarg* (Leiter des Lehrstuhls für Entomologie) und Akademiemitglied *Michail Semjonowitsch Dunin* (Leiter des Lehrstuhls für Phytopathologie), die mein Verständnis vom Pflanzenschutz wesentlich prägten. Von nun an hatte ich den Schwerpunkt meines Studiums, der mich in den nächsten Jahren voll ausfüllte. Talentierte Dozentinnen und Dozenten, wie Dr. *Tatjana Nikolajewna Schkljar* (), Dr. *Maria Iwanowna Dementjewa* (1925 ... 2005), Dr. *Alexei Jakowlewitsch Trofimowitsch* () am Lehrstuhl für Phytopathologie und Dr. *Lidia Alexejewna Owtschinnikowa* (1916 ...) sowie Dr. *Boris Iwanowitsch Rukawischnikow* vom Lehrstuhl für Entomologie vermittelten uns mit viel pädagogischem Geschick die Grundlagen unseres Spezialgebietes. Mein besonderes Interesse wurde frühzeitig durch den Leiter des Lehrstuhls für Phytopathologie, Prof. Dr. *M. S. Dunin*, auf die pflanzliche Virologie und pflanzliche Resistenz gerichtet, Arbeitsgebiete, die im Mittelpunkt seiner Forschungstätigkeit standen.

An der Timirjasew-Akademie existierte damals, wie an allen sowjetischen Hochschulen, eine wissenschaftliche Studentengesellschaft, die eine große Tradition hatte. Ihre Zirkel arbeiteten bei den verschiedenen Lehrstühlen und wurden von Lehrkräften betreut. Es wurden regelmäßige Zusammenkünfte der Zirkel organisiert, in denen meist Studenten der höheren Studienjahre ihre experimentellen Arbeiten zur Vorbereitung auf die Diplomarbeit darlegten. Häufig traten auch Wissenschaftler in solchen Sitzungen auf. Einmal im Jahr fand eine wissenschaftliche Studentenkonferenz an der Timirjasewakademie statt, auf der die besten studentischen Arbeiten vorgetragen wurden. Diese Arbeiten wurden publiziert und prämiert. So begann auch ich meine Arbeit im wissenschaftlichen Studentenzirkel beim Lehrstuhl für Phytopathologie. Ich wandte mich an Prof. Dr. *Dunin* mit der Bitte, auf dem Gebiet der pflanzlichen Virologie arbeiten zu können. In jenen Jahren wurde der Produktion „virusfreien“ Kartoffelpflanzgutes nach Zurückdrängung des Einflusses *Lysenkos* und seiner Irrlehren wieder größeres Augenmerk geschenkt. Wie in westlichen Ländern wurde auch die serologische Diagnostik dafür entwickelt. Ich erinnere mich noch gut, wie in einem Vortrag am Lehrstuhl Prof. Dr. *Michail Wladimirowitsch Gorlenko* (1908 ... 1994), Leiter des Lehrstuhls für niedere Pflanzen an der Moskauer Lomonosow-Universität und ein bekannter Phytopathologe und Phytobakteriologe, über Entwicklungen auf diesem Gebiet in den Niederlanden berichtete. Im Mittelpunkt seiner Information stand die breite Anwendung serologischer Virusnachweismethoden bei der Erzeugung gesunden Pflanzgutes von Kartoffeln und Zierpflanzen. Dabei erinnerte er daran, dass es *M. S. Dunin* war, der bereits in den dreißiger Jahren mit seinen Arbeiten, besonders mit der sogenannten „Tropfenmethode“ nach *Dunin* und *Popova* an der Erschließung serologischer Methoden für die Pflanzguterzeugung gearbeitet hat, welche einen relativ schnellen Nachweis ermöglichte und damit für Massentests geeignet war. Natürlich mit allen Einschränkungen, die der Wissensstand und das methodische Repertoire jener Jahre setzten. Mit der Leugnung der

Virusetologie des Kartoffelabbaus wurden diese positiven Ansätze in der Sowjetunion nicht weiter entwickelt. Prof. Dr. *Dunin* nahm nun die serologischen Arbeiten am Lehrstuhl wieder auf. Die Experimentierbasis bildete die im Jahre 1951 gegründete kleine Versuchsstation für Pflanzenschutz, die gemeinsam von den Lehrstühlen für Phytopathologie und Entomologie getragen wurde. Der Lehrstuhl erhielt die Aufgabe, diagnostische Antiseren für Kartoffelviren herzustellen. Im Rahmen dieser Aufgabe fand ich mein Arbeitsfeld, das nunmehr meine Zeit voll ausfüllen sollte.

So hatte ich das große Glück, unter der unmittelbaren Leitung eines solch hervorragenden Menschen und Wissenschaftlers, wie Prof. Dr. *Michail Semjonowitsch Dunin*, meine ersten Schritte selbständiger wissenschaftlicher Arbeit gehen zu können. Ich spreche bewusst von Glück, denn bei allem Fleiß und Talent des Einzelnen, hängen die Möglichkeiten ihrer Entfaltung in großem Maße von unseren akademischen Lehrern ab. M. S. – wie wir auf dem Lehrstuhl für Phytopathologie ihn liebevoll nannten, wurde mein akademischer Lehrer und hat meine wissenschaftlichen Ansichten nachhaltig geprägt. Wer war mein Lehrer?

Mein Lehrer.

Michail Semjonowitsch Dunin wurde am 21. Mai 1901 im Dorf Nowoe Tomaschewo im Simbirsker Gouvernement (heute Novospasskij Raion im Uljanowsker Gebiet) an der mittleren Wolga in einer armen Bauernfamilie, die ohne eigenes Pferd wirtschaftete, geboren. In den Bauernfamilien waren Söhne sehr gefragt. Sie waren nicht nur Hoferben, sondern auch Arbeitskräfte, die Töchter kosteten Mitgift. Als Michail noch keine vier Jahre alt war, verunglückte sein Vater vor den Augen seiner Mutter beim Besteigen des Zuges, der ihn zu seiner Einheit im Russisch-japanischen Krieg (1904 ... 1907) bringen sollte. Von den neun Kindern der Familie starben unter den schweren entbehrungsreichen Bedingungen alle Geschwister im Kindesalter. Mit acht Jahren arbeitete *Michail Semjonowitsch* bereits bei wohlhabenden Bauern im Ort, um die Gespannstunden für die Bearbeitung der elterlichen Ackerflächen abzugelten. Im Winter besuchte er die örtliche kirchliche Schule. Dank seiner ausgezeichneten Leistungen wurde er nach Abschluss dieser Schule als Stipendiat an die zweiklassige kirchliche Schule in Sosnovyj Solonez im Samaraer Gouvernement geschickt. Auch in dieser Zeit wie auch später wechselte der Schulbesuch im Winter mit der Landarbeit zur Unterstützung seiner Mutter im elterlichen Anwesen oder bei fremden Landwirten, mit der Arbeit auf Baustellen oder mit dem Be- und Entladen von Schiffen auf den Anlegestellen an der Wolga in der Sommerzeit ab. Im Jahre 1915 bestand er erfolgreich die Aufnahmeprüfungen und erhielt ein Stipendium zum Besuch des Rovnensker Lehrerseminars. Nach der Oktoberrevolution verließ er das Seminar, absolvierte verschiedene Lehrgänge und arbeitete als ehrenamtlicher Mitarbeiter bei der Beseitigung des Analphabetentums unter Erwachsenen. Im Jahre 1919 leitete *M. S. Dunin* die Sysransker Abteilung der Russischen Telegrafagentur und arbeitete gleichzeitig ehrenamtlich als Techniker im städtischen Chemisch-bakteriologischen Laboratorium. In diese Zeit fallen seine ersten Bemühungen, selbständige mikrobiologische Versuche durchzuführen.

Geleitet vom Wunsche, sein Wissen zu vertiefen, wollte er unbedingt ein Studium aufnehmen. So zog es ihn nach Moskau, in der Hoffnung, einen Studienplatz an einer Hochschule zu finden. Er machte sich zu Fuß auf den Weg von Sysgrani nach Moskau. Verwandte oder Bekannte hatte er in Moskau nicht, so wohnte er zunächst im Treppenhaus eines Gebäudes in der „Mjasnizkaja uliza“ (Fleischer-Straße). Sein Wunsch, zu studieren ging nicht gleich in Erfüllung. Er suchte eine Arbeit, bei der er auch lernen konnte. Seinem Wunsche entsprach am meisten die Arbeit in einem mikrobiologischem Labor. Eine solche Arbeit fand er, allerdings betraute man ihn nur mit der Betreuung der Versuchskaninchen. Es folgte dann die Arbeit in einem Laboratorium des von Prof. Dr. *Wasili Iwanowitsch Kedrowski* (1865 ... 1935) geleiteten Bakteriologischen Institutes der Moskauer Universität, den *Michail Semjonowitsch* später seinen ersten Lehrer nannte. Hier wurde er mit mikrobiologischer Arbeit, einschließlich mikroskopischer Untersuchungen beauftragt. Im Herbst 1921 beginnt er

sein Studium an der Fachrichtung Biologie der Physikalisch-mathematischen Fakultät der Moskauer Staatlichen Universität (heute Moskauer Staatliche Lomonosow-Universität). Noch während seines Studiums organisiert er ein landwirtschaftliches Laboratorium bei der Massenzeitung „Bednota“ (Armut), das er bis zum Jahre 1930 leitete. Dieses Laboratorium war der Initiator und Propagandist eines massenhaften landwirtschaftlichen Versuchswesens. Seine korrespondierenden Versuchsansteller waren Lehrer, Agronomen, Bauern, die alle bestrebt waren, die Bauern an Hand eigener Versuche mit neuen wissenschaftlichen Ergebnissen vertraut zu machen. Dieses Laboratorium wurde im Jahre 1930 als Laboratorium für Massenversuchswesen in den Verband der Landwirtschaftsakademie (WASCHNIL) übernommen. Später werden auf der Grundlage dieses Laboratoriums zwei Laboratorien im Rahmen des neu geschaffenen Institutes für Soja und spezielle Kulturen eingerichtet: ein Laboratorium für Saatgutwesen und ein Laboratorium für Pflanzenschutz. Beide wurden bis 1939 weiterhin von *M. S. Dunin* geleitet. Im Jahre 1932 organisiert *M. S. Dunin* im Auftrage des Allunionsinstitutes für Pflanzenschutz ein virologisches Laboratorium, im Jahre 1939 ein immunologisches Laboratorium. In beiden Einrichtungen arbeitet er bis zum Jahre 1944, als er auf den an der Moskauer K.A. Timirjasew- Landwirtschaftsakademie (TSCHA) neu geschaffenen Lehrstuhl für Phytopathologie berufen wird, den er aufbaute und bis zum Jahre 1973 leitete. Nach seiner Emeritierung im Jahre 1973 war er noch bis zum Jahre 1986 als Leiter der Abteilung für Immunität an der Moskauer Filiale des N. I. Wawilow-Allunionsinstitutes für Pflanzenbau tätig. Schon im Jahre 1935 wird ihm auf Grund seiner wissenschaftlichen Verdienste der akademische Grad eines Doktors der Landwirtschaftswissenschaften zuerkannt, im Jahre 1939 wird er zum Professor ernannt.

Überblickt man das fast 70-jährige umfangreiche wissenschaftliche Werk (die Liste seiner wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Publikationen enthält über 700 Titel) dieses „Dynamo an Energie und Ideen“, wie Prof. Dr. *M. S. Dunin* einmal von dem bekannten kanadischen Phytopathologen *Sessler* genannt wurde, so fällt einem zunächst dessen erstaunliche Breite auf. Er befasste sich mit einer Vielzahl der unterschiedlichsten wissenschaftlichen Fragestellungen, aber allen war gemeinsam, dass es sich stets um wichtige Probleme der landwirtschaftlichen Produktion handelte, Aufgaben, die das Leben stellte. Seien es Probleme der Maispathologie, die mit der Ausdehnung des Maisanbaus Bedeutung erlangten, die Aufklärung der Ätiologie einer an der unteren Wolga auftretenden Erkrankung der Apfelbäume oder die im Kriege lebenswichtige Entwicklung eines Verfahrens zum Kartoffelanbau auf der Basis von Kartoffelkeimen – stets waren es Bedürfnisse der landwirtschaftlichen Praxis, die er aufgriff und einer Lösung zuführte.

Bereits seine Untersuchungen über Ährenfusariosen beim Roggen, auf Grund von Mykotoxin-Bildung in großen Teilen der Nichtschwarzedezone Russlands verbreitete Ursache von Erkrankungen bei Mensch und Tier, die Gegenstand seiner ersten Publikation „O pjanom chlebe“ (Über „Tammelgetreide“) im Jahre 1923 waren, fanden breite Anerkennung und die Arbeit wurde auch in deutscher Übersetzung herausgebracht. 1926 erschienen diese Ergebnisse auch in der amerikanischen Zeitschrift „Phytopathology“. Es folgte die Aufklärung des Komplexes der Toxizität des Leinöls infolge von Fusariumbefall des Leinsamens (Tammellein). Beides waren damals aktuelle Probleme der landwirtschaftlichen Praxis. Über seine Arbeiten zu Problemen der Saatgutkontrolle berichtete er auf dem V. Internationalen Kongress über Saatgutkontrolle im Jahre 1928 in Rom, wo er sich als talentierter Forscher international einführte. Anfang der 30er Jahre lenkt er die Aufmerksamkeit der Fachwelt auf die ungenügende Qualität der Saatgutbeizung bei Getreide, erarbeitet eine Kontrollmethode und Maßnahmen zur Erhöhung ihrer Qualität.

In den Jahren der ersten Fünfjahrpläne, als die sich entwickelnde Industrie neue Rohstoffe benötigte, schaltete sich *M. S. Dunin* aktiv in Programme zur Erschließung neuer technischer Kulturen ein. Über seine Arbeiten zur Aufklärung von Krankheiten des Dekkanhanfes oder Kenafs (*Hibiscus cannabinus*) in der UdSSR berichtete er 1929 auf dem Kongress für tropische

und subtropische Landwirtschaft in Sevilla, daraufhin erfolgte seine Aufnahme als Mitglied in die Spanische Gesellschaft der Naturforscher und in die deutsche Gesellschaft für angewandte Botanik. Es folgten Arbeiten über Krankheiten von Soja (*Glycine max*), der Süßkartoffel (*Ipomoea batatas*), des Maulbeerbaums (*Morus* spp.) und des Topinamburs (*Helianthus tuberosus*), von Erdmandeln (*Cyperus esculentus* var. *sativus*) und Zitrusgewächsen (*Citrus* spp.). Von seinen Studien- und Kongressreisen nach Deutschland, Frankreich und Spanien in dieser Zeit liegen seine Tagebuchaufzeichnungen vor, die sein Sohn *Wladimir* erschloss und mir als Kopien zur Verfügung stellte. Sie legen Zeugnis ab, mit welcher selbstverständlichen Weltoffenheit, Aufgeschlossenheit, aber auch kritischer Position sich der 28-jährige, der sich als Bauernsohn von der Wolga zum großen Teil als Autodidakt seinen Weg in die Wissenschaft bahnte, auf dem westlichen Parkett bewegte. Nicht nur mit der Entwicklung der Forschung auf den verschiedenen Fachgebieten machte er sich vertraut, sondern er interessierte sich auch für die kulturellen Eigenarten und die Lebensweise der einfachen Leute in diesen Ländern. Nie ließ er sich mit oberflächlichen Erklärungen abfertigen, hinterfragte und bildete sich ein eigenes Urteil. Bemerkenswert, dass seine Notizen in teilweise in deutsch, französisch, spanisch und italienisch abgefasst sind.

Mit seinen ersten Arbeiten über die pflanzliche Virologie in den dreißiger Jahren ist er praktisch der Begründer virologischer Forschungen bei Kulturpflanzen in der UdSSR. Neben eigenen Forschungsarbeiten auf diesem Gebiet leistete er eine umfangreiche Arbeit zur Aufklärung über die Bedeutung von Viruskrankheiten landwirtschaftlicher Kulturpflanzen. Er veröffentlichte Instruktionen zur Untersuchung von Viruskrankheiten wichtiger landwirtschaftlicher Kulturpflanzen, der Baumwolle und zur Erscheinung des Stolburs bei Tomate und Paprika. Im Jahre 1937 erschien seine in der virologischen Serologie klassisch gewordene Arbeit über die Tropfenmethode zur Analyse von Viren im Pflanzenbau (*Dunin, M. S., Popowa, N. N.* : Die Tropfenmethode zur Analyse von Viren im Pflanzenbau. *Nowoje w selskom chosjaistwe*, Moskau, 1937). Es folgen Publikationen über Ergebnisse der Forschungen zu Viruskrankheiten bei Leguminosen, Gemüsearten, Beerenobst und Kartoffeln. Mit der Herausgabe des Buches: „Die Viruskrankheiten landwirtschaftlicher Kulturpflanzen“ (Moskau, 1937) unternahm er den ersten Versuch in der Sowjetunion, den Stand der Erkenntnisse auf diesem Gebiet zusammenfassend darzustellen. Breiten Raum nahmen in seinen virologischen Forschungen Arbeiten zur serologischen Diagnose ein, die schließlich zur Produktion von Antiseren für Massentests in der Kartoffelerhaltungszucht führten, wie insgesamt der virusfreien Pflanzkartoffelproduktion stets seine besondere Aufmerksamkeit galt.

Einen wichtigen Platz im Schaffen *Michail Semjonowitsch Dunins* nahm die Erforschung der pflanzlichen Resistenz gegenüber Infektionskrankheiten ein. Für seine im Jahre 1946 erschienene Arbeit „Die Immunogenese und ihre praktische Ausnutzung“ (Tbilissi, 1946) wurde ihm 1947 der Staatspreis (Stalinpreis) zuerkannt. Er verstand die Resistenz nicht als statische Erscheinung, sondern als dynamische, sich mit Wachstum und Entwicklung verändernde Eigenschaft, als Resultat und fortdauernden Prozess der Evolution der Pflanzen in ihrer Wechselwirkung mit Schaderregern, anderen Stressfaktoren und Umweltbedingungen. In der Bestandesführung, der Beeinflussung von Wachstum und Entwicklung der Kulturpflanzenbestände sah er wesentliche Ansatzpunkte zu ihrer Erhaltung und Ausprägung. Bei der Praxisorientierung seiner gesamten wissenschaftlichen Arbeit ist es nicht verwunderlich, dass er der Popularisierung neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse breiten Raum einräumte. Allein dem von ihm im Krieg ausgearbeiteten Verfahren der Kartoffelpflanzung mit Hilfe von Keimen waren in den Jahren von 1943 ... 1945 mehr als 120 Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, 9 Broschüren und 7 Plakate und über 20 Radioauftritte gewidmet, in mehr als 150 Lektionen unmittelbar in Kolchosen und Sowchosen in verschiedenen Regionen des Landes popularisierte er das Verfahren.

Großes Interesse Prof. Dr. *M. S. Dunins* galt stets auch der Geschichte der Phytopathologie seines Landes, die nicht nur in seinen Vorlesungen einen breiten Raum einnahm. Er war der Initiator vieler Symposien auf diesem Gebiet. Ihm verdanken wir im Jahre 1961 die Neuherausgabe der klassischen phytopathologischen Arbeiten von *M. S. Woronin* (1838 ... 1903) und von *A. J. Borghardt* (1881 ... 1937).

Viel Zeit und Energie widmete er der Übersetzung und Herausgabe wichtiger Arbeiten ausländischer Phytopathologen in russischer Sprache. So erschienen u. a. auf seine Initiative hin und unter seiner Redaktion im Jahre 1954 die „Pflanzliche Infektionslehre“ von *Ernst Gaumann*, 1959 die „Principles of Plant Pathology“ von *E. C. Stakeman* und *J. G. Harrar*, 1960 die „Plant Virus Serology“ von *R. E. Matthews* und 1975 „The Principles of Plant Pathology“ von *S. A. J. Tarr*.

Von seinem publizistischen Talent zeugt ein sehr schönes, in den Traditionen von *N. I. Wawilow* über seine Reisen nach Afghanistan, Pakistan und Indien geschriebenes Buch „Durch Afghanistan, Pakistan und Indien“, das zwei Auflagen erfuhr (1952 und 1954). In ihm hat er mit großer Meisterschaft nicht nur die phytopathologischen Probleme in diesen Ländern beschrieben, sondern auch ein lebendiges Bild über Land und Leute gezeichnet. Zu Recht erfuhr das Buch eine Vielzahl sehr positiver Einschätzungen und Rezensionen. Erst kürzlich übergab mir sein Sohn Wladimir einige erhaltene Erzählungen seines Vaters, die er speziell für seine Kinder schrieb und ihn als talentierten Fabulierer auszeichnen.

Prof. Dr. *Michail Semjonowitsch Dunin* war ein hervorragender Pädagoge und talentierter Lektor. Seine ersten Lektionen hielt er schon im Jahre 1932. An der Moskauer Staatlichen Universität las er Kurse über landwirtschaftliche Phytopathologie, Viruskrankheiten der Pflanzen und über Krankheiten neuer landwirtschaftlicher Kulturen. Mit seiner Berufung auf den Lehrstuhl für Phytopathologie der TSCHA schuf er alle notwendigen personellen und material-technischen Voraussetzungen für eine qualitativ hochwertige Lehrarbeit. Neben den traditionellen Kursen für allgemeine und landwirtschaftliche Phytopathologie wurde für die Spezialisierungsrichtungen Pflanzenschutz und Pflanzenzüchtung von ihm eine Vorlesung über pflanzliche Resistenz eingeführt und gehalten.

Seine Vorlesungen über allgemeine Phytopathologie und pflanzliche Resistenz zeichneten sich in Form und Inhalt durch hohes Niveau aus und gehörten zu den brilliantesten, die an der Timirjasewka gehalten wurden. Sie bestachen durch wissenschaftliche Analyse des Materials, durch die Kunst der Beschränkung auf das wesentlichste und notwendige und durch die Voraussicht der Erfordernisse des morgigen Tages in Wissenschaft und Produktion aus. Seine Vorlesungen wurden stets erneuert, neue Forschungsergebnisse, Berichte über wissenschaftliche Tagungen im In- und Ausland fanden genauso Eingang in seine Vorlesungen, wie aktuelle Probleme aus der Praxis. Sie regten die Hörer zum Mitdenken an, provozierten eigene Fragestellungen und Antworten. Er ließ sich dabei davon leiten, dass die Anregung zur selbständigen Lösung selbst der geringsten Frage, die die Beherrschung der Forschungsmethodik, die Fähigkeit zur wissenschaftlichen Analyse und zu richtigen Schlussfolgerungen erfordert, mehr Nutzen bringt, als die Wiedergabe der in Lehrbüchern dargelegten Fakten.

Immer fand Prof. Dr. *Dunin* Zeit zur Betreuung wissenschaftlicher Studentearbeiten. Er selbst hat im Jahre 1945 den wissenschaftlichen Studentenzirkel für Phytopathologie gegründet. Viele später hervorragende Phytopathologen haben ihre ersten Schritte selbständiger Forschungsarbeit unter seiner Anleitung im Rahmen dieses wissenschaftlichen Studentenzirkels begonnen. Groß ist auch die Zahl derer, die unter seiner Anleitung eine wissenschaftliche Aspirantur auf dem Gebiet der Phytopathologie, der pflanzlichen Virologie und der Resistenzforschung erfolgreich absolvierten. Allein in den Jahren seiner Arbeit in der TSCHA waren es 78 junge Spezialisten, nicht nur aus seinem Heimatland, sondern auch aus Ägypten, Albanien, Bulgarien, China, Deutschland, Indien, Jugoslawien, Nigeria, Nordkorea, Rumänien, Syrien, Ungarn und Vietnam, denen er den Weg in die phytopathologische

Forschung ebnete. Auch viele Doktoren der Wissenschaften, Korrespondierende und Ordentliche Mitglieder von Wissenschaftlichen Akademien sind stolz darauf, seine Schüler zu sein.

Seine wissenschaftliche und pädagogische Arbeit verband *M. S. Dunin* mit der Arbeit in vielen wissenschaftlichen Gremien und Redaktionen. So war er Vorsitzender der Sektion Resistenz der Kulturpflanzen der WASCHNIL, Mitglied des Büros der Abteilung Pflanzenschutz und des Koordinierungsrates für Pflanzenschutz dieser Akademie, Mitglied des Plenums der Obersten Attestationskommission der UdSSR und ihrer Expertenkommission für Pflanzenbau, Vorsitzender der phytopathologischen Sektion des Nationalkomitees sowjetischer Biologen sowie Mitglied der Redaktionskollegien der Zeitschriften „Pflanzenschutz“, „Iswestija TSCHA“, „Mikologia i fitopatologia“ und „Junyj Naturalist“. Darüber hinaus arbeitete er in der Gesellschaft UdSSR-Indien und im Sowjetischen Komitee zur Verteidigung des Friedens.

Charakteristisch für die Persönlichkeit *Michail Semjonowitsch Dunin* waren seine enzyklopädischen Kenntnisse nicht nur auf dem Gebiet der Biologie und der Landwirtschaftswissenschaften, sondern seine große Allgemeinbildung, seine Kenntnis der russischen und ausländischen schöngeistigen Literatur sowie seine Kenntnis und Liebe zur frühen Geschichte, Kultur und Kunst der Völker des Ostens. *Michail Semjonowitsch Dunin* war überhaupt eine weltoffene Persönlichkeit, wozu sehr die gute Kenntnis mehrerer Fremdsprachen beitrug. Er war sicher einer der von Tagungen und Kongressen her im Ausland bekanntesten Phytopathologen der UdSSR und hatte viele Kontakte zu ausländischen Kollegen, was ihn Anfang der siebziger Jahre gehässige Denunziationen und letztendlich den Verlust des Lehrstuhls einbrachte. Die Emeritierung erfolgte zwar formal in Übereinstimmung mit dem Gesetz (Prof. Dr. *M. S. Dunin* hatte das siebzigste Lebensjahr erreicht), war aber angesichts der gängigen Praxis diskriminierend. Auch waren die Umstände und die Form der Emeritierung einer Hochschule unwürdig und wurden in keiner Weise der Lebensleistung von Prof. Dr. *M. S. Dunin* gerecht.

Michail Semjonowitsch Dunin war ein im besten Sinne des Wortes Patriot seiner Heimat. Mitglied der KPdSU wurde er nicht. Auf die Frage seines Sohnes *Wladimir*, warum er nicht Mitglied der Partei sei, antwortete er: „Ich will meinen Brei aus meiner eigenen Schüssel essen“. Wie mir seine Frau *Marija Grigorjewna* später sagte, waren es vor allem Fragen der Agrarpolitik der Bolschewiki (die Art der Kollektivierung und der Kampf gegen die Mittelbauern), die den Bauernjungen davon abhielten, Mitglied dieser Partei zu werden.

Die Leistungen von Prof. Dr. *M. S. Dunin* in Lehre und Forschung wurden mit einer Reihe wissenschaftlicher und staatlicher Auszeichnungen gewürdigt. Im Jahre 1965 wurde ihm der Titel „Verdienter Wissenschaftler der RSFR“ verliehen, 1967 wurde er zum ordentlichen Mitglied der WASCHNIL gewählt. Er wurde mit zwei Lenin-Orden (1960 und 1965), dem Rotbannerorden (1971), dem Orden für Völkerfreundschaft (1986) und der „Medaille für heldenmütige Arbeit im Großen Vaterländischen Krieg“ (1946) geehrt.

Am 06. 06. 1993 verstarb Prof. Dr. *Michail Semjonowitsch Dunin* nach langer schwerer Krankheit im Alter von 92 Jahren. Die Umstände erlaubten es mir leider nicht, ihn auf seinem letzten Weg zu begleiten.

Wissenschaftliche Studentenarbeit

Unter unmittelbarer Betreuung durch einen solch hervorragenden Menschen und Wissen – schaftler konnte ich studentische Forschungsarbeit auf dem Gebiet der Virusserologie bei Kartoffeln leisten und während des Diplompraktikums die Massenproduktion diagnostischer Antiseren auf der Versuchsstation für Pflanzenschutz in Gang setzen (heute noch an der Timirjasew-Akademie vorhandene Poster zeigen die in diesem Jahr steil ansteigende Kurve der Produktion). Jede freie Minute verbrachte ich auf der Versuchsstation, wo ich bei meiner Arbeit von einer Reihe von technischen Kräften unterstützt wurde. So von unserer Tierpflegerin *Maria Alexejewna Kasanzewa*, einer Kriegerwitwe mit drei kleinen Kindern, die

ihre Mutter oft bei der Arbeit begleiteten sowie von den Laborantinnen *Anna Petrowna Lifanowa* und *Nina Borisewna Stürmer*. In materieller Hinsicht (Tiermaterial, Biochemika u. a.) wurde ich sehr großzügig von der Leiterin der Versuchsstation, Frau Dr. *Soja Pawlowna Katschalowa* (1914 ... 1987) unterstützt. Waren zunächst die wenigen Versuchskaninchen im Keller des 16. Korpus untergebracht, so wurde bald auf der Versuchsstation ein größerer Kaninchenstall genutzt. Auch das kleine Gewächshaus wurde vollständig mit meinen Versuchspflanzen belegt. Alle Arbeiten führte ich selbst durch, von der Anzucht meiner Versuchspflanzen, der Produktion von Antigenen, der Immunisierung, dem Entbluten und Schlachten der Kaninchen nach einer Versuchsserie, der Titerbestimmung und -einstellung bis zur Abfüllung des Antiserums in Ampullen. Laborversuche stellte ich zu verschiedenen Methoden der Antigenaufbereitung und unterschiedlichen Immunisierungsschemen an. Im Gewächshaus untersuchte ich die Antigenausbeute von Kartoffelvirus X aus unterschiedlich alten Pflanzen und verschiedenen Blättagen von Tabak und Stechapfel. Auf dem Versuchsfeld der TSCHA an der Listwennitschnaja alleja hatte ich einen Versuch zur Ausbreitung des Kartoffelvirus X bei mechanischen Pflegemaßnahmen und zur Veränderung des Virusgehaltes in den Blättern von Kartoffelpflanzen in Abhängigkeit vom Alter der Pflanzen. Letzteres hatte Bedeutung für die Probenahme zur Virustestung.

Warum beschränkte ich mich damals auf das X-Virus der Kartoffel ? Das hatte zwei Gründe: Zum einen waren im damaligen sowjetischen Kartoffelsortiment viele alte Sorten, die im Westen schon lange nicht mehr im Anbau waren und zu 100 % mit dem X-Virus latent verseucht waren (mein Objekt war zum Beispiel die Sorte Early Rose, eine Frühkartoffelsorte, die nicht nur zu 100 % verseucht war, sondern auch einen sehr hohen Virusgehalt hatte). Zählten die von diesem Virus allein verursachten Erkrankungen auch zu den „leichten“ Virose, so verstärkte es bei Mischinfektionen mit dem Y-Virus der Kartoffel (*Potato Y-Virus*) oder dem damals bereits in Russland verbreiteten Knollenspindel- Viroids der Kartoffel (*Potato spindle Tuber Viroid*), dessen Symptome von Frau Prof. Dr. *Leontjewa* () unter der Bezeichnung „Gotika“ bereits im Jahre 19 erstmals beschrieben wurden, erheblich deren Schadwirkung. Es stand also die Aufgabe, wertvolle alte Sorten von diesem Virus zu bereinigen.

Zum anderen waren die damaligen materiellen Voraussetzungen, welche unsere damals in vier Kellerräumen des alten Korpus 16 untergebrachte Station bot, sehr primitiv. Die Ausrüstung entsprach im wesentlichen der der dreißiger Jahre. Wurden bis zu meiner Arbeit ungereinigte Pflanzensäfte als Antigene benutzt und dann in komplizierten Absättigungsversuchen die spezifischen Antikörper von den Pflanzeneiweißen getrennt, so führte ich eine Reinigung des Virusantigens ein. Unter den gegebenen Bedingungen konnte ich nur Reinigungsverfahren auf der Grundlage der von Pfankuch und Kausche bereits im Jahre 19 für die Reinigung des Tabakmosaik-Virus (*Tobacco mosaic virus*) beschriebenen Schritte der chemischen Reinigung durchführen. An die später aus der DDR importierten Janetzki-Ultrazentrifugen, geschweige denn an Beckmann-Zentrifugen war damals nicht zu denken. Auch fehlte es an vielen Feinchemikalien. Die Ausrüstung mit Mikroskopen war bescheiden. Das einzige moderne Mikroskop befand sich im Kabinett von Prof. Dr. *Dunin*. Ein Elektronenmikroskop war nicht vorhanden. Das schränkte natürlich die Möglichkeiten der Arbeiten ein. Wir mussten auch die Situation und die Möglichkeiten in den praxisorientierten Laboratorien berücksichtigen, in denen unsere Diagnostika angewandt werden sollten. Dort war in der Regel damals nur der Agglutinationstest (die Tropfenmethode nach *Dunin* und *Popowa*) möglich. Mit allen mir zur Verfügung stehenden Mitteln ging es mir vor allem darum, die Titer der Seren wesentlich zu erhöhen, um die Nachweissicherheit des Virus unter praktischen Bedingungen zu garantieren. Das ist mir mit meinen Arbeiten gelungen. Natürlich musste ich dabei auch Lehrgeld bezahlen. So erinnere ich mich, wie wir eine Sendung aus einem Institut zurückbekamen, weil ich die Verdünnung dieser Charge zu hoch gewählt hatte.

Wir konnten mit unserem Testmaterial zwar gute Nachweisergebnisse erzielen, aber für anderes Material war die gewählte Verdünnung zu hoch.

Die Arbeit unter den relativ primitiven Bedingungen unserer Station hat mich für das weitere wissenschaftliche Leben, sowohl in der eigenen Arbeit, wie auch in meiner Leitungstätigkeit geprägt: Ohne eigene Ideen nützen einerseits die besten Geräte nichts (dem englischen Physiker und Ingenieur Frederick Williams Lanchester (1868 ... 1946) werden die Worte zugeschrieben, die er beim Besuch einer modernen Forschungsstätte für Physik gesprochen hat „Viel zu viel Geräte, viel zu wenig Ideen“), andererseits ist eine gewisse materielle Grundausstattung Voraussetzung für wissenschaftliches Arbeiten auf der Höhe der Zeit (auch der Spruch des hervorragenden russischen Arztes, Mitbegründers der Feldchirurgie und Pädagogen *Nikolai Iwanowitsch Pirogows* (1810 ... 1881), den ich später häufig in wissenschaftlichen Einrichtungen der Sowjetunion und ihrer Nachfolgestaaten las: „Wo der Geist der Wissenschaft herrscht, dort kann Großes mit wenigen Mitteln geleistet werden“ hat natürlich nur im bestimmten Rahmen seine Gültigkeit, und heute schon gar nicht! Aber darüber später mehr).

Der „Geist der Wissenschaft“ herrschte in unserer bescheidenen Forschungsstation. Mein Lehrer führte mich, informierte sich regelmäßig über meine Arbeit und gab mir Freiräume für die Verwirklichung eigener Ideen. Gern denke ich an die für mich stets lehrreichen Abendgespräche in seinem kleinen Kabinett am Lehrstuhl in der dritten Etage des 16. Korpus zurück, bei denen es nicht nur um Fragen meiner Arbeit ging. Die Gespräche fanden, wie man heute sagen würde, stets auf „gleicher Augenhöhe“ statt. Ich spürte nie den Dozierenden, hatte immer das Gefühl, dass auch meine Meinung ernst genommen wurde, verließ aber immer geistig bereichert das Kabinett. Nicht selten hat er mich mit seinen Kenntnissen der deutschen schöngeistigen Literatur beschämt, wenn er Gedichte in deutscher Sprache rezitierte. Er erwirkte für mich die Berechtigung zum Besuch des Professoren- und Aspirantenlesesaals (damals noch ein relativ kleiner Raum im Hauptgebäude der Akademie), wo ich ein sehr reiches Angebot vor allem an deutschsprachiger Fachliteratur nutzen konnte (unter anderem habe ich in jenen Jahren sämtliche Arbeiten der Biologischen Reichsanstalt Berlin-Dahlem, aber auch viele Standardwerke des Pflanzenschutzes durchgearbeitet). Da ich 8 Jahre lang in der Schule englisch lernte, konnte ich auch die englischsprachigen Arbeiten auswerten. Die Lesesäle waren damals noch bis 23 Uhr geöffnet, arbeiteten auch an Wochenenden, so dass ich dort manchen Abend und Sonntag verbrachte.

Am 14. Februar 1958 legte ich Ergebnisse meiner Arbeiten in dem Vortrag „Herstellung antiviraler Seren und ihre Anwendung“ in der Sektion Pflanzenschutz der XI. Wissenschaftlichen Studentenkonferenz der TSCHA dar. Als Auszeichnung erhielt ich die Möglichkeit, an der kurze Zeit später stattfindenden wissenschaftlichen Studentenkonferenz an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Leningrad-Puschkin teilzunehmen und meinen Vortrag dort ebenfalls zu halten. Außerdem wurde die Arbeit mit 9 weiteren aus der TSCHA zum Moskauer Studentenwettbewerb eingereicht. Dann nahm sie auch noch am Allunionswettbewerb der besten studentischen Arbeiten für 1958/1959 teil. Mit Schreiben des Rektors der Timirjasew-Akademie vom 7. 9. 1960 wurde mir eine dabei errungene Medaille des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen übersandt. Der im IX. Band der von der MSCHA herausgegebenen „Sammlung studentischer Forschungsarbeiten“ (Moskau, 1959) veröffentlichte Vortrag war meine erste wissenschaftliche Veröffentlichung.

Mein einwöchiger Aufenthalt an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Leningrad-Puschkin war für mich ein unvergessliches Erlebnis. Ausgerüstet mit den Postern zu meinem Vortrag begab ich mich gegen 24 Uhr auf dem Leningrader Bahnhof in Moskau in den Nachtschnellzug „Krasnaja Strela“ (Roter Pfeil), um am anderen Morgen gut ausgeschlafen auf dem Moskauer Bahnhof in Leningrad anzukommen. Als mir meine Kollegen vom Allrussischen Institut für Pflanzenschutz im Dezember 2004 eine Reise von Sankt-Petersburg nach Moskau und zurück organisierten, konnte ich nach 47 Jahren, fast zur gleichen Zeit

wieder mit diesem Zugpaar, nur in umgekehrter Reihenfolge reisen, was bei mir Erinnerungen an meine damalige Reise weckte. Der Komfort war allerdings wesentlich verbessert.

Die Arbeit der Konferenz in Puschkin begann immer erst um 17 Uhr und tagsüber hatten unsere Gastgeber für die auswärtigen Gäste der Konferenz in hervorragender Weise den Besuch der historischen und kulturellen Sehenswürdigkeiten der Newa-Metropole und Stadt Puschkins organisiert. Obwohl meine erste Bekanntschaft mit „Piter“, wie die Petersburger liebevoll ihre Stadt nennen, im Winter stattfand, wurde bei mir gewissermaßen Liebe „auf den ersten Blick“ zu dieser Stadt geweckt, die bis heute anhält. Bei vielen folgenden Besuchen habe ich immer wieder neue Seiten ihrer Schönheit entdeckt, die schon von *Alexander Puschkin* besungen wurde:

Ich liebe dich, Schöpfung Peters, deine
Gestrenge, einheitliche Pracht,
In dem granitene Gesteine
Der Newa königliche Macht
Und deine schmucken Eisengitter
Und deiner nachdenklichen Nacht
Durchsichtig-weißes Lichtgezitter ...

Ich weiß heute nicht mehr, was ich bei diesem ersten und was ich bei späteren Besuchen kennen lernte. Den überwältigenden Eindruck des ersten Besuches in der Eremitage habe ich in guter Erinnerung. Einen Eindruck ganz anderer Art erweckte damals der Besuch des Museums der Blockade in mir, in dem ich erstmals mit dem Leid der Leningrader Bevölkerung und ihrem Heldentum während der über 900 Tage währenden faschistischen Blockade (von 1941 bis 1944), der ständigen Bombardements und des Artilleriebeschusses, die rund eine Million Todesopfer verlangte, an Hand vieler erschütternder Einzelschicksale bekannt gemacht wurde. Allein in den Jahren 1941/1942 verhungerten im eingeschlossenen Leningrad über 640 000 Einwohner der Stadt, vor allem Kinder, Frauen und Greise. Die 37 km lange „Straße des Lebens“ über die zugefrorene Newa und den Ladogasee, die im Winter 1942 eröffnet wurde und die heldenhaft offen gehalten wurde, aber nur bei Eis befahrbar war, blieb lange der einzige Lebensstrang. Über sie wurden 1,2 Millionen Einwohner evakuiert und 1.5 Mill. t Güter in die Stadt gebracht. Im Jahre 1982 haben unsere Kollegen von der WASCHNIL uns am Rande einer gemeinsamen Präsidiumssitzung unserer Akademien eine Schiffsfahrt auf dieser Wasserstraße organisiert und viele Einzelheiten über ihre Rolle während der Blockade erklärt. Beim Lesen des Tagebuches der elfjährigen *Tanja Sawitschewa*, in dem sie akribisch das Sterben ihrer großen Familie beschrieb und das mit den Worten endete: „Die Sawitschews sind tot. Sie alle starben,“ konnte nicht nur ich die Tränen nicht zurückhalten. Dazu die unmenschlichen zynischen Befehle der verschiedenen deutschen Heeresführungen, dass es der Wille des Führers sei, die Stadt Leningrad mit ihrer gesamten Bevölkerung zu vernichten. Der Besuch dieses Museums als Deutscher im Kreise junger Menschen aus dem Land, denen die Deutschen so viel Leid zufügten, war für mich eine schwere Lehrstunde. Vor Scham, aber auch Wut über die Verbrechen meiner Landsleute, konnte ich lange keine Worte finden. Leider musste ich in meinem späteren Leben noch viele solcher Stätten mit den Spuren der Verbrechen der Deutschen (ich sage bewusst der Deutschen) kennen lernen. Sie haben mich sehr geprägt.

Wie mies sind doch angesichts dieser im Namen des deutschen Volkes begangenen Verbrechen heute die buchhalterisch akribischen Gegenrechnungen nicht nur durch „Berufs – Vertriebene“, sondern auch von Historikern, über die Opfer und das Leid der Deutschen, das sie am Ende des von den Deutschen angezettelten und jahrelang in ihrer Mehrheit unterstützten verbrecherischen Krieges durch Umsiedlung und anglo-amerikanischen Bombenkrieg erfuhren. Auch heute noch lese ich mit großer Betroffenheit die Blockadebücher von *Daniel Granin* und *Ales Adamowitsch* (Das Blockadebuch, Teil 1, Verlag Volk und Welt Berlin, 1987, Das Blockadebuch, Teil 2, Verlag Volk und Welt Berlin,

1985). Was war unser Hunger am Ende des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren im Vergleich zu dem während der Leningrader Blockade! Und welches stille Heldentum haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des damaligen Allunionsinstitutes für Pflanzenbau in Leningrad (heute N. I. Wawilow-Institut für Pflanzenbau der Russischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften) in Leningrad bewiesen. Das Institut beherbergte damals die in der Welt größte, von N. I. Wawilow und seinen Mitarbeitern im Ergebnis vieler Sammelreisen geschaffene Kulturpflanzensammlung von unschätzbarem wissenschaftlichem Wert. Darunter waren auch mehr als 100 000 Proben von Getreidearten. Die Mitarbeiter hungerten, einige verhungerten, aber die wertvolle Sammlung wurde gerettet.

Das Memorial-Ensemble des Piskarjowskoje-Friedhof, auf dem in Massengräbern die Opfer der Blockade ruhen, gab es damals noch nicht, es wurde erst am 9. Mai 1960 eröffnet. Oft weilte ich später an dieser Stätte des Gedenkens und der Mahnung, las die in Stein gemeißelten Worte der Schriftstellerin *Olga Bergholz* (1910 ... 1975), die selbst die Blockade in Leningrad überlebte:

Hier liegen Leningrader,
Männer, Frauen, Kinder,
neben ihnen Soldaten, Rotarmisten.
Mit ihrem Leben
haben sie dich verteidigt, Leningrad,
Wiege der Revolution.
All ihre edlen Namen
können wir hier nicht nennen,
zu viele liegen unterm ewigen Schutz des Granits,
doch wisse, der du den Steinen lauschst,
keiner ist vergessen, nichts ist vergessen.

Ich wohnte während des Aufenthaltes in Puschkin, dem früheren Zarskoje Selo, im Studentenwohnheim der Hochschule, den ehemaligen Kavalleriekasernen aus der Zarenzeit. Ich war Gast unserer deutschen Studenten, von denen ich viele noch vom gemeinsamen Vorbereitungslehrgang in Burgscheidungen kannte. So haben wir bis tief in die Nächte hinein manche Erinnerungen wach gerufen und Eindrücke und Erfahrungen ausgetauscht. Während ich mich an Einzelheiten der Konferenz im damaligen Auditorium Maximum der Hochschule kaum erinnern kann, habe ich ein Erlebnis noch in guter Erinnerung, was mich damals sehr beeindruckte. Meine Reise fand in der Zeit der Vorbereitung zu den Wahlen in den Obersten Sowjet der UdSSR statt (von Wahlkampf kann man ja schlecht sprechen). Kandidat aus Leningrad war unter anderen der bekannte Leningrader Komponist *Wasili Pawlowitsch Solowjow-Sedoi* (1907 ... 1979), der dem Land neben Balletten und Operetten viele schöne volkstümliche Lieder geschenkt hat, die auch wir Studenten gern sangen. Mit ihm fand während meines Aufenthaltes eine Wahlveranstaltung an der Hochschule statt. Nach der Eröffnung der Veranstaltung im Kulturhaus erhielt der Kandidat das Wort. An seine wenigen Worte kann ich mich gut erinnern. Sie lauteten in etwa: „Sie wissen, dass ich Komponist bin und kein Politiker. Ich mache Sie mit meiner Arbeit bekannt und schlage Ihnen vor, dass wir gemeinsam meine Lieder singen.“ Sprach es und schritt unter großem Beifall zum Flügel und der Saal sang zwei Stunden lang seine Lieder, darunter das im Jahre 1956 entstandene Lied über die „Moskauer Abende“, das noch heute überall in Russland gesungen wird. Mit Begeisterung sang auch ich zu seiner Begleitung. Viele der Lieder kannte ich und höre und singe sie auch heute noch gern. Seine Wahl durch die Professoren, Mitarbeiter und Studenten war nach dieser Veranstaltung sicher.

Wir besuchten natürlich auch den herrlichen winterlichen Park des Jekaterinenschlosses, der so oft von Puschkin besungen wurde. Das Schloss selbst war nach den Zerstörungen durch die Faschisten erst teilweise wieder restauriert. Später hatte ich bei häufigen Besuchen bei meinen Kollegen und Freunden im Pflanzenschutzinstitut der Russischen Akademie der

Landwirtschaftswissenschaften in Puschkin die Möglichkeit, mich an den Schönheiten nicht nur dieses Schlosses und seines Parks, sondern auch der vom benachbarten Pawlowsk und von Petrodworez zu begeistern. Eine besondere Freude bereiteten mir meine Freunde des Pflanzenschutzinstituts im Jahre 2001, als wir nur wenige Wochen nach Eröffnung des in seiner ganzen Schönheit wieder hergestellten Bernsteinzimmers des Jekaterinenpalastes an der langen Schlange der Wartenden vorbei, dieses einmalige Kunstwerk betrachten konnten. Natürlich stand in Puschkin auch der Besuch des Lyzeums auf der Tagesordnung, in dem *Alexander Puschkin* lernte, wir besuchten die berühmte Bank im Park, an der mit eisernen Lettern der Vers Puschkins prangt:

Wohin uns das Geschick auch mag verschlagen,
uns, die zu Haus sich fühlen nirgendwo,
die Heimat, die wir stets im Herzen tragen,
war, ist und bleibt nur Zarskoje Selo,

der gewissermaßen die Hymne auch der Studenten der landwirtschaftlichen Hochschule in Puschkin war.

Studiumsabschluss und Promotion

Im Frühjahr 1958 begann ich mit der Niederschrift meiner Diplomarbeit. Als ich Einzelheiten hierüber mit meinem Lehrer abstimmen wollte, offenbarte mir dieser, er sei der Meinung, dass es die Fülle meines Materials erlaube, sofort damit zu promovieren. Ich sollte das Manuskript entsprechend vorbereiten. Außerdem schickte er mich zum Prorektor für wissenschaftliche Arbeit, Prof. Dr. *Wasilij Jegorowitsch Jegorow* (1899 ... 1988), damals Professor am Lehrstuhl für Ackerbau, der auch für Aspiranturen und Promotionen zuständig war, um mit ihm Einzelheiten abzustimmen. Dieser empfing mich ob meines Anliegens sehr verwundert und hielt mir einen Vortrag darüber, dass man an einer sowjetischen Hochschule nur nach Abschluss des Studiums mit einem Diplom promovieren könne. Ich entschuldigte mich bei ihm, sagte, dass es nicht meine Idee gewesen sei und verließ ihn. Ich stellte mich also auf die Verteidigung meiner Diplomarbeit ein. Dabei hatte ich allerdings die Rechnung ohne meinen Lehrer gemacht. Nachdem ich mich nach dem Gespräch beim Prorektor nicht wieder bei ihm gemeldet hatte, suchte mich eines Tages eine Laborantin im Wohnheim auf und forderte mich auf, sofort zu Prof. Dr. *M. S. Dunin* zu kommen. Er empfing mich zornig und fragte, wo die Arbeit bliebe. Ich entschuldigte mich damit, dass ja nach Auskunft des Prorektors eine Promotion nicht in Frage käme und mit der Abgabe der Diplomarbeit hätte ich ja noch Zeit. Nach einer Standpauke, weil ich ihn nicht sofort über das Gespräch beim Prorektor informiert hatte, setzten sofort seine Aktivitäten ein. Noch in meiner Anwesenheit sprach er mit dem Rektor, Prof. Dr. *Grigori Matwejewitsch Losa*, beide vereinbarten einen Termin und ich wurde beauftragt, ihm so schnell wie möglich den Entwurf der Arbeit vorzulegen. Nun nahm die Sache ihren Lauf. Nach einigen Wochen machte mich Prof. Dr. *Dunin* mit einem Befehl des Ministers für Hoch- und Fachschulwesen bekannt, in dem ausgeführt war, dass „der Student *Dieter Spaar* aus der Deutschen Demokratischen Republik das Recht bekommt, an der Moskauer Landwirtschaftlichen K. A. Timirjasew-Akademie zu promovieren“. Mein Lehrer gab mir das Manuskript der Arbeit ohne Bemerkungen zurück, bat die Arbeit binden zu lassen, die erforderliche Zahl an Exemplaren mit dem noch anzufertigenden und zu druckenden Autoreferat einzureichen. Die Verteidigung wurde für den 23. Juni 1958 um 13 Uhr vor dem Wissenschaftlichen Rat der agronomischen Fakultät der TSCHA angesetzt und einige Wochen vorher in der Zeitung „Selskoe chosjaistwo“ bekanntgegeben. Als Gutachter wurden Prof. Dr. *Alexander Wasiljewitsch Oserow* (1885 ... 1960), Leiter des Lehrstuhls für Veterinärhygiene der TSCHA, Dr. *Mark Josifowitsch Goldin* (), Abteilungsleiter am Institut für Biochemie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und Dr. *Alexei Jevstafewitsch Prozenko* (), Abteilungsleiter am Institut für Mikrobiologie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR bestellt (an sowjetischen Hochschulen durften die wissenschaftlichen Betreuer nicht als Gutachter fungieren, sie hatten bei der Verteidigung

eine Stellungnahme zur Arbeit abzugeben). Vor der Verteidigung musste ich aber noch die Prüfungen zum „Kandidatenminimum“ (Rigorosum) ablegen. So legte ich am 5. Juni 1958 vor der Staatlichen Examenkommission meine Diplomprüfung und parallel dazu bis zum 23. Juni 1958 vier weitere Examen ab: am 2. Juni die Examen in Phytopathologie und Resistenz der Pflanzen, am 6. Juni in Russischer Sprache und am 10. Juni 1958 das Examen in dialektischem und historischem Materialismus (Philosophie). Bis auf das letzte (ich habe darüber bereits oben geschrieben) bestand ich alle Examen mit Auszeichnung. Nun hatte ich noch zwei Wochen Zeit, um mich auf die Verteidigung der Arbeit: „Vervollkommnung und Anwendung der serologischen Analyse zur Gesundung der Kartoffel von Viruskrankheiten“ vorzubereiten. Die Gutachten waren alle positiv.

Zur Verteidigung war der Hörsaal 61 im Korpus 3 bis auf den letzten Platz besetzt. Viele Studenten waren anwesend. Nach meinem zwanzigminütigen Vortrag, den Auftritten der Gutachter erhielt mein Lehrer das Wort zu seiner Wertung. Hatte ich bis zu diesem Moment immer noch Zweifel, ob *Michail Semjonowitsch* meine Arbeit überhaupt gelesen hatte, so wurde ich jetzt eines Besseren belehrt. Ich hatte in der Arbeit eine ältere Arbeit von ihm kritisiert und hatte Zweifel, ob er diese Stelle gelesen hatte. Er hatte! Und würdigte in seiner Stellungnahme besonders, dass ich zu Recht und begründet diese Arbeit kritisiert hätte. Das war mein Lehrer!

Die Verteidigung verlief gut. Nach Abschluss der Diskussion erfolgte die geheime Abstimmung der Mitglieder des Wissenschaftlichen Rates. Das Ergebnis lautete: 32 Stimmen für, 2 Stimmen gegen. Ich konnte also zufrieden sein. Nach der Verteidigung kam eines der Mitglieder des Rates zu mir, um mich wegen der Gegenstimmen zu trösten. Diese seien nicht gegen mich und meine Arbeit gerichtet, sondern gegen meinen Lehrer. Interessanterweise brachte auch die darauf im Wissenschaftlichen Rat der Akademie erfolgte Abstimmung, der die erfolgte Verteidigung an der agronomischen Fakultät bestätigen musste, ebenfalls wieder zwei Gegenstimmen: 38 Stimmen für, 2 Stimmen dagegen. Über meine Arbeit berichtete die Leiterin des Sektors Aspirantur der Akademie, Frau *Warwara Fjodorowna Schuwajewa* (), die sich um alle Formalitäten meiner Verteidigung kümmerte und am Tage meiner Verteidigung aufgeregter war als ich, in einem Artikel unter der Überschrift „Eine interessante Dissertation“ in der Nummer 195 (8183) vom 19. August 1958 der Zeitung „Selskoje Chosjaistwo“. An meine Verteidigung erinnerte mich in den neunziger Jahren der Gründer und Vorsitzende der Agrarpartei, Dumamitglied und spätere Gouverneur der Region Gorny Altai, *Michail Iwanowitsch Lapschin* (... 2007), dem ich auf Bitten des damaligen Landwirtschaftsattachés bei der Botschaft Russlands, *Kusnezow*, eine Studienreise in Deutschland organisierte und dabei begleitete. Ich kannte ihn persönlich nicht. Als ich ihn auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld empfing, erkannte er mich sofort, kam sogleich auf mich zu und erzählte mir, dass er mich seit der Verteidigung meiner Dissertation schon kenne, da er damals anwesend war. Voller Hochachtung habe er meine Verteidigung verfolgt. Sie habe ihm gezeigt, was ein Student leisten kann, wenn er seine Studienzeit gut nutzt. Ähnliches schrieb mir Prof. Dr. *Oleg Zuwegitsch Metlizki* (... 2007), Phytopathologe am Institut für Obstbau der Russischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften in , der damals als Student ebenfalls der Verteidigung beiwohnte.

Nun musste noch die Oberste Attestationskommission der UdSSR (WAK) meine Verteidigung bestätigen. Aber darauf konnte ich nicht warten, denn das nahm eine längere Zeit in Anspruch. So reiste ich Ende Juni mit einem Diplom mit Auszeichnung als Hochschulagronom für Pflanzenschutz und als Kandidat der biologischen Wissenschaften voller Dankbarkeit für meinen verehrten Lehrer und Doktorvater im Alter von 24 Jahren hoch motiviert in die Heimat zurück, wo meine Frau *Gerda* und mein knapp einjähriger kleiner Sohn *Michael* auf mich warteten.

Ich fuhr nach Deutschland zurück mit der Liebe zu den einfachen slawischen Menschen im Herzen. In fünf Jahren des Studiums habe ich viele hervorragende Menschen, ob in Kreisen

der Intelligenz oder unter den „einfachen“ Menschen kennen gelernt und aufrichtige Freunde gewonnen. Viele haben mich im Laufe meines Lebens nicht enttäuscht. Ich habe erfahren, dass es sie gibt, die viel beschriebene „russische Seele“. So war ich für mein ganzes Leben bereichert. Bereichert durch ein zweites Heimatland mit Bindungen an Menschen, Landschaften, gemeinsamen Erinnerungen und Erzählungen, ohne meine deutsche Heimat ganz verloren zu haben (mit der Teilung Deutschlands verlor auch ich einen Teil der Heimat meiner Kindheit, später „eroberte“ ich in diesem Sinne neue Heimat auch vor allem in Polen, in der Ukraine und in Belarus). Ein Land mit großen Traditionen in Kultur und Wissenschaft, bescheidenen, arbeitsamen, leidgeprüften Menschen, die leider bisher ihre großen Möglichkeiten und ihr intellektuelles Potential schlecht genutzt haben, und mit einer wunderbaren Natur. Ich lernte seine Literatur und seine Volkslieder kennen und lieben, deren Klang ich erstmals von einem kleinen sowjetischen Ensemble im Saal der ehemaligen Loge in meiner Heimatstadt Nordhausen während meiner Schulzeit hörte. Später waren es die herrlichen Interpretationen des Alexandrow-Ensembles der sowjetischen Streitkräfte, die sie mir nahe brachten. Ich liebte und liebe sie, wie die Volkslieder meiner deutschen Heimat. Wie oft habe ich sie – die einen wie die anderen – bei Treffen mit meinen Freunden in Russland gesungen!

Ich verstand nun und verstehe die 1866 geschriebenen Verse des russischen Poeten und Diplomaten, *Fjodor Iwanowitsch Tjutschew* (1803 ... 1873), der die meisten Jahre seines bewussten Lebens als Gesandter des Zaren am bayerischen Hof in München und in Turin verbrachte, dessen Gutshaus in im Brjansker Gebiet heute ein Museum beherbergt, das ich im Jahre 1992 besuchen konnte:

Verstand wird Russland nie verstehn,
Kein Maßstab sein Geheimnis rauben,
So wie es ist, so lasst es gehen –
An Russland kann man nichts als glauben.
Der kühle, wägende Verstand,
Kann Russlands Wesen nicht vertehen:
Denn dass es heilig ist dies Land,
das kann allein der Glaube sehen. *

Aber auch die Einschätzung des zum Kreis der Pariser Emigrationsliteratur zählenden *Michail Osorgin* () im vergangenen Jahrhundert enthält durchaus treffende Worte:

*„Wie jeder Poet, so übertreibt natürlich auch Tjutschew: Russland lässt sich durchaus durchschreiten und es ist mit dem Verstand zu begreifen. Und dennoch hat Russland eine wahrhaft besondere Statur. Leider reimte man sich zu allen Zeiten etwas über dieses Land zusammen. Wird es immer wieder tun ... Man möchte es sich als etwas Ganzheitliches vorstellen, doch Russland als etwas Ganzheitliches gibt es nicht und gab es auch noch nie. Es besteht aus einer Ansammlung von Landstrichen, Klimazonen, Bergen, Ebenen, Völkern, Sprachen und Kulturen. Russland wird allgemein als Bär dargestellt. Genauso gut könnte es allerdings auch als Hausen, Garbe, Lerche, Weinrebe oder Malachitblume dargestellt werden.... Fast ist es das größte Unglück Russlands, dass es stets gelenkt wird, obwohl es sich am besten selbst lenken würde, wie auch ein großer Fluss von selbst fließt, das Gras auf der Wiese von allein wächst und die Sonne ohne unser Zutun scheint.... Ich liebe Russland sehr ... aber die Willensschwäche, die in diesem Lande herrscht, kann ich nicht leiden. Dieses Land gestattet jedem beliebigen Amateurreiter, seinen Rücken zu besteigen. Ab und zu bäumt es sich auf und wirft den Reiter ab, um sich sogleich von einem anderen zügeln zu lassen. Wahrscheinlich ist der Bär doch das beste Sinnbild für Russland – trotz seiner ungewöhnlichen Kraft lässt er sich doch leicht dressieren: Mit einem Ring in der Nase tanzt er zu jeder beliebigen Melodie.“**

Ich achte das russische Volk, wie auch mein eigenes, bange mit ihm, ob seiner verpassten Möglichkeiten. Wenn ich in meinen Vorträgen und Diskussionen in der Vergangenheit viel

Kritik an den Zuständen äußerte und auch in meinen Erinnerungen viel Kritisches schreibe, so nicht aus Böswilligkeit oder Überheblichkeit, sondern weil es mir wehtut, dass ein so großes Volk seine Möglichkeiten so schlecht nutzt und immer wieder auf schlechte Propheten und Glücksritter aller Couleur hereinfällt und sich von einer korrupten Obrigkeit und mit ihr verbundenen Geschäftemachern mit mafiosen Strukturen um die Früchte seiner Arbeit bringen lässt. Der schöne Vers des 1933 in Sibirien geborenen Dichters und Schriftstellers *Jewgenij Jewtuschenko* aus dem Jahre 1970, dessen Gedichte „Babi Jar“ und „Meinst Du, die Russen wollen Krieg“, wie auch seine Romane „Beerenreiche Gegend“ und „Stirb nicht vor Deiner Zeit“ ich sehr mag, schwingt in meinem Verhältnis zu Russland bis heute mit:

Und wenn ich auch durch Russlands Breiten,
Zugvogel, streif, tagaus, tagein,
in mir wird immer seiner Weiten
und stillen Größe Echo sein.*

* Siehe das liebevoll von der langjährigen Korrespondentin des ZDF in Moskau, Frau Schmalz-Krone herausgegebene Büchlein „Die russische Seele“ ().

Wenn ich von „russischer Seele“ spreche, so ist das keine nostalgisch geprägte romantische Schwärmerei. In ihr liegen für mich auch bestimmte Momente, man kann sagen, des Mystizismus, die viele Russen so anfällig für alle möglichen Heilslehren und esoterische Wundertäter und zugleich gleichgültig gegen die Wahrheit des Lebens macht. Vielleicht ist es auch die Weite des russischen Raumes, die diese Neigung bestärkt, ist hierin auch das nicht immer haushälterische Verhalten zum Boden und zur Umwelt begründet. Der große russische Schriftsteller *Fjodor Dostojewski* beklagte sich in diesem Zusammenhang bereits 1876 in seinem Tagebuch über die "unheilbare Düsternis" der russischen Seele. "Es ist die Gleichgültigkeit gegenüber allem Lebendigen, gegenüber der lebenserhaltenden und lebensspendenden Wahrheit des Daseins", notierte er. „In unseren Tagen ist diese Gleichgültigkeit, gemessen an den Perspektiven der anderen europäischen Nationen, fast so etwas wie eine russische Krankheit.“ Auch der zugelassene „Personenkult“, die „Anbetung“ von Leitungspersonlichkeiten ist sicher hierin begründet. In der Schrift: „Quellen des Kommunismus in Russland“ () hat der ukrainische Philosoph *Berdyschew* im Jahre in seinem Exil in Paris diese Zusammenhänge sehr überzeugend dargestellt. Erst nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion ist diese Schrift erstmals in Russland erschienen*. Warum braucht man in der Wissenschaft immer einen Leiter oder Führer, dem man auf Grund seines Amtes „wissenschaftliche Autorität“ zuordnet – und sei es nur ein Rektor oder Vizepräsident einer Akademie, auf die man sich dann beruft. Es gilt nach wie vor nicht die Autorität des Wortes, sondern das Wort der Autorität! Das schadet echten demokratischen Entwicklungen in der Wissenschaft, dem notwendigen sachlich geführten wissenschaftlichen Meinungsstreit, der für hohe Leistungen unverzichtbar ist. So etwas stimmt mich traurig.

In den letzten zwei Jahrzehnten sind viele, mit viel Sympathie für die einfachen russischen Menschen geschriebene Bücher in Deutschland erschienen, aber leider auch sehr dumme, oberflächlich recherchierte, die mehr über die geistige Verfasstheit ihrer Autoren aussagen, als über das russische Volk. Das gilt besonders auch für Bücher, die sich mit der Korruption in den Nachfolgestaaten der UdSSR und im „Reich *Putins*“ auseinandersetzen. Wohltuend hebt sich hierüber das im Jahre 200 erschienene Buch der ehemaligen Moskauer Korrespondentin der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, , ab**. Als pure Heuchelei empfinde ich allerdings viele Äußerungen von Vertretern der deutschen Industrie und von Züchterfirmen über die schlimme Korruption in diesen Ländern. Zur Korruption gehören mindestens immer zwei: einer der nimmt, und einer der gibt! Während meiner Tätigkeit in den Ländern der GUS in den neunziger Jahren war ich Zeuge der Korruption von staatlichen Stellen (Ministerien, Sortenzulassungsstellen und ähnlichen Einrichtungen) durch eine Reihe westlicher Firmen, worunter mein Glaube an das uns nach der Vereinigung so oft in Reden

verkündete „Hanseatische Credo des Handels“ sehr gelitten hat. Darüber ist später noch genauer zu berichten.

Die Ausbildung in Moskau hat mein Verständnis und mein Leitbild vom Pflanzenschutz, seinen Zielen und Methoden in Wissenschaft und Praxis wesentlich geprägt. Teils bedingt durch die damals schwach entwickelte Pflanzenschutzmittelindustrie, aber auch auf Grund wissenschaftlicher Traditionen, begründet von solchen hervorragenden Vertretern der Phytopathologie und Entomologie, des praktischen Pflanzenschutzes sowie der pflanzlichen Resistenzforschung, wie *Michail Stepanowitsch Woronin* (1838 ... 1903), den ersten Nobelpreisträger für Medizin, *Ilja Iljitsch Metschnikow* (1845 ... 1914), den „Otto Appelt“ Russlands und der Sowjetunion *Artur Arturowitsch Jatschewski* (1863 ... 1932), *Nikolai Michailowitsch Kulagin* (1859 ... 1940) sowie *Nikolai Iwanowitsch Wawilow* (1887 ... 1943) und ihren Schülern, haben Fragen des vorbeugenden Pflanzenschutzes, eingebettet in acker-

* Siehe:

** Siehe

und pflanzenbauliche Maßnahmen sowie die Nutzung der pflanzlichen Resistenz, in dem uns vermittelten Konzept einen zentralen Platz eingenommen, also Vorgehensweisen, die wir heute unter dem Begriff „integrierter Pflanzenschutz“ zusammenfassen. Diesem Leitbild war meine spätere konzeptionelle und praktische Arbeit stets untergeordnet. Im Sinne meines Lehrers war mir dabei die Verbindung von Phytopathologie und Pflanzenzüchtung ein besonderes Anliegen.

Es blieb im Jahre 1990 einem derer vorbehalten, die es nach der Wende für notwendig hielten, sich durch die Verleumdung meiner Person „gut anzudienen“, mein Studium an der TSCHA zu verunglimpfen. Dr. *Helmut Gäde**, Diplomlandwirt und „Möchtegernhistoriker“, charakterisierte in seiner mit einem Vorwort des Herausgebers, Prof. Dr. *G. Roebbelen*, damals Lehrstuhlleiter an der Universität Göttingen, versehenen Schrift: „Beiträge zur Geschichte der Pflanzenzüchtung und Saatgutwirtschaft in den fünf neuen Bundesländern Deutschlands“ (Vorträge für Pflanzenzüchtung, Heft 23, 1993, Verlag Paul Parey, Berlin und Hamburg) mein Studium damit, „dass ich ein in Moskau erzogener Parteikader“ sei. Über diesen „Richter“ lohnt es nicht zu reden. Bedenklicher finde ich die Förderung dieser Arbeit, die sich noch durch weitere denunziatorische Textstellen auszeichnet, durch einen bekannten Wissenschaftler, von dem ich eigentlich auch hierbei die ihm auf seinem Fachgebiet eigene Sorgfalt bei Veröffentlichungen erwartet hätte.

Ich kann kaum überbewerten, was *Michail Semjonowitsch Dunin* für meine wissenschaftliche Entwicklung tat. Nach dem Studium hatte ich viele Vorteile davon, ein Schüler *M. S. Dunins* zu sein. Der Titel „Duninschüler“ öffnete mir die Türen in andere Institute und erleichterte mir die Aufnahme von Kontakten zu Kollegen in der Sowjetunion und in ihren Nachfolgern – publizieren. Schon während des Studiums wurde ich mit einer Reihe von ihnen durch meinen Lehrer persönlich bekannt gemacht. So mit dem Leiter des Lehrstuhls für niedere Pflanzen Prof. Dr. *M. W. Gorlenko* (seinen Nachfolger, Prof. Dr. *Juri Tarichanowitsch Djakow*, ebenfalls ein Schüler *M. S. Dunins*, der heute nach meiner Einschätzung einer der qualifiziertesten Phytopathologen Russlands ist und eine Reihe international beachteter Lehrbücher verfasste (auch in englischer Sprache), kannte ich zwar aus der Literatur, habe ihn aber persönlich erst in den neunziger Jahren kennen gelernt), dem Direktor des Sabolotni-Instituts für Virologie und Mikrobiologie der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. *S. N. Moskovez* (), mit dem ich später eine Zusammenarbeit einleitete und bis zu seinem frühen Tode freundschaftlich verbunden war, den lebenswerten armenischen Mykologen und Phytopathologen , sowie dem Direktor des Georgischen Instituts für Pflanzenschutz, Prof. Dr. und . Im gewissen Maße war er mir auch behilflich beim Finden

meines zukünftigen Arbeitsplatzes in Deutschland. Im letzten Studienjahr lud er mich ein, an einer in Moskau stattfindenden RGW-Tagung zur virusfreien Pflanzgutproduktion bei Kartoffeln teilzunehmen. Die DDR-Delegation stand unter der Leitung von Prof. Dr. *Rudolf Schick* (1905 ... 1969), Direktor des Institutes für Pflanzenzüchtung Groß Lüsewitz der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (später Institut für Kartoffelforschung dieser Akademie). Ich lernte ihn auf dieser Tagung kennen und war ihm mit Übersetzungen behilflich. Bei unserer Verabschiedung fragte er mich, was ich nach Abschluss des Studiums zu tun gedenke. Auf meine Antwort, dass ich gern in einer Forschungseinrichtung arbeiten möchte, lud er mich ein, in seinem Institut zu arbeiten. Ich war über dieses Angebot sehr erfreut.

* Dr. sc. *Helmut Gäde* war in der VVB Saat- und Pflanzgut tätig und später in der Genbank des Zentralinstitutes für Pflanzengenetik und Kulturpflanzenforschung der Akademie der Wissenschaften in Gatersleben beschäftigt. Hier lernte ich ihn kennen, als er mir im Jahre 1987 am Rande einer Veranstaltung anlässlich des 100. Geburtstages von *Nikolai Iwanowitsch Wawilow* in sehr devoter Haltung im Auftrage seines Leiters die Genbank zeigte. Wie mir einer meiner Kollegen in der Wendezeit erzählte, habe G. verkündet, nicht eher ruhen zu wollen, bis alle Kommunisten aus der Wissenschaft verdrängt seien.

Weniger erfolgreich war mein Versuch, während meines Studiums das Institut für Phytopathologie in Aschersleben zu besuchen. Prof. Dr. *Maximilian Klinkowski*, der Direktor des Institutes, hatte sich an Prof. Dr. *M. S. Dunin* mit der Frage gewandt, ob er ihm Knollen von stolburkranken Kartoffelpflanzen schicken könne. Mein Lehrer bat mich, bei meinem Urlaub die Knollen zu übergeben. Ich sah in diesem Auftrag eine Möglichkeit, das berühmte Institut, von dem ich bereits soviel gehört hatte, kennen zu lernen. Also setzte ich mich während meines einwöchigen Urlaubs in Berlin in den Zug und begab mich in das Ascherslebener Institut. Ich hatte Glück. Der Direktor des Institutes war selbst anwesend und ich wurde auch gleich vorgelassen. Prof. Dr. *Maximilian Klinkowski* begrüßte mich, ohne hinter seinem Schreibtisch vorzukommen. Ich übergab ihm mit besten Grüßen von Prof. Dr. *Dunin* die gewünschten Pflanzenproben. Er bedankte sich, reichte mir die Hand zum Abschied und deutete damit an, dass damit mein Besuch beendet sei. Keine weitere Frage nach meinem Doktorvater, keine Einladung, Platz zu nehmen, keinerlei übliche Freundlichkeiten. Ich war sprachlos und traute mir nicht mehr um eine Institutsbesichtigung zu bitten, verließ das Institut, ging zum Bahnhof, wartete auf den nächsten Zug und verließ Aschersleben. Viele Jahre später, als ich Direktor des Ascherslebener Institutes war und Herr Prof. Dr. *Klinkowski* als Emeritus im Institut seinen Arbeitsplatz hatte, unterhielten wir uns einmal auch über unsere erste Bekanntschaft. Dabei bekannte er, dass er selbst unter seiner scheinbaren „Unnahbarkeit“ leide, er aber bei allen Bemühungen nicht über seinen Schatten springen könne. Wir hatten in jener Zeit bereits ein aufrichtiges, offenes Verhältnis zu einander.

Mit Schmunzeln nahm ich später immer meine Rolle „als Kinderschreck“ zur Kenntnis, wenn mich jüngere Studenten dafür kritisierten, dass bei Studiumsbeginn, besonders von meinem Lehrer, ich ihnen als Beispiel dargestellt wurde, und dass alle meinem Vorbild folgen sollten und so studieren sollten wie ich. Ich hatte gewissermaßen die Preise verdorben!

Auch in den folgenden Jahren begleitete Prof. Dr. *M. S. Dunin* meinen weiteren Weg. Oft habe ich mich schriftlich um Rat an ihn gewandt und er hat in seinen Briefen stets ausführlich geantwortet. Bei meinen späteren Aufenthalten in Moskau war ich bis zu seiner Krankheit stets Gast bei *Michail Semjonowitsch Dunin* und seiner lebenswürdigen Gattin *Marija Grigorjewna*. Die Stunden unserer Treffen haben mich stets bereichert. Dabei sah ich auch seine beiden jüngeren Söhne *Serjoscha* und *Wolodja* heranwachsen. Mit seiner betagten Witwe *Marija Grigorjewna* und ihrem Sohn *Wladimir Michailowitsch* habe ich heute noch briefliche Kontakte. Bei mehreren Treffen lernte ich auch die Familie *Wladimirs*, seine Frau und die beiden prächtigen Kinder *Mascha* und *Wanja* kennen. Aus zwei Briefen von *Marija*

Grigorjewna möchte ich zitieren. Am 26.12. 2005 schrieb sie mir über das Verhältnis *Michail Semjonowitschs* zu mir: „... Sie waren einer seiner Lieblingsschüler. Am meisten schätzte er bei Leuten die tiefe Ergebenheit gegenüber der Wissenschaft, und diese fühlte er bei Ihnen vom ersten Treffen an. Er hat sich sehr über Ihre Erfolge gefreut und erzählte uns immer darüber. Deshalb klingt Ihr Name auch in unserer Familie besonders gut“ und in ihrem Brief vom 27. 12. 2006 schrieb sie: „... ich möchte über etwas sprechen, was mir sicher besser als jemand anderem bekannt ist. Ich erinnere mich an alles, was er selbst über Sie von dem Moment an sprach, als Sie sich als Student erstmals an ihn mit dem Wunsch wandten, nicht einfach zu studieren, sondern sich auch wissenschaftlich zu betätigen (ich erinnere mich deshalb so gut daran, weil ich oft hierüber mit unseren Bekannten sprach). Er verfolgte sehr aufmerksam Ihre Erfolge und Ihr Schicksal und war sehr stolz auf Sie. *Michail Semjonowitsch* liebte die Worte zu wiederholen, dass die Schüler weiter als ihre Lehrer sehen, weil sie „auf ihren Schultern stehen“. Und von seinen Schülern erwartete er genau das. Er freute sich, wenn er solche fand. In Ihnen fand er einen solchen Schüler, wusste das und war stolz darauf, dass es ihm gelang, Sie „auf seine Schultern zu setzen“, Aber wir, seine Angehörigen, erinnern uns daran und spüren das, immer wenn wir an Sie denken“.

Im Sommer 2008 hatte ich Gelegenheit, einen Abend als Gast von *Marija Grigorjewna* und ihres Sohnes *Wladimir* in der Wohnung im Krasny Studentscheskij Proesd unweit der Timirjasew-Akademie zu verbringen. Hier war ich früher oft Gast der Familie *Dunin*. Es war ein schöner Abend, an dem wir viele Erinnerungen an *Michail Semjonowitsch Dunin* austauschten.

Noch heute bekümmert es mich sehr, dass der an den damaligen Präsidenten der WASCHNIL, Prof. Dr. *Pawel Pawlowitsch Lobanow* (1902 ... 1984) herangetragenen Bitte des Präsidenten der AdL, Prof. Dr. *E. Rübensam*, Prof. Dr. *M. S. Dunin* die Ehrendoktorwürde unserer Akademie anzutragen, nicht stattgegeben wurde. Es war sicher wieder das Ergebnis meiner Inkonsequenz, dass ich nach dieser ersten Absage nicht weiter für seine Ehrung gekämpft habe. Auch mein Protest gegen seine ehrenrührige Emeritierung beim damaligen Rektor blieb ergebnislos. Es gab überhaupt eine Zeit, in der auch in offiziellen Darstellungen der TSCHA sein Name totgeschwiegen wurde. Während in keiner derartigen Publikation mein Name fehlte, suchte man den meines Lehrers vergebens. Und das auch noch nach dem Ende der Sowjetmacht. Ich habe oft an der TSCHA auf diesen kritikwürdigen Zustand verwiesen. Bis heute ist mir nicht klar, wer da sein „Mütchen“ an *Michail Semjonowitsch* kühlen wollte. Umso freudiger habe ich im Jahre 2001 die Einladung zu einer vom Lehrstuhl für Phytopathologie organisierten wissenschaftlichen Konferenz zu Ehren meines Lehrers anlässlich dessen 100. Geburtstages angenommen. Auch an der am 12. November 2004 anlässlich des 60. Jahrestages der Gründung des Lehrstuhls zu Ehren seines langjährigen Leiters vorgenommenen Enthüllung einer Gedenktafel nahm ich voller Dankbarkeit teil, wurde doch damit einer langjährigen Forderung auch meinerseits entsprochen. Neben dem Rektor, Prof. Dr. *W. M. Bautin*, dem Sekretar der Abteilung Pflanzenschutz der Russischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, Prof. Dr. *W. A. Zacharenko*, dem Lehrstuhlleiter, Prof. Dr. *W. A. Schkalikow*, dem Direktor des Allunionsinstitutes für Phytopathologie der Russischen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, Prof. Dr. *S. S. Sanin*, dem Sohn Prof. Dr. *Dunins*, *W. M. Dunin* konnte auch ich mit Worten der Verehrung und tiefen Dankbarkeit meinen Lehrer würdigen. Bei einem anschließenden zwanglosen Zusammensein seiner Schüler, Kollegen und der Familie seines Sohnes *Wladimir* wurden viele Erinnerungen an *Michail Semjonowitsch* ausgetauscht.

Heirat und Geburt meines Sohnes

Wir waren junge Leute und natürlich nahmen auch Liebe und Liebeskummer ihren Raum in unserem Leben ein. Meine „Flamme“, *Gerda Heiss*, kam im Jahre 1954 zur TSCHA, um ein Studium in der Fachrichtung Pflanzenzüchtung und Saatzucht aufzunehmen. Allmählich entwickelte sich die Liebelei zwischen uns zu einer festen Freundschaft und heißen Liebe.

Gerda war die Tochter des kommunistischen Journalisten *Kurt Heiss* (1909 ... 1976) und einer Sekretärin *Liselotte Heiss* (1912 ... 1979), die beide an einer kommunistischen Zeitung in Mannheim tätig waren. Nachdem es ihrem Vater nach kurzer Haft gelang, aus dem faschistischen KZ nach Frankreich zu flüchten, wurde auch ihrer schwangeren Mutter die Flucht nach Frankreich organisiert. Dort wurde meine Frau am 14. August 1935 in Paris geboren. Von ihrer französischen Geburt kommt auch ihr zweiter Vorname *Yvonne*. Neun Monate nach ihrer Geburt kamen die Eltern auf Beschluss der Parteiführung der KPD nach Moskau. Hier lebten sie zunächst mit vielen bekannten und weniger bekannten kommunistischen Emigranten aus europäischen Ländern in dem berühmt-berüchtigten Hotel „Lux“ Tür an Tür. Dort verbrachte *Gerda* ihre ersten Lebensjahre, kannte so manche Persönlichkeit der internationalen Arbeiterbewegung als „Onkel“ oder „Tante“. Hier erlebte die Familie auch die Zeit der „Stalinschen Säuberungen“ der Jahre 1937/1938. Später schilderte uns ihre Mutter diese schlimme Zeit. Jeder hatte eine Tasche oder einen kleinen Koffer mit wichtigen persönlichen Utensilien für alle Fälle bereitstehen. Man lag Nacht für Nacht gespannt und ängstlich auf dem Bett und wartete. Erst wenn die Schritte der Häscher verklungen waren entkleidete man sich und schlief. Am nächsten Morgen wurde schweigend festgestellt, wo es „eingeschlagen“ hatte. Da meinem Schwiegervater eine Tätigkeit in der Redaktion für deutschsprachige Sendungen des Moskauer Rundfunks zugewiesen wurde, bekam die Familie eine Wohnung in einem Haus für Mitarbeiter des Moskauer Rundfunks in Koptewo, ein damals alter Stadtteil, der im Osten bis an den Park der Timirjasew-Akademie reichte. Hier wuchs meine Frau bis zu der im Krieg erfolgten Evakuierung nach Kamyschlow, einer Kleinstadt am Ural, auf. Mit den dortigen Einwohnern erlebte sie und ihre Mutter die schweren Hungerjahre des Krieges, mit dem die Nachkriegshungerjahre in Deutschland in keiner Weise zu vergleichen waren. Dort wurde auch bei fast 40 °C Kälte ihre jüngere Schwester *Ursula* geboren. 1947 kehrte die Familie nach Deutschland zurück. Nach Besuch der deutsch-russischen Schule in Berlin-Pankow und dem Abitur an der Arbeiter- und Bauernfakultät der Humboldt-Universität Berlin im Jahre 1953 nahm *Gerda* nach dem Besuch eines Vorbereitungslehrganges in Weimar im Jahre 1954 ihr Studium an der TSCHA auf, nicht weit von dem Ort, an dem sie die ersten Lebensjahre verbrachte. Das Haus, in dem sie vor dem Krieg als Kind lebte, stand damals noch, später musste es den Neubauten der sich ausdehnenden Stadt weichen. Als wir während unseres Studiums das Haus besuchten, konnten sich ältere Bewohnerinnen noch an die kleine *Gerdotschka* aus Deutschland erinnern, die mit ihren Kindern gespielt hatte.

Obwohl es uns deutschen Studenten damals untersagt war, während des Studiums zu heiraten, beschlossen wir Ende 1956 zu heiraten. Wir fuhren also auf das zuständige Standesamt (SAKS) im Timirjasew-Rayon. Wie auch in Deutschland, war es notwendig, zwei Wochen vorher den Termin auszumachen. Nötig waren auch zwei Trauzeugen. So setzten wir uns nach unseren Lehrveranstaltungen in die Straßenbahn und fuhren gemeinsam mit meinen Zimmergenossen *Vitja Nowikow* und *Serjoscha Ljapin*, die wir als Trauzeugen ausgewählt hatten, die wenigen Stationen bis zum Standesamt. Das hatte damals nichts gemein mit den später in der Sowjetunion überall entstehenden Hochzeitpalästen oder mit einem deutschen Standesamt. Eher glich es einem früheren deutschen Postamt. Der blau getünchte Raum hatte verschiedene Schalter, hinter denen die Beamten saßen. Da war der Schalter für die Anmeldung von Neugeborenen, der für die Registrierung von Todesfällen und daneben auch der für Eheschließungen. Wir meldeten uns also am richtigen Schalter und baten um einen Termin für die Eheschließung im Dezember. Die freundliche Schalterbeamtin teilte uns mit, dass im Dezember schon alle Termine vergeben seien. Nur der Freitag, der 13. Dezember sei noch frei. Als wir nach einem Blick auf unsere jeweiligen Stundenpläne ihr sagten, dass wir an diesem Tag um 16 Uhr kommen könnten, sah uns die Standesbeamtin ungläubig an und vergewisserte sich mehrfach, ob wir wirklich an einem Freitag, und dann noch an einem 13. heiraten wollen. Wir wollten, und so wurde der Tag festgelegt. Am Tage der Eheschließung

fuhren wir wieder gemeinsam mit unseren Trauzeugen mit der Straßenbahn zum SAKS. Während die Beamtin die Heiratsurkunde ausfüllte, machten wir mit ihr unsere Scherze. Sie sagte zu meiner Frau: „Ich schreibe Ihren neuen Familiennamen mit dünner Tinte, damit Sie ihn später wieder leichter umwandeln können.“ Noch immer war sie überzeugt, dass eine am Freitag, dem 13. geschlossene Ehe nicht haltbar sein kann. Mit unserer verschnörkelten Heiratsurkunde haben wir später in der DDR oft Aufsehen erregt. Neben beglaubigten Kopien mussten wir auch immer das Original vorlegen. Eine Polizeimeisterin im Berliner Einwohnermeldeamt fragte, was das sei, was ich ihr da vorlege und sagte nach Betrachtung der Urkunde: „Na, ja, ein bisschen kitschig waren die Russen ja schon immer.“ Auf dem Rückweg vom Standesamt kauften wir damals eine Flasche Schokoladenlikör und eine Torte und würdigten die Eheschließung mit einer kleinen Kaffeetafel. Die Feier fand am darauf folgenden Wochenende im Kreise unserer Freundinnen und Freunde in mehreren ausgeräumten Zimmern mit Tanz und Gesang im Wohnheim statt.

Nach unserer Eheschließung bekamen wir die Hälfte eines Zimmers im Wohnheim für Aspiranten zugewiesen, das durch eine Papierwand geteilt wurde. Die andere Hälfte bezog ein ebenfalls jung vermähltes Paar. Am Ende des nächsten Semesters fuhr meine Frau nach Deutschland, wo unser Sohn *Michael* im September 1957 geboren wurde.

Unsere heimliche Aktion hatte kein Nachspiel. Der Botschaft blieb sie natürlich nicht verborgen. Ich wurde vom damaligen Leiter der Studentenabteilung, *Fritz Käbel* (), lediglich gefragt, warum ich ihn nicht informiert habe, er hätte die Eheschließung feierlich in der Botschaft organisiert, da er Rechte eines Standesbeamten habe. Meine Antwort, ich habe der Botschaft nichts mitgeteilt, weil uns ja verboten sei, in Moskau zu heiraten, nahm er mit einem Lächeln entgegen.

Nach der Geburt des Kindes kehrte meine Frau nach einer kleinen Unterbrechung nach Moskau zurück, um das Studium fortzusetzen. Unser kleiner Sohn *Michael* blieb in der Obhut ihrer Mutter in Berlin. Sie hielt aber die Trennung von unserem Söhnchen nervlich nicht durch und wir beschlossen, dass sie das Studium abbricht. So mussten wir uns wieder trennen und ich zog zurück zu meinen Studienkollegen.

Entgegen den Bedenken der Standesbeamtin im Timirjasew-Rayon Moskaus waren wir 52 Jahre glücklich verheiratet. Gerda hat uns zwei prächtige Kinder (im Jahre 1961 vervollständigte unsere Tochter Gabriele die Familie) geboren und erzogen, auf ihre eigene berufliche Karriere verzichtet, mir den Rücken frei gehalten für meine wissenschaftliche Arbeit und ein familiäres Ambiente geschaffen, das mir Kraft gab. Und wir haben bei allen meinen beruflichen Belastungen und vielen Verzichten unseren Kindern ein glückliches Elternhaus gegeben und ihnen den Weg ins Leben gebahnt. Was genau so wichtig war: Gerda hat bei all meinen beruflichen Erfolgen immer für meine Bodenhaftung gesorgt, alle möglichen Versuchungen, die mit Machtpositionen verbunden waren, im Keime erstickt. Auch ihre Unterstützung beim Erschließen der klassischen russischen und modernen sowjetischen schöngestigen Literatur war für mich sehr wichtig, sie hat mir geholfen zu lernen, die „Körner“ von der „Spreu“ zu trennen.

Leider waren die letzten Lebensjahre von ihrer schweren Krankheit gezeichnet, die sie tapfer ertrug. Am 19. Oktober 2008 hat sich ihr Leben vollendet. Voller Dankbarkeit pflegen meine Kinder, meine Enkelin, Enkel und ich ihr Grab auf dem Kaulsdorfer Gemeindefriedhof. Ich konnte *Gerda* zu Lebzeiten vieles von dem, was sie mir gab, nie ganz zurückgeben. So mischt sich in das Gefühl tiefer Dankbarkeit für alles, was *sie* mir in meinem Leben gab, auch ein gewisses Schuldgefühl.

*Der Mensch hat nur ein Leben nein,
es ist nicht nur ein Leben –
in dem einen Leben muss man viel durchleben;
darin liegt das ganze Unglück,
aber auch das ganze Glück.*

*Ilja Ehrenburg in „Menschen, Jahre,
Leben“*

Alle menschlichen Schicksale fügen sich durch

Zufall – sie hängen von den Schicksalen ab, die sie umgeben.

Iwan Bunin in „ Das Leben Arsenjews“

Ist doch der Mensch umgeben und umwoben von den Fäden, Ketten und Spinnweben der verschiedenen Wechselbeziehungen mit allen und jedem.

Juri Trifonov in „In der Kürze Unendliches finden“

Die Realität ist niemals falsch. Sie ist.

Kurt Tucholsky

Teil 2

Mein Arbeitsleben

Meine Zeit im Institut für Pflanzenzüchtung Groß Lüsewitz

Nach einem kurzen Erholungsurlaub, bei dem ich meine kleine Familie auch meinen Verwandten in meiner Südhärzer Heimat vorstellte, meldete ich mich am letzten Freitag im August 1958 telefonisch in Groß Lüsewitz. Ich hatte Glück und erreichte auch Herrn Professor Dr. *Schick* persönlich. Er erinnerte sich an mich und teilte mir kurz mit: „Herr Spaar, am Montag, um sechs Uhr ist Arbeitsbeginn“ (damals war in den Sommermonaten ein so früher Arbeitsbeginn üblich). Ich setzte mich also in den Nachtzug nach Rostock, stieg in den Zug nach Sanitz um und war pünktlich zu Arbeitsbeginn im 16 km von Rostock entfernten Groß Lüsewitz. Nachdem ich mit der Personalabteilung alle Formalitäten erledigt hatte und ein Zimmer im Ledigenwohnheim zugewiesen bekam, fand das kurze Gespräch mit dem Direktor statt, in dem er mir mitteilte, dass ich in einem der immer Montags

stattfindenden Institutskolloquien über mein Studium in Moskau berichten solle. Er eröffnete mir noch, dass demnächst in Groß Lüsewitz Einfamilienhäuser für Wissenschaftler fertig gestellt würden, dass er aber diese den älteren Mitarbeitern geben müsse. Unter Verweis auf meine Kenntnis der angespannten Wohnungssituation in der Sowjetunion bat er um mein Verständnis dafür, dass er mir erst einmal nur zwei Zimmer mit Kochnische und Bad in der oberen Etage des Schlosses, dem zentralen Institutsgebäude, anbieten könne (das Institut war auf einem ehemaligen Gut der Familie *Thyssen* eingerichtet, deren ehemaliges Schloss diente damals als Sitz der Leitung, beherbergte die Bibliothek, das zytologische und chemische Labor, einen Speisesaal und in den oberen Etagen einige Wohnungen). Über meine konkreten Arbeitsaufgaben auf dem Gebiet der Virologie wurde nicht gesprochen. Er holte nach einem allgemeinen Wortwechsel, in dem er mich auch über seine Pläne zum „Aufbau des Sozialismus in Groß Lüsewitz“ informierte, den Leiter der Arbeitsgruppe Virologie, Herrn Dr. *Ulrich Hamann* (1928 ... 2008) hinzu und übergab mich in dessen Obhut.

Herr Dr. *Hamann* ließ sofort einen zweiten Schreibtisch in sein Arbeitszimmer bringen, so teilte ich mit ihm einen Raum. Wir besprachen mein zukünftiges Arbeitsgebiet, wobei er mich sehr ausführlich in die Arbeiten des Institutes auf virologischem Gebiet und die Aufgaben der Arbeitsgruppe Virologie einführte. Dr. *Hamann* nahm sich viel Zeit, mich mit allen Mitarbeitern des Institutes bekannt zu machen und half mir, wo er konnte, damit ich schnell im Institut Fuß fasste. Ein erster Auftrag bestand darin, den vorliegenden Fahnenabzug des von ihm geschriebenen Kapitels „Pflanzgutkontrolle“ im von *Rudolf Schick* und *Maximilian Klinkowski* herausgegebenen Handbuch „Die Kartoffel“ durchzusehen und um sowjetische Arbeiten und Quellen zu ergänzen. Des Weiteren erhielt ich die Aufgabe, die damals vor allem in französischen Arbeiten beschriebenen biochemischen Keimtests auf ihre Eignung zur Gesundheitskontrolle von Pflanzkartoffeln an unserem Kartoffelsortiment zu überprüfen. Ansonsten bereitete ich einen umfangreichen Versuch zur Aufklärung von Grundlagen des Resistenzverhaltens verschiedener Kartoffelsorten vor. Mit viel Elan stürzte ich mich in meine Aufgaben. In der unmittelbaren Zusammenarbeit habe ich Herrn Dr. *Ulrich Hamann* als lauterer Menschen und tüchtigen Virologen kennen und achten gelernt. Als ich später gemeinsam mit meinem Mitarbeiter Dr. *Klaus Schmelzer* () im Ascherslebener Institut für Phytopathologie der AdL der DDR die dritte Auflage der von *Maximilian Klinkowski* begründeten „Pflanzlichen Virologie“ besorgte, habe ich mit ihm gemeinsam das Kapitel „Kartoffelvirosen“ bearbeitet und auch später gern mit ihm zusammengearbeitet.

Viel verdanke ich auch dem damaligen Leiter der Abteilung Neuzüchtung im Institut, *Karl Heinrich Möller* (1921 ... 2007), der mir viel Aufmerksamkeit widmete und mich in alle Feinheiten der Kartoffelzüchtung einführte

Interessant waren für mich immer die Montagskolloquien des Institutes, die im Lesesaal der Bibliothek stattfanden. Hier berichteten nicht nur verschiedene Wissenschaftler über ihre Arbeiten, über die Teilnahme an Tagungen und Kongressen oder über Neues aus der Literatur, sondern auch der Direktor berichtete regelmäßig über Sitzungen des Präsidiums der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, dessen Mitglied er als Sekretar der Klasse Pflanzenbau, Pflanzenzüchtung und Pflanzenschutz war. Bald stand auch der Bericht über mein Studium an der Timirjasew-Akademie in Moskau auf der Agenda.

Prof. Dr. *Schick* war damals von der Idee „des Aufbaus des Sozialismus in Groß Lüsewitz“ besessen. Dazu gehörten nach seinem Verständnis die Entwicklung unseres Lehr- und Versuchsgutes zu einem leistungsfähigen Musterbetrieb, der nach modernsten Technologien arbeitete und die Gestaltung des Ortes zu einer modernen ländlichen Siedlung mit allen notwendigen sozialen und kulturellen Einrichtungen. Zu seinem Konzept gehörte auch, dass wir Wissenschaftler zur Einhaltung der optimalen Zeitspannen als Schichtfahrer beim Ziehen der Winterfurche auf den Äckern des Gutes halfen. Als wir uns zufällig einige Wochen nach dem Beginn meiner Tätigkeit im Institut auf der Straße trafen, konnte ich auf seine Frage, was ich bereits für den „Aufbau des Sozialismus in Groß Lüsewitz“ getan habe, zu seiner

Zufriedenheit antworten, dass ich bereits einige Nachtschichten geleistet habe. Sein besonderer Stolz war damals die Rinderoffenstallanlage in Groß Lüsewitz, die wesentlich auch nach seinen Ideen gestaltet war und die sich prinzipiell von denen unterschied, die damals in vielen Betrieben unter dem Namen „Offenstall“ gebaut wurden, die mehr „offen“ als „Stall“ waren. Da sich für diese Offenstallanlage viele Besucher interessierten, wurden alle wissenschaftlichen Mitarbeiter des Institutes gründlich geschult, um sie den Besuchergruppen erklären zu können. Das war mein erster Exkurs in die Tierproduktion. Ich lernte Prof. Dr. *Rudolf Schick* in dem Jahr meiner Tätigkeit im Lüsewitzer Institut als einen hervorragenden Wissenschaftler und Organisator der Wissenschaft kennen, der aus einem breiten Fonds nicht nur pflanzenbaulicher und genetischer Kenntnisse, sondern auch praktischer betrieblicher Erfahrungen schöpfen konnte. Er erkannte sicher als einer der wenigen Agrarwissenschaftler der DDR notwendige Entwicklungen betrieblicher Konzentration, Spezialisierung, Kombination und Kooperation und das Erfordernis der Entwicklung der Vollmechanisierung landwirtschaftlicher Produktionsprozesse. Dabei war er in keiner Weise angepasst, hatte seine eigenen Vorstellungen von der gesellschaftlichen Entwicklung der Landwirtschaft. Von vielen wurde er ob seiner kühnen Vorstellungen belächelt, man warf ihm auch vor, er würde die Kartoffelzüchtung, die zentrale Aufgabe des Institutes, vernachlässigen. Das waren unberechtigte Vorwürfe. Das Institut hat unter seiner Leitung auch große Arbeit auf diesem Gebiet geleistet. Solche hervorragenden Züchter, wie *Axel Mengdel*, *Karl-Heinrich Möller*, *Christian Pfeffer* und deren Schüler haben ein Material geschaffen, auf dem noch in den neunziger Jahren die auf der Grundlage des aus dem Institut ausgegliederten Züchtungsbereiches gebildete Norika GmbH aufbauen konnte. Die Kartoffelzüchtung stand aber gerade in jenen Jahren vor komplizierten Aufgaben. Durch die Ausbreitung der neuen Y^N-Virusstammgruppe verschwanden in kurzer Zeit viele bewährte Kartoffelsorten aus dem Anbau. Der zystenbildende gelbe Kartoffelnematode (*Heterodera rochochiensis*) hatte sich in den Kriegs- und Nachkriegsjahren auf den Feldern in Deutschland stark ausgebreitet und bedrohte ernsthaft den Kartoffelanbau. Die damit verbundenen Probleme konnten nur durch gezielte Resistenzzüchtung gemeistert werden. Und sie wurden energisch in Angriff genommen und gelöst. Dabei wurde die Züchtung erfolgreich von den Bereichen der Züchtungsforschung im Institut, so von Dr. *Ulrich Hamann* und Dr. *Kurt Neitzel* (Arbeitsgruppe Virologie), von *Helmut Stelter* (Arbeitsgruppe Nematologie) und von Dr. *Dietrich Rothacker* (Arbeitsgruppe Wildkartoffelsortiment) und anderen unterstützt. Eine größere und kompliziertere Herausforderung an die Kartoffelzüchtung bestand in dem im Zusammenhang mit dem schnellen Übergang zur Großproduktion in den LPG und VEG der DDR entstandenen Zwang zur durchgängigen Mechanisierung der Kartoffelproduktion. Auf Grund besonderer Faktoren (schlechte Arbeitskräftesituation in den Großbetrieben, Verbot des Schüler- und Studenteneinsatzes zur Bergung der Kartoffelernte) musste dieser Übergang in kurzer Zeit bei schlechten technischen Voraussetzungen vollzogen werden. Das waren Bedingungen, wie sie in keinem anderen europäischen Lande bestanden. Den mechanischen Belastungen durch die bereitgestellte Ernte- und Umschlagtechnik (letztere stammte aus der Braunkohleproduktion) und durch die vielen Fallstufen bei der Lagerung und Aufbereitung waren die Knollen der damaligen Sorten nicht gewachsen. Mechanische Druckstellen, „blaue Flecken“, Trocken- und Nassfäule erhöhten nicht nur die Lagerverluste, sondern beeinträchtigten in hohem Maße die Speisequalität. Der berechtigte Unmut der Bevölkerung wurde von den Partei- und Staatsorganen aus politischen Gründen zu Angriffen gegen das Institut und seinen Direktor genutzt. Vor allem die VVB Saat- und Pflanzgut wurde hierzu in Position gebracht und es wurde in Böhlendorf ein paralleles Institut gegründet, das allerdings die Probleme auch nicht lösen konnte. Die Situation charakterisiert auch folgender Fakt: Von der VVB Saat- und Pflanzgut wurde in Abstimmung mit den staatlichen Organen eine größere Menge Pflanzgut der bewährten holländischen Speisekartoffelsorte „Bintje“ importiert. Die Knollen überstanden die Einlagerung und den Umschlag in dem Lagerhaus in der DDR nicht

und konnten nicht ausgepflanzt werden! Die Probleme konnten nur durch abgestimmtes Vorgehen von der Verfahrensgestaltung mit entsprechenden technischen Lösungen und der Kartoffelzüchtung gemeistert werden und ihre Lösung stand auch noch in den siebziger Jahren in der Zeit meiner Verantwortung für die Pflanzenproduktionsforschung im Präsidium der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften ganz oben auf der Agenda. Die unberechtigten Vorwürfe gegen das Institut und seinen Direktor verschärfen sich besonders in den sechziger Jahren und führten letzten Endes zu seiner Ablösung. Wenn ich Prof. Dr. *Schick* einen Vorwurf machen kann, dann den, dass er nicht energisch genug die Forderungen an die Mechanisierungsforschung und die Landmaschinenindustrie zur Bereitstellung Knollen schonender Ernte- und Umschlagstechnik vertreten hat. Seine Aufforderung an die Ingenieure auf einem Kolloquium des Institutes für Landtechnik Potsdam-Bornim der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften: „Sagen Sie uns, welche Maschinen Sie bauen wollen und wir züchten Ihnen die geeigneten Sorten,“ hat die Problematik auf den Kopf gestellt, war kontraproduktiv und hat letztendlich die Verantwortung einseitig den Züchtern zugeschoben. Dieser sein „taktischer“ Fehler änderte aber nichts an meiner Hochachtung und Wertschätzung des Menschen und hervorragenden Agrarwissenschaftlers *Rudolf Schick**, den ich noch heute als meinen zweiten Lehrer betrachte. Hat mein Lehrer *Michail Semjonowitsch Dunin* in hohem Maße mein Verständnis vom modernen Pflanzenschutz geprägt, so war es *Rudolf Schick*, der mir den Blick für eine auf die Zukunft gerichtete effektive landwirtschaftliche Produktion schärfte. Dafür bin ich ihm zutiefst dankbar. Auch in meinen späteren Funktionen hat er meinen Weg begleitet und es gab in unseren Auffassungen immer weitestgehende Übereinstimmung. Deshalb habe ich es als meine Pflicht angesehen, in den neunziger Jahren gemeinsam mit der Agrarjournalistin Frau *Schattenberg* nicht nur eine Biografie über sein Lebenswerk zu schreiben, sondern auch deren Veröffentlichung mit Hilfe des damaligen Direktors des ZALF, Prof. Dr. *Bork* (*) zu sichern, als sich Fakultäts- und Universitätsleitung nicht getrauten ihren früheren Hochschullehrer und Rektor zu würdigen**. Als ich von ehemaligen Mitarbeitern des Institutes gebeten wurde, bei einer Gedenkveranstaltung in Groß Lüsewitz anlässlich des hundertsten Geburtstages von Prof. Dr. *Rudolf Schick* im Jahre 2002 einige Erinnerungen darzulegen, habe ich das gern getan. Unter Verweis auf dumme Angriffe auf Veränderungen des Landwirtschaftsstudiums im Rahmen der dritten Hochschulreform, bei denen von den „*Schick-Spaarschen*“ Reformen gesprochen wurde (Prof. Dr. *Schick* war damals Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirates für Agrarwissenschaften beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen), habe ich meine Ausführungen mit den Worten beendet, dass es mich mit Stolz erfüllt, in Verbindung mit einem so hervorragenden Wissenschaftler genannt zu werden.

* Siehe auch: Gerhard Jannermann: Erinnerung an Prof. Dr. Rudolf Schick.

** Siehe: G. Schattenberg, D. Spaar: Rudolf Schick – Pflanzenzüchter und Hochschullehrer. Ein biographisches Portrait. ZALF-Bericht 12, 2000, 235 S.

Leider war meine Tätigkeit im Institut für Pflanzenzüchtung von kurzer Dauer. Im August des Jahres 1959 erschien *Helmut Schieck*, der damals als Mitarbeiter der Abteilung Wissenschaft im ZK der SED für die agrar- und forstwirtschaftliche Hochschulausbildung zuständig war, um mich, den Kaderleiter und den Direktor davon zu überzeugen, dass mein Einsatz als Leiter des Sektors Landwirtschaft im damaligen Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen notwendig sei, wo durch eine langwierige Erkrankung des damaligen Leiters, Dr. *Eberhard Rempel* (später Professor für Agrarökonomie an der Sektion Gartenbau der Humboldt-Universität Berlin) eine komplizierte Lage entstanden war. Nach unserem damaligen Verständnis, dass ein Genosse dahin zu gehen hat, wohin ihn die Partei ruft, wagte ich keinen Widerspruch und erklärte meine Bereitschaft. Mit gewissem Wehmut galt es Abschied zu nehmen von meiner unmittelbaren wissenschaftlichen Arbeit. Wieder stand eine zeitweilige

Trennung von der Familie bevor. Es begann erneut ein neuer Lebensabschnitt. Wenn auch meine Arbeit in Groß Lüsewitz nicht von langer Dauer war, so möchte ich diesen Abschnitt in meinem Leben nicht missen. Ich habe in dieser Zeit viel gelernt, bin fachlich und menschlich gereift, habe viel tüchtige Kollegen kennen gelernt und meine Liebe zu den Mecklenburgern, einem besonderen Menschenschlag, entdeckt.

Arbeit im Staatssekretariat bzw. Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen

Anfang September 1959 nahm ich meine Tätigkeit im damaligen Staatssekretariat für Hoch- und Fachschulwesen als kommissarischer Sektorleiter Landwirtschaft auf. Ich wohnte erst einmal bei meinem Bruder, der in der Kniproder Straße in Berlin-Prenzlauer Berg eine kleine Wohnung besaß. Meine Familie wohnte noch in Groß Lüsewitz und so pendelt ich an den Wochenenden wieder zwischen Berlin und Rostock, diesmal nur in umgekehrten Richtungen. Im Sektor waren damals nur die Referate Forstwirtschaft durch Dr. *Manfred Zentsch* und Studentenpraktika durch *Hans Brennenstuhl* hauptamtlich besetzt. Das Referat Veterinärmedizin nahm Frau Prof. Dr. *Ilse Claasen*, Leiterin des Lehrstuhls für Staatsveterinärkunde an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin nebenamtlich wahr, das für Agrarökonomie – Dr. *Gerhard Winkler* (), der später als Nachfolger von Prof. Dr. *Georg Mayer* (1892 ... 1973) Leiter des Lehrstuhls für Agrarökonomie wurde und in den Jahren von 1969 bis 1975 Rektor der Karl-Marx-Universität Leipzig) war. Das Referat Verarbeitungstechnologie nahm Dr. *Rudolf Dickscheit* (), wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Brennereiwesen der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der Humboldt-Universität, wahr, der gleichzeitig den Sektor kommissarisch leitete. Ich war ihm offiziell unterstellt, bis er mich eingearbeitet hatte. Von ihm konnte ich absolut nichts lernen, er war selten im Sektor, wenn er kam, ging es nur um seine Karriere. Er beauftragte mich, an der Berliner Fakultät für ihn eine Professur in der Hauptfachrichtung Lebensmitteltechnologie zu etablieren. Meine diesbezüglichen Gespräche mit dem damaligen Leiter, Prof. Dr. *Bausch* () und anderen Vertretern der Hauptfachrichtung stießen nicht nur auf entschiedene Ablehnung, sondern auch auf Verwunderung über ein solches Anliegen. Das war für mich eine große Lehre in puncto Berufungspolitik. Ansonsten fertigte er regelmäßig Einschätzungen über mich für die Kaderabteilung des SHF ab, in denen bescheinigte, dass ich noch nicht die Fähigkeit erlangt habe, den Sektor zu leiten. Damit war ein materielles Interesse verbunden, denn mit meiner offiziellen Ernennung zum Sektorleiter sollte seine gut dotierte nebenamtliche Tätigkeit, für dieer nichts leistete, beendet sein. Ich kannte diese Einschätzungen nicht. Erst als *Hermann Tschersich* im Jahre 1961 als zuständiger Stellvertretender Staatssekretär seine Tätigkeit begann, machte er diesem üblen Spiel ein Ende. Dr. *Dickscheit* machte später in der Industrie eine Karriere als Leiter eines Forschungszentrums.

Prof. Dr. *Horst Andrae* (), der an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät eine Professur für Hydrologie innehatte, war für das Referat Landwirtschaft verantwortlich. Er war ein angenehmer Mensch, hatte als junger Mensch die Höllen von faschistischen Konzentrationslagern überlebt, wobei er selbst medizinische Versuche von Naziärzten über sich ergehen lassen musste. Er konnte natürlich das Resort Landwirtschaft nicht ausfüllen. Er gab seine Tätigkeit bald auf, arbeitete noch einige Jahre in seiner Funktion an der Berliner Humboldt-Universität. Später verließ er die DDR.

Mit mir gemeinsam war *Armin Fuchs* (), ebenfalls ein Absolvent der Moskauer Timirjasew-Akademie, für die Arbeit im Staatssekretariat gewonnen worden, der sich in das Referat Landwirtschaft einarbeiten musste.

Alle Nebenamtler waren nur stunden- bzw. tageweise im Sektor tätig. Die Situation war also im hohen Maße unbefriedigend und eine meiner ersten Aufgaben bestand in der personellen Absicherung des Sektors. Dazu konnte ich bald auf Vermittlung von Frau Prof. Dr. *Claasen* Dr. *Herbert Pilz* für das Veterinärreferat, später auch Dr. *Dieter Pijur* und *Gunter Schulze* für

das Resort Landwirtschaft und den Diplom-Ing. für Brennereiwesen *Günter Rühle* für das Resort Lebensmitteltechnologie gewinnen, mit denen ich dann viele Jahre zusammenarbeitete. Dr. *Manfred Zentsch* () war später bis zu seinem frühen Tode in verschiedenen Funktionen im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen tätig, zuletzt als Mitarbeiter der Arbeitsgruppe zur Verleihung akademischer Grade. Weshalb ich auch später in meinen Funktionen in der Akademie mit ihm noch häufig Arbeitskontakte hatte.

Dr. *Hans Brennenstuhl* (*) arbeitete nach seiner Promotion ab 19 zunächst als politischer Mitarbeiter in der Abteilung Wissenschaften des ZK der SED für das Resort Landwirtschaft, ab 19 als Leiter des Sektors Naturwissenschaften und Technik. Später übernahm er eine Funktion in der Wissenschaftsorganisation an der Ingenieurhochschule Berlin-Wartenberg.

Dr. *Herbert Pilz* (*) war später zunächst als Mitarbeiter für Studienangelegenheiten an der Veterinärmedizinischen Fakultät bzw. Sektion für Tierproduktion und Veterinärmedizin der Humboldt-Universität Berlin tätig, bevor er dann eine solche Funktion beim Prorektor für Studienangelegenheiten der HUB aufnahm.

Dr. *Dieter Pijur* (*), den ich wegen seiner fachlichen Kompetenz und menschlichen Ehrlichkeit sehr schätzte, arbeitete später in verschiedenen Funktionen im MHF, zuletzt war er bis 1989 Leiter der Abteilung Kader des Ministeriums.

Die Arbeit des Staatssekretariats war damals von einer zentralen Aufgabe überlagert: die Republikflucht an den Universitäten und Hochschulen zu stoppen. Ich würde fast sagen, wir wurden an dieser Aufgabe gemessen. Keine Parteiversammlung, keine Arbeitsberatung verging, in der nicht diese Fragen auf der Tagesordnung standen, und Fälle bürokratischen, dogmatischen oder herzlosen Verhaltens von Leitungen und Mitarbeitern des Hochschulwesens kritisiert wurden. In dieser Zeit erhielt ich einen Brief vom Lehrstuhlleiter für Tierzucht der Karl-Marx-Universität Leipzig, Prof. Dr. *Comberg* (), in dem er um Genehmigung bat, einen Ruf an die Tierärztliche Hochschule Hannover annehmen zu dürfen. Ich bereitete ein entsprechendes zustimmendes Schreiben vor, der Stellvertretende Staatssekretär *Franz Dahlem* (1892 ... 1981) unterschrieb es. Somit trat Prof. Dr. *Comberg* mit unserer Genehmigung seinen Universitätswechsel an. In einer späteren Auswertung wurde diese Zustimmung kritisiert und es wurde uns mitgeteilt, dass es keine Genehmigungen zu Berufungen an westdeutsche Hochschulen mehr geben dürfe. Gleichzeitig wurden wir dazu angehalten, besonders das vertrauensvolle Gespräch zu parteilosen Hochschullehrern zu suchen, die an den Fakultäten großes Ansehen genossen und Einfluss hatten. Solche fand ich besonders neben Prof. Dr. *Rudolf Schick*, der damals schon Rektor der Universität Rostock war, in den Professoren *Joachim Sennwald* (1901 ... 1974), Leiter des Lehrstuhls für Betriebswirtschaft, und *Fritz Lützenberg* (1901 ... 1974), Leiter des Lehrstuhls für Kleintierzucht an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin, *Alfred Maede* () Leiter des Lehrstuhls für Agrarmeteorologie an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, *Fritz Hofmann* (1901 ... 1965), Leiter des Lehrstuhls für Tierucht an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena und in Prof. Dr. *Ernst Reinmuth* (1901 ... 1986), Leiter des Lehrstuhls für Pflanzenschutz und Phytopathologie, und Prof. Dr. *Bernhard Kaufmann* (), Leiter des Lehrstuhls für Botanik an der landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Rostock, mit denen es möglich war, sich im vertraulichen Gespräch über Probleme des Lebens an den Fakultäten auszutauschen und Entscheidungen abzuwägen. Diese Gespräche waren mir sehr wichtig und sie haben mich auch vor Fehlentscheidungen bewahrt. Wichtige Partner waren für uns auch die meist nebenamtlichen Mitarbeiter der Prorektoren für den wissenschaftlichen Nachwuchs, von denen ich mich gern an die Zusammenarbeit mit Dr. *Heinz Brandsch* (später Inhaber des Lehrstuhls für Kleintierzucht an der Sektion Tierproduktion und Veterinärmedizin der Karl-Marx-Universität Leipzig) und Dr. *Gerhard Kolbe* (später Direktor des Institutes für Pflanzenernährung der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften) an der Landwirtschaftlichen Fakultät der MLU Halle sowie

Prof. Dr. *Siegfried Poppe* (später Leiter des Lehrstuhls für Tierernährung an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Rostock) erinnere. Ansonsten arbeiteten wir natürlich eng mit den Dekanen der Fakultäten zusammen, von denen Ende der fünfziger/Anfang der sechziger Jahre die überwiegende Zahl parteilos waren, so in Rostock – Prof. Dr. *Ernst Poels*, in Halle – Prof. Dr. *Alfred Maede*, in Jena – Prof. Dr. *Heinrich Roth*, in Leipzig – Prof. Dr. *Otto Rosenkranz* (1911 ... 2007). Lediglich an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der Humboldt-Universität war mit Prof. Dr. *Johannes Reinhold* ein SED-Mitglied Dekan. Alle wichtigen Entscheidungen waren auch mit den Fakultätsparteileitungen abzustimmen und so mancher Spagat zwischen den verschiedenen Auffassungen musste gemacht werden. Wir waren damals viel operativ an den Fakultäten tätig, nahmen an allen Fakultätsratssitzungen und an den in der Regel stattfindenden vorbereitenden Sitzungen der Fakultätsparteileitungen teil. Dabei war jeder Mitarbeiter für bestimmte Fakultäten zuständig, ich persönlich für die Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät der Humboldt-Universität Berlin und die Landwirtschaftliche Fakultät der Universität Rostock.

Ein besonderes Problem stellte für uns die Berufungspolitik dar, wo die verschiedenen Sichten der Leitungen der Universitäten, Fakultätsräte und SED-Fakultätsparteileitungen auf einen Nenner zu bringen waren. Gerade über die Berufungspolitik im Hochschulwesen gab es nach der Wende soviel verleumderische und unwahre Behauptungen, teilweise auch gegen mich persönlich gerichtet, dass ich hier die Dinge aus eigenem Erleben richtig stellen muss. Es ist eine eindeutige Lüge, wenn unterstellt wird, dass nur Mitglieder der SED zu Professoren berufen wurden. Allein in der Zeit, in der ich im Hochschulwesen Verantwortung für die agrarwissenschaftlichen Fakultäten trug, wurden beispielsweise solche hervorragenden parteilosen Wissenschaftler oder Mitglieder von Blockparteien berufen, wie Prof. Dr. *Hans Bergner* (Tierernährung), Prof. Dr. *Georg Schönmath* (Tierzucht), Prof. Dr. *Helmut Bochow* (Pflanzenschutz und Phytopathologie) und Prof. Dr. *Haenel* (Bodenkunde) an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät, Prof. Dr. *Theo Hiepe* (Parasitologie) und Prof. Dr. *Günter Hoffmann* (Pathologie), übrigens ein Wissenschaftler, der früher Mitglied der SED war und aus dieser ausgetreten war, und Prof. Dr. *Harald Sajonski* (Anatomie) an der Veterinärmedizinischen Fakultät der Humboldt-Universität Berlin, Prof. Dr. *Günter Schilling* (Pflanzenernährung), Prof. Dr. *Klaus Schwarz* (Meliorationswesen), Prof. Dr. *Bodo Martin* (Acker- und Pflanzenbau) und Prof. Dr. *Arno Hennig* (Tierernährung) an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität Jena oder Prof. Dr. *Kurt Rauhe* (Acker- und Pflanzenbau), Prof. Dr. *Hans-Joachim Troll* (Pflanzenzüchtung) und Prof. Dr. *Wilhelm Lampeter* (Grünlandwirtschaft) an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig sowie Prof. Dr. *Paul Stoporka* (Sozialistische Betriebswirtschaft), Prof. Dr. (Obstbau) sowie Prof. Dr. *Zausch* (Tierernährung) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Natürlich musste um bestimmte Berufungen auch gekämpft werden. Ich erinnere mich noch gut daran, welchen „Strauß“ wir gemeinsam mit den Parteigruppen in den Fakultätsräten der Landwirtschaftlichen Fakultäten der Martin-Luther-Universität Halle und der Friedrich-Schiller-Universität Jena ausfechten mussten, um solche hervorragenden Pflanzenzüchter, wie Prof. Dr. *Helmut Schmalz* bzw. Prof. Dr. *Ernst Keppler*, die beide keine Mitglieder der SED waren, auf die jeweiligen Lehrstühle berufen zu können. Die Fakultätsräte wollten damals unbedingt Wissenschaftler aus der Bundesrepublik Deutschland berufen. Wir haben aber auch unsere Vorschläge zurückgenommen, wenn uns der Fakultätsrat überzeugen konnte, dass der von uns vorgeschlagene Kandidat nicht den fachlichen Anforderungen entsprach. Ich selbst habe das an der Forstfakultät Tharandt der Technischen Universität bei der Neubesetzung des Lehrstuhls für forstliche Entomologie tun müssen. Da auch im Hochschulwesen Dreierlisten einzureichen waren, war jede Entscheidung für einen Kandidaten eine Entscheidung gegen zwei andere. So war z. B. die Entscheidung für die Berufung von Prof. Dr. *Kurt Rauhe* zum Direktor des Instituts für Acker- und Pflanzenbau

eine Entscheidung gegen Prof. Dr. *Dieter Ebert*, der durchaus auch alle Voraussetzungen für eine solche Berufung mitbrachte. Er wurde später an die Hochschule für Landwirtschaft in Bernburg-Strenzfeld berufen, wechselte bei deren Umprofilierung als Direktor des Bereiches Produktionsforschung in das Institut für Getreideforschung der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR über und wurde zum Ordentlichen Mitglied der Akademie gewählt. Noch heute bin ich mit ihm freundschaftlich verbunden. In der Wendezeit gaben einige derer an, die auf Berufungslisten standen und nicht berufen wurden, dass das aus politischen Gründen geschah. Natürlich war es immer unangenehm, jemandem erklären zu müssen, warum er nicht berufen wird. Deshalb wurde auch von Fakultäten und Leitungen in solchen Fällen gern die Verantwortung auf das Staatssekretariat bzw. Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen abgeschoben, obwohl nachweislich von uns nie Entscheidungen ohne und gar gegen Leitungen der Fakultäten und Hochschulen getroffen wurden. Aber es war nun einmal bequemer, bei unpopulären Entscheidungen immer übergeordnete Leitungen vorzuschieben. Das habe ich auch später in meinen Leitungsfunktionen in der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften noch oft erfahren müssen.

Da Prof. Dr. *Horst Pätzold* (später Professor für Grünlandwissenschaften an der Landwirtschaftlichen Fakultät Rostock) in seinem Buch: „Nischen im Gras. Ein Leben in zwei Diktaturen“ (Verlag Dr. R. Kraemer, Rostock, 1999, 476 S.) mir unterstellt, dass ich seine Berufung an die Landwirtschaftliche Fakultät der Karl-Marx-Universität verhindert habe, muss ich hier näher darauf eingehen.

Während seines Berufungsgespräches zur Übernahme der Leitung des Institutes für Acker- und Pflanzenbau der Karl-Marx-Universität Leipzig als Nachfolger von Prof. Dr. *Anton Arland* (1895 ... 1975) stellte mir Dr. *Kurt Rauhe* die Frage, ob es nicht möglich sei, Herrn Dr. *Horst Pätzold* als zweiten Hochschullehrer an sein zukünftiges Institut zu berufen, da er ja Ackerbauer sei, und Dr. *Pätzold* dann den Pflanzenbau lesen könnte. Das war eine völlig unverbindliche Anfrage und persönliche Vorstellung von Dr. *Rauhe*, die mit keiner Leitungsebene an der Karl-Marx-Universität abgestimmt war. In Leipzig gab es ja eine Reihe von *Arland*-Schülern die wie beispielsweise Dr. habil. *Dieter Ebert* den Pflanzenbau vertreten konnten. Die Fakultät hatte also andere Überlegungen. Da ich Dr. *Pätzold* nicht kannte, habe ich an der Universität Rostock Erkundigungen eingeholt, sowohl bei der Fakultätsparteileitung, als auch in Gesprächen mit parteilosen Wissenschaftlern. Vor allem hörte ich auch auf die Meinung von Prof. Dr. *Rudolf Schick*. Von einer Berufung zum damaligen Zeitpunkt wurde abgeraten und empfohlen, dass Dr. *Pätzold* noch Erfahrungen in der Leitungstätigkeit erwerben sollte, nach Möglichkeit in der landwirtschaftlichen Praxis. Nach Prüfung aller Einschätzungen habe ich mich diesem Standpunkt angeschlossen und ihn gegenüber Dr. *Rauhe* vertreten.

Laut Darstellung von Dr. *Pätzold* habe dieser ihn informiert, dass ich ihn abgelehnt habe, da er nicht „hochschulwürdig“ sei. Ganz davon abgesehen, dass ich zwar Einfluss auf die Berufungspolitik in meinem Fachbereich hatte, ich aber nicht der für die „Personalpolitik im Staatssekretariat Verantwortliche war“, wie es Prof. Dr. *Pätzold* schreibt, habe ich ein solches Urteil nie abgegeben. Im erwähnten Buch heißt es dann weiter: „Wir schreiben das Jahr 1960, und ich beschloss, mir Klarheit über meine Zukunft zu verschaffen. Unangemeldet fuhr ich nach Berlin zum Staatssekretariat ... Ich hatte Glück. Dr. Spaar war im Hause, und ich trat, völlig unerwartet bei ihm ein. Nie vorher und nie nachher habe ich einen so verwirrten Menschen gesehen wie in diesem Augenblick, als ich mit den Worten: „Was haben Sie gegen mich, Herr Spaar?“ auf ihn zutrat. Sein Gesicht verfärbte sich dunkelrot, er erhob sich mühsam und stammelte Unverständliches, bis er, nach Fassung ringend, mir schließlich erklärte, dass prinzipiell nichts gegen mich vorliege. Es sei aber für meine Laufbahn vorteilhaft, mich in der sozialistischen Landwirtschaft zu betätigen, zumindest mir weitere Kenntnisse in sozialistischen Kollektiven anzueignen. Ich verließ ihn und wusste, dass an eine Hochschullehrerlaufbahn in absehbarer Zeit nicht zu denken war“.

Die Schilderung passt so richtig in das gewünschte Klischee der Auftraggeber vom verschlagenen, menschenverachtenden feigen Staatsfunktionär in der DDR! Meine Art des Umganges mit Wissenschaftlern war aber eine andere. In meiner gesamten Leitungspraxis

waren meine Büros stets für Besucher geöffnet, auch ohne Anmeldung. Nie wurde jemand abgewiesen (Nur einmal habe ich zwei Wissenschaftler der Berliner Humboldt-Universität meines Zimmers verwiesen, als sie mich im Zusammenhang mit beabsichtigten Baumaßnahmen bestechen wollten, was sie aber nicht daran hinderte, am anderen Morgen wieder vor meiner Tür zu sitzen). Jeder, der sich mir gegenüber nicht unverschämt verhielt, konnte auf ein sachliches Gespräch rechnen. Ich konnte zuhören, auch andere Argumente gelten lassen. Dabei habe auch ich stets offen meine Meinung vertreten, wie man so sagt, habe ich „stets mit offenem Visier gefochten“. Die Janusköpfigkeit, mit der man mir ins Gesicht Freundlichkeiten sagte und mich lobte, hinter dem Rücken mich aber anderen Kollegen gegenüber schlecht machte, war für mich eine neue Erfahrung nach der Wende.

Erstaunt war ich allerdings im Jahre 2007, als Herr Prof. Dr. *Pätzold* bei einer Veranstaltung den damaligen Wortführer der Parteileitung der Landwirtschaftlichen Fakultät, der ganz entschieden gegen seine Berufung eintrat, in hellen Tönen lobte, dass er nicht nur seine Berufung zum Dozenten für Grünland am Institut für Meliorationswesen im Jahre 1964 und zum Professor mit Lehrauftrag für Grünland im Jahre 1965 befördert habe (übrigens zu einer Zeit, zu der ich durchaus noch für den Bereich Agrarwissenschaften im Hochschulwesen, jetzt sogar in höherer Funktion, Verantwortung hatte), sondern ihn auch bei seinen Auslandsaufenthalten unterstützt habe. Enttäuscht war ich allerdings 1999, dass keiner von denen, die mein Urteil über Prof. Dr. *Pätzold* maßgeblich beeinflusst hatten, dazu stand. Aber das ist das Leben.

Im Übrigen verleumdet mich Herr Prof. Dr. *Pätzold* an weiteren zwei Stellen seines Buches mit Halbwahrheiten oder offenen Lügen, wozu in entsprechenden Abschnitten meiner Erinnerungen Stellung genommen werden soll. Bei einem Treffen im Jahre 2007 teilte mir Herr *Pätzold* mit, „dass er mir nicht mehr Gram sei“. Sehr großzügig, nachdem er vorher Kübel von Schmutz öffentlich ausgegossen hatte!

Eine meiner ersten Aufgaben im Hochschulwesen war der Abschluss des an der Hochschule für Ökonomie laufenden Sonderlehrganges, in dem auf Beschluss des Sekretariats des ZK der SED unter Leitung von Dr. *Horst Fruck* (1926 ... 1971), später Direktor des Instituts für Agrarraumforschung bzw. für Internationale Landwirtschaft an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der Humboldt-Universität) und Dr. *Joachim Seeman* (), später viele Jahre Vorsitzender des Komitees für materiell-technische Versorgung der Landwirtschaft bei der Produktionsleitung des Landwirtschaftsrates der DDR, bevor er als Dozent für Arbeitsökonomie an die Universität Rostock berufen wurde, Kader aus der Praxis für eine Lehrtätigkeit auf dem Gebiet der sozialistischen Betriebswirtschaft ausgebildet werden sollten, um die in der Regel von „bürgerlichen“ Professoren geleiteten Lehrstühle im Sinne der sozialistischen Betriebswirtschaft zu stärken. Diese Absolventen waren auf die Fakultäten zu verteilen. Nur wenige von ihnen haben allerdings die hohen in sie gesetzten Erwartungen erfüllt, wie beispielsweise Prof. Dr. *Karl-Diether Gussek* als Professor für sozialistische Betriebsführung an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle oder Dr. *Hans Kasselt*, der später ein an der ADL neu gegründetes Institut für Informationsverarbeitung leitete. Gleichzeitig sollte von dem Lehrgang neue Lehrkonzeptionen erarbeitet und auf dieser Grundlage ein Lehrbuch geschaffen werden. Letzteres Ziel wurde bis zum Abschluss des Lehrganges nicht erreicht. Erst später wurde, aufbauend auf Materialien des Lehrganges von einem Kollektiv von 41 Mitarbeitern unter Federführung von Prof. Dr. *Gerhard Jannermann* (Direktor des Instituts für Landwirtschaftliche Betriebs- und Arbeitsökonomik der Landwirtschaftlichen Fakultät Universität Rostock) und Dr. *Karl-Diether Gussek* (damals wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Ökonomik sozialistischer Landwirtschaftsbetriebe der Landwirtschaftlichen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg) das Lehrbuch „Grundriss der Ökonomik sozialistischer Landwirtschaftsbetriebe“ (VEB Deutscher Landwirtschaftsverlag

Berlin, 1965, 679 S.) geschaffen. Nach meiner Auffassung und der Meinung vieler Spezialisten war es das beste Lehrmaterial, was auf diesem Gebiet in der DDR entstanden ist. Im Jahre 1969 erfuhr es eine russischsprachige Auflage in der Sowjetunion (Ökonomik sozialistischer Landwirtschaftsbetriebe. Moskau „Kolos“, 1969, 670 S.). Leider konnte dieses Buch auf Betreiben der Abteilung Landwirtschaft im ZK der SED nicht mit neuen Auflagen weiterentwickelt werden. Aus der damaligen Zusammenarbeit mit Prof. Dr. *Horst Fruck* erwuchs eine Freundschaft zwischen uns und unseren Familien, die bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1971 währte.

In jener Zeit lernte ich auch Prof. Dr. *Gerhard Jannermann* näher kennen und schätzen. Er war nach meiner Auffassung neben Prof. Dr. *Otto Rosenkranz* einer der kreativsten Hochschullehrer und Forscher auf dem Gebiet der sozialistischen Betriebswirtschaft in der DDR. Ich habe seine Arbeit über Jahre mit großer Achtung und Respekt begleitet und verfolgt. Welche stolze Bilanz wissenschaftlicher Leistungen hat er aufzuweisen: 75 Promotionen wurden von ihm betreut, 25 Habilitationen bzw. Promotionen B wissenschaftlich begleitet, 15 Fachbücher verfasst und mehr als 160 wissenschaftliche Beiträge veröffentlicht. Trotz dieser großen Leistungen sah er sich ständigen Anfeindungen der örtlichen Leitungen der SED-Parteioorganisationen und der Abteilung Landwirtschaft des ZK der SED ausgesetzt. Bereits im Jahre 1962 konnte seine Wahl als Kandidat des Plenums der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften nur durch Intervention des damaligen Präsidenten der Akademie, Prof. Dr. *Hans Stubbe* beim Mitglied des Politbüros und Sekretär für Landwirtschaft, *Gerhard Grüneberg* (1921 ... 1981) durchgesetzt werden, wovon folgender Brief zeugt:

„ ... Bei der Verjüngung der Akademie müssen wir mit großer Sorgfalt darauf achten, dass das wissenschaftliche Niveau der Akademie erhalten bleibt. Wir waren uns in der gestrigen Sitzung darüber einig, dass die Fälle, in denen gesellschaftspolitische Haltung und wissenschaftliche Leistung optimal entfaltet sind, noch relativ selten vorkommen, man muss hier den besten Weg finden.

In der Kandidatenliste sollte Prof. Jannermann durch Dr. Bruno Wagner ersetzt werden. Ich möchte darum bitten, dass Prof. Jannermann doch auf der Kandidatenliste stehen bleibt, auch wenn Sie ihn erst kürzlich etwas zurecht gerückt haben. Nach allem, was ich über Prof. Jannermann höre, ist er doch ein guter und zukunftsreicher Betriebsökonom, und wir brauchen solche dringend in unserer Akademie. Er hat auch eine Anzahl wissenschaftlicher*

* Dr. *Bruno Wagner* war Mitarbeiter der Agitationskommission beim Politbüro der SED für den Bereich Landwirtschaft und ein enger Berater von *Grüneberg* und dem Leiter der Abteilung Landwirtschaft im ZK. *Bruno Kiessler*. Er sollte anstelle von Prof. *Jannermann* auf die vakante Stelle für Betriebswirtschaft gesetzt werden. Durch *Stubbe* wurde das verhindert. *Wagner* wurde auch später nicht in die Akademie gewählt.

Veröffentlichungen geschrieben, die immer eine Visitenkarte eines Wissenschaftlers sind, nach der seine wissenschaftliche Qualifikation beurteilt werden kann.“

Und was viel schlimmer war: er war ständig im Fadenkreuz der Staatssicherheit der DDR: 6 „Operative Vorgänge“ wurden gegen ihn ausgelöst und 19 informelle Stasi-Mitarbeiter wurden auf ihn angesetzt, zum Teil eigene Schüler, die ihm viel verdankten. Wahrscheinlich waren unter ihnen auch „Doppelagenten“*.

Es ist ein trauriges Kapitel der Geschichte der Universität Rostock, dass eine Wissenschaftlerpersönlichkeit mit einer solchen vitae im Jahre 1992 auf Festlegung der „Ehrenkommission“ der Universität von der damaligen Kultusministerin des Landes Mecklenburg-Vorpommern, Frau *Schnoor*, wegen staatsnaher Tätigkeit eine „Missbilligung“ erhielt. Mit einer Ehrenpromotion ihres verdienten Hochschullehrers hätte sie sich echt schmücken können! Bis heute bin ich mit *Gerhard Jannermann* freundschaftlich verbunden. Jedes Treffen mit ihm und jeder Brief von ihm ist für mich ein Gewinn. Ich zitiere aus seinem Brief, den er mir anlässlich meines kürzlichen 76. Geburtstages schrieb:

„ ... Der dynamische Mensch neigt fast immer dazu, Wirken und Werk höher als die Gesundheitsvorsorge zu stellen. Schließlich kommt ein Schuss vor den Bug. Folge diesem nicht „Maschine stopp“, ist der Treffer fällig. Falls nicht sofort ein Volltreffer, kann man noch bei der Reparatur zuschauen und nachdenken: Restnutzungsdauer einschätzen und dann hoffentlich die einzig richtige Entscheidung treffen – „halbe Fahrt voraus und klar Schiff“.

Wir beide befinden uns in dieser Lebenslage. Ich habe den Warnschuss ignoriert, schon nicht mehr aus Arbeitseifer, sondern aus Überheblichkeit und Stolz vor Enkeln. Wie ich Dich kenne, hat vielmehr die Berufung Dich überlistet. Jetzt kommt es darauf an, Lebensmut und Optimismus für die weitere Führung nicht zu verlieren. Hierfür wünsche ich Dir Kraft.

Seit diesem Frühjahr denke ich bewusster über den Sinn meines (nicht des) Lebens nach. Mir fiel auf, dass ich diese Frage meist nur oberflächlich streifte. Ich erinnerte mich aber an Strittmatter, dessen „... Verwandlung“** ich damals gelesen hatte und der, wie mir schien, zum Nachdenken Ansätze gegeben hatte. Das bestätigte sich bei nochmaliger Lektüre (ich gehe aber nicht in allem mit). Erst jetzt erkannte ich deutlich sein (mit Sicherheit altersbedingtes) Motiv als literarischen und biographischen Gegenstand.

Die Frage ist ohne philosophischen Ansatz allerdings nicht zu beantworten. Als Produkt der Evolution realisiert sich unser Leben im Individuum und in der Gemeinschaft, erfordert also auch evolutionär eine nachhaltige Balance zwischen Freiheit für individuelle Gestaltung und Zwang zur Aufrechterhaltung der Gemeinschaft. Gestaltung und Sinngebung meines Lebens ist zuerst einmal meine Privatsache. Ohne gleichzeitige Frage nach Gemeinschaftseinfluss und gegenseitigem Gemeinschaftsbeitrag (hier steht jeder Gesellschaftsverband) kann es aber keine ehrliche Antwort geben. Diese „Ehrlichkeit“ fordert heraus, aber wem sage ich das.

Eines ist mir klarer denn je: wenn es in diesem Jahrhundert nicht gelingt, das Verhältnis zwischen Freiheit (individueller und unternehmerischer) und Allgemeinwohl (national wie international) grundlegend zu klären und einen kontrollierbaren „globalen“ Richtungsweg zu finden, dann dürfte schon in wenigen Jahrhunderten der Restposten von Homo sapiens bei der Stein-, Bronze- oder Eisenzeit wieder neu beginnen.

zu dem Ärger, der mich immer wieder aufbaut. Dich wahrscheinlich auch.

* Siehe: Beiträge zur Geschichte der Familien Jannermann und Lentz, Band 3: Uta Jannermann: Prof. Dr. agr. habil. Dr. h. c. Gerhard Jannermann. Stadien und Daten aus seinem Berufsleben. Rostock, 2005, 53 S.

** Gemeint ist: Erwin Strittmatters (1912 ... 1994) von Eva Strittmatter(*1930): nach seinem Tode herausgegebener Essay „Vor der Verwandlung“, Berlin, 1995.

Gut, dass ich mich immer noch aufregen kann über Blindheit und Dummheit der Machtelite, welche glaubt, die erhoffte „Wissenschaftsgesellschaft“ und die in die Spur gesetzte „Digitale Welt“ mit der abgewirtschafteten Wirtschaftsphilosophie des Neoliberalismus zu erreichen.

Die Ignoranz und der Pfusch bei der Lösung unseres deutschen Problems gehören ebenfalls Mit Interesse habe ich das neue Buch von Daniela Dahn „Wehe dem Sieger“* gelesen. Die verpasste deutsche Chance und die Folgen sind treffend herausgearbeitet. Diese Art von Literatur, z. B. auch Sahra Wagenknechts „Wahnsinn mit Methode“** halten wach.

Mit dem durchgängigen Übergang zur Vergenossenschaftlichung der landwirtschaftlichen Produktion, dem „sozialistischen Frühling“ im Jahr 1960 ergaben sich neue Aufgaben auch für uns im Staatssekretariat. Parteileitungen verschiedener Ebenen, aber auch der damalige Rektor der Universität Rostock, Prof. Dr. Rudolf Schick, forderten, dass alle Landwirtschaftsstudenten die einmalige Chance erhalten sollten, „das Entstehen des Neuen

* Daniela Dahn: Wehe dem Sieger. Ohne Osten kein Westen. Rohwohlt, 2009, 301 S

**Sahra Wagenknecht: Wahnsinn mit Methode. Verlag „das neue Berlin“, 2009, 258 S.

auf dem Dorfe“ unmittelbar mitzuerleben und zu unterstützen. Wir mussten kurzfristig außerordentliche Praxiseinsätze der Studenten organisieren, nicht immer lief alles glatt. Zu

allem Ärger, den mir der Einsatz bereitete, musste ich eines Morgens noch im „Neuen Deutschland“, dem Zentralorgan der SED, in einem glossenhaft angelegten Beitrag auf der ersten Seite lesen, „dass auch das Staatssekretariat beschlossen habe, die Landwirtschaftsstudenten in die Dörfer zu schicken, damit sie die Kühe zählen“. Wutentbrannt bin ich an jenem Morgen in die damals nicht weit von unserer Dienststelle befindliche Redaktion gerannt und habe den Ressortchef, *Arnulf Kriener*, attackiert. In der Folge entwickelte sich zwischen uns in allen unseren Funktionen (er war später lange Chefredakteur der „Neuen Deutschen Bauernzeitung“ und in den achtziger Jahren Mitglied der Agitationskommission beim Politbüro der SED, wo er die Agrarpropaganda kurierte) eine vertrauensvolle Zusammenarbeit und er war mir in vielen Fragen ein wertvoller Ratgeber.

Es begann auch eine Zeit der Umgestaltung der Studienpläne an den landwirtschaftlichen Fakultäten. Von allen Fakultäten wurden damals neue Pläne für die Studienabläufe und -inhalte sowie für die Praktikumsgestaltung erarbeitet. Jede hielt das ihrige Konzept für das Beste. Es war für uns schwer, die Einheitlichkeit der Ausbildungsgänge zu gewährleisten. Besonders die landwirtschaftliche Fakultät der Karl-Marx-Universität ging damals mit „revolutionären“ Veränderungen voran. Dort hatte *Walter Ulbricht* am 7. 4. 1956 in seiner Rede auf einer Versammlung der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät in kritischer Auseinandersetzung die sozialistische Perspektive der Landwirtschaft umrissen und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für Erziehung, Ausbildung und Forschung abgeleitet. Dabei ging es vorrangig um die Fähigkeit der Absolventen, "den Bauern beim Übergang zur genossenschaftlichen sozialistischen Wirtschaft konkret zu helfen", was für die Lehre bedeutete, die "Einheit von Theorie und Praxis zum Grundprinzip der Ausbildung" zu machen. Ergebnis der daraufhin einsetzenden Diskussion waren ein neuer Studienplan, insbesondere auch die Einführung des Komplexpraktikums als einer neuen Form der Verbindung von Studium und praktischer Ausbildung in Staatlichen Gütern und in Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften. Ruhe und Beständigkeit in den Studienabläufen setzte eigentlich erst wieder nach der 3. Hochschulreform ein.

Der 13. August 1961, der Mauerbau, war ein weiterer entscheidender Einschnitt in unserer Arbeit. Dass etwas Derartiges in der Luft lag, hatten wir geahnt. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an eine Episode, die nachdenklich stimmte. Wir beklagten uns immer, dass die Zusammenarbeit zwischen unseren Hochschullehrern und Wissenschaftlern mit denen der Sowjetunion nicht effektiv war, da Pläne für den Wissenschaftlertausch nicht eingehalten wurden oder sich die Einreisen immer auf den letzten Monat des Jahres konzentrierten, dann aber meist andere einreisten, als die, mit denen Zusammenarbeit vereinbart war. Als unser Staatssekretär deshalb bei seinem Partner in Moskau vorstellig wurde, erhielt er die Antwort: „Wenn Ihr nicht die Löcher in Berlin schließt, schicken wir überhaupt keinen mehr“. Daran musste ich später immer denken, als von *S. M. Gorbatschow*, dem ehemaligen KGB-Chef von Georgien und späteren Außenminister der Sowjetunion *Eduard Schewardnadse* (*) und anderen versucht wurde, der Öffentlichkeit weiszumachen, dass der Mauerbau eine einsame Entscheidung der DDR-Führung gewesen sei.

Am Sonntag, dem 13. August besuchte ich früh mit meinem Sohn meine Schwiegereltern in der Karl-Marx-Allee, als mich dort der Anruf meiner Frau erreichte, ich müsse mich laut einer telefonischen Aufforderung sofort in der Kleider- und Waffenkammer unserer Kampfgruppeneinheit (seit Beginn meiner Tätigkeit im Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen war ich bis zu meiner Nierenoperation im Jahre 1965 Mitglied der Kampfgruppen) im nahe dem Brandenburger Tor gelegenen Volksbildungsministerium einfinden. Die Grenze zu Westberlin werde geschlossen. Als ich mich dem Ort des Geschehens näherte, sah ich schon einen großen Volksauflauf auf der Straße „Unter den Linden“. Nachdem unsere Einheit vollzählig war, wurden wir zu Wachdienst entlang der Grenzmarkierung in Stadtmitte eingesetzt, wo bereits die Mauer gebaut wurde. Wir sahen auf der westlichen Seite des Brandenburger Tores eine im Verlaufe des Nachmittags sich

bedrohlich verstärkende Menschenmenge, die mit Sprechhören und Steinwürfen die vor dem Brandenburger Tor aufgezugene Postenkette der Kampfgruppen attackierte. Nachdem Wasserwerfer aufgefahren waren, besonders aber nachdem gegen Abend Regen einsetzte, entschärfte sich die Lage. Ich übernachtete noch eine Nacht mit unserer Einheit im Saal des Volksbildungsministeriums, wurde aber bereits am anderen Tage vom Dienst in der Kampfgruppe befreit, da ich als Sektorleiter Landwirtschaft den damals noch obligatorischen Einsatz der Studenten bei der Kartoffelernte vorbereiten musste. Im Jahre 1986, als anlässlich des 25. Jahrestages des Mauerbaus alle Kampfgruppenmitglieder, die am 13. August 1961 im Einsatz waren, mit einer Erinnerungsmedaille ausgezeichnet wurden, war ich nicht darunter, sicher weil ich beim entsprechenden Zählappell schon nicht mehr anwesend war. Ich habe es verschmerzen können.

Mit dem Mauerbau war in meinem damaligen Verständnis eine Notbremse gezogen, um die DDR ökonomisch auf solidere Pfade zu führen. Dass es bereits eine ernsthafte Bankrotterklärung unseres „realen Sozialismus“ war, erkannte ich damals nicht. Die offizielle Propaganda vom „antifaschistischen Schutzwall“ hielt nicht nur ich, sondern auch viele meiner Genossen und Freunde für primitive Propaganda. Unter uns war damals eine einfache Interpretation von Prof. Dr. *Jürgen Kuczynski* (1904 ... 1997), dem geachteten Nestor marxistischer Wirtschaftswissenschaften und Wirtschaftsgeschichte, im Umlauf, die er bei einem Gespräch in der Akademie der Wissenschaften auf die Frage gegeben hatte, gegen wen die Mauer gerichtet sei, gegen „faschistische Eindringlinge“ oder gegen die eigene Bevölkerung? „Das sehe man daran, nach welcher Seite der obere Teil der Stacheldrahtreihen geneigt sei, nach innen oder nach außen“ so seine klare Antwort.

Nach dem 13. August waren wir Mitarbeiter des Staatssekretariats aufgefordert, mit den Wissenschaftlern an der Humboldt-Universität über die Notwendigkeit der Grenzmaßnahmen zu diskutieren, ihre Meinung zu erkunden und uns ein Bild über die Situation zu verschaffen. Ich führte einige Tage lang Gespräche mit Hochschullehrern und Nachwuchswissenschaftlern an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät. Es gab zwar keine offenen Ablehnungen, aber viele „Bauchschmerzen“. An zwei Gespräche erinnere ich mich noch gut. Da ich von Herrn Prof. Dr. *Fritz Lützenberg* wusste, dass er immer sehr gut die Stimmung an der Fakultät spürte, legte ich natürlich auch auf ein Gespräch mit ihm großen Wert. Herr Prof. Dr. *Lützenberg* war ein loyaler DDR-Bürger. Von ihm ist die folgende Episode überliefert: Als seine Ehefrau bei einem DDR-Feiertag nicht flaggen wollte, hat er das mit den Worten gefordert: „Die Fahne kommt raus, die bezahlen uns gut“! Mit ihm habe ich oft sehr vertrauensvolle Gespräche geführt. Aber an jenem Tage im August hatte er absolut keine Lust, mit mir über die Grenzsicherung zu sprechen. Er stellte gleich Gläser auf den Tisch und schenkte von seiner Stammmarke „Steinhäger“ ein, sprach mit mir über Gott und die Welt, lenkte immer wieder ab, wenn ich das Gespräch auf mein eigentliches Anliegen bringen wollte, dabei mit großer Geschwindigkeit immer wieder einschenkend. Ich wollte mich verabschieden, aber der Herr Professor ließ mich nicht gehen. Wir hatten beide schon über unseren „Eichstrich“ getrunken. Ich musste eine List anwenden, ließ meine Tasche stehen und verließ das Zimmer unter dem Vorwand, zur Toilette gehen zu wollen. Als ich am anderen Morgen meine Tasche abholte, teilte mir seine Sekretärin, Frau *Krüger* mit, dass es dem Herrn Professor am vorhergehenden Abend noch sehr schlecht gegangen sei. Ich empfand kein Mitleid, sondern eher eine gewisse Schadenfreude.

Einen ganz anderen Charakter hatte mein Gespräch mit Herrn Prof. Dr. *Joachim Sennewald*. Er war damals noch der einzige Professor an der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät, der in Westberlin wohnte. Herr Prof. Dr. *Sennewald* war ein Schüler des berühmten Berliner Agrarökonomen Prof. Dr. *Friedrich Aereboe* (1865 ... 1942), war im Preußischen Staatsdienst, hatte die Nazizeit in der Privatwirtschaft überstanden, war kein Mitglied der NSDAP geworden und wurde nach Wiedereröffnung der Berliner Universität im Jahre 1947 auf den Lehrstuhl für Landwirtschaftliche Betriebswirtschaft an die Landwirtschaftlich-

Gärtnerische Fakultät berufen. Als die amerikanische Besatzungsmacht die Humboldt-Universität spaltete, die Dahlemer Institute der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät beschlagnahmt wurden und ein Teil der Professorenschaft die Humboldt-Universität verließ, stellte er sich einer Teilung der Fakultät entschieden entgegen und trat für ihren Erhalt an der Humboldt-Universität ein, wofür er später auch mit dem Vaterländischen Verdienstorden der DDR in Bronze ausgezeichnet wurde. Wegen seiner Haltung genoss er sowohl bei den Leitungsorganen als auch bei seinen Kollegen hohes Ansehen, obwohl seine Lehrveranstaltungen eher bieder und manche Ansichten über die Entwicklung der Landwirtschaft eher konservativ waren. Er hatte ein kleines Lehrbuch: „Landwirtschaftliche Betriebswirtschaft“ () geschrieben, das er wortwörtlich auswendig vortrug. Bei unserem Gespräch nach dem 13. August 1961 bat er mich, weiter in Westberlin wohnen zu können, da sein einziges Kind, eine Tochter, bei einem Bombenangriff auf Berlin umgekommen sei und das Grab sich auf einem Friedhof unweit der jetzigen Wohnung befinde. Deshalb wolle seine Frau unbedingt dort wohnen bleiben.

Er versprach, dass er nach der Emeritierung in die „Stadt seiner Väter“, nach Wernigerode am Harz, übersiedeln werde. Dort hatte er noch ein Wochenendgrundstück und verbrachte jährlich einen Teil seines Urlaubs. Wir haben alles in seinem Sinne geregelt und er konnte weiter in Westberlin wohnen. Ich erinnere mich, wie er 1967, als der Zeitpunkt seiner Emeritierung herankam, völlig zerknirscht zu mir in das Hochschulministerium kam und mir mitteilte, dass er sein Versprechen bezüglich der Übersiedlung nicht einhalten könne, da seine Frau entgegen früheren Zusagen nicht bereit sei, umzusiedeln. Er blieb auch dann in Westberlin wohnen. Jahre später traf ich ihn einmal bei einer Wanderung auf einem einsamen Waldweg im Nordharz, wo er nach wie vor jährlich von Westberlin aus seinen Urlaub verbrachte.

Während meiner Tätigkeit im Hochschulwesen nahm die Gründung einiger neuer Hochschuleinrichtungen einen wesentlichen Raum in meiner Arbeit ein: eine davon war ein erfolgloses Unternehmen, auf die anderen blicke ich mit gewissem Stolz zurück.

Bereits bei meiner Verabschiedung in Groß Lüsewitz im Sommer 1959 gab mir Prof. Dr. *Rudolf Schick*, der von 1959 bis 1965 ja auch Rektor der Universität Rostock war, nachdem er von 1953 bis 1956 bereits das Amt des Dekans der landwirtschaftlichen Fakultät dieser Universität inne hatte, mit auf den Weg, dass ich im Staatssekretariat für das Hoch- und Fachschulwesen auf meinem Tisch sicher einen Antrag der Ernst-Moritz-Arndt-Universität vorfinden würde, in Neubrandenburg eine landwirtschaftliche Einrichtung (Institut oder Fakultät) zu schaffen. Das solle ich unbedingt verhindern. In der Tat war es so. Nachdem die aus der ehemaligen, 1835 gegründeten Landwirtschaftlichen Akademie Greifswald-Eldena im Jahre 1946 hervorgegangene Landwirtschaftliche Fakultät der Ernst-Moritz Arndt-Universität im Jahre 1950 zu Gunsten der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Rostock geschlossen wurde (zwischen beiden gab es einen ständigen Konkurrenzkampf), viele Hochschullehrer an andere Universitäten berufen wurden, blieb in Greifswald nur das Institut für Bodenkunde und Kulturtechnik erhalten, das seit 1947 von Prof. Dr. *Heinz Jahnert* (1897 ...) geleitet wurde. Dieser ergriff gemeinsam mit Dr. *Otto Rühle* (), einem ehemaligen Sanitätsoffizier und Gründungsmitglied der National-Demokratischen Partei, der in der staatlichen Leitung des Bezirkes Neubrandenburg auf dem Gebiet der Gesundheits- und Sozialpolitik tätig war (von ihm stammt das lesenswerte Buch „Vom Untertan zum Staatsbürger“), die Initiative, mit Unterstützung der Bezirksleitung der SED Neubrandenburg (1. Sekretär war von 1960 ... 1963 *Georg Ewald* (1926 ... 1973), später bis zu seinem frühen Tode als Kandidat des Politbüros des ZK der SED Vorsitzender und Leiter der Produktionsleitung des Landwirtschaftsrates der DDR bzw. Minister für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft) am Standort Neubrandenburg eine landwirtschaftliche Hochschuleinrichtung zu gründen. Nach gründlicher Beratung erarbeitete ich zu dem vorliegenden Antrag der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald einen ablehnenden

Bescheid und legte ihn dem stellvertretenden Staatssekretär, *Franz Dahlem*, vor. Dieser bestellte mich zu sich und empfing mich mit den Worten: „Du Unglücksrabe, weißt Du denn nicht, dass es dazu schon einen positiven Beschluss des Sekretariats des ZK der SED gibt?“ Ich wusste es nicht und so ging ich nun – wider innere Überzeugung – an die Verwirklichung des Beschlusses und wir begannen in Neubrandenburg am Ufer des Tollensesees mit dem Aufbau einer landwirtschaftlichen Lehr- und Forschungseinrichtung. Da die naturwissenschaftliche Grundlagenausbildung in Greifswald erfolgen sollte, wurde auch bald mit der Immatrikulation der ersten Studenten begonnen. Später wurde wieder alles zurückgepfiffen und die bereits immatrikulierten Studenten wurden an die Universität Rostock überführt. Die Art, wie das geschah, hat mich damals sehr bewegt. Zur Auswertung der Besuche von *Walter Ulbricht* auf den von 1958 ... 1975 jährlich im Sommer unter dem Motto: „Die Ostsee muss ein Meer des Friedens werden“ stattfindenden Ostseewochen mussten dem Ministerrat stets Maßnahmen vorgelegt werden. Auf einer Koordinierungsberatung zur Vorbereitung solcher Maßnahmen, die unter Federführung des Stellvertretenden Vorsitzenden für die örtlich und bezirksgeleitete Industrie der Staatlichen Plankommission, *Heinrich Meier* (), stattfand, forderte *Georg Ewald*, jetzt in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Landwirtschaftsrates mit den Worten: „Da gibt es doch Leute (gemeint waren wir im Hochschulministerium), die wollen in Neubrandenburg eine neue landwirtschaftliche Hochschule bauen“ die Einstellung des Unternehmens. Mir verschlug es die Sprache. Ich habe kein Wort sagen können. Es war für mich eine große Lehrstunde in „Dialektik!“ Einfacher konnte man die Äußerung von *G. Ewald* auch mit dem Motto von *Konrad Adenauer* „was kümmert mich mein Geschwätz von gestern“ charakterisieren. Solche Sinneswandel von leitenden Funktionären in Abhängigkeit von der eingenommenen Funktion sollte ich später noch oft spüren. Ein Beispiel ist mir besonders in Erinnerung, weil es mir auch mehrfach Ärger einbrachte: Von unserem Institut für Agrarökonomie der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften wurden jährlich vertrauliche Analysen über die Entwicklung der Landwirtschaft angefertigt, die aber nur der Abteilung Landwirtschaft im ZK und dem Landwirtschaftsrat bzw. Ministerium für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft bereitgestellt werden durften. Der damalige für die Landwirtschaft zuständige Stellvertretende Vorsitzende der Staatlichen Plankommission, *Bruno Lietz*, bat mich regelmäßig um Übersendung einer solchen Analyse, was ich ihm stets abschlagen musste. Umso größer war später mein Erstaunen, als er in seiner Eigenschaft als Minister für Land-, Forst- und Nahrungsgüterwirtschaft den Direktor des Instituts für Agrarökonomie unserer Akademie, Prof. Dr. *Klaus Schmidt*, heftig kritisierte, weil dieser eine derartige Analyse seinem Nachfolger im Amt des Stellvertretenden Vorsitzenden der Plankommission, *Günter Jury*, übergeben hatte.

In besserer Erinnerung habe ich die erfolgreiche und zukunftssträchtige Einrichtung einer neuen Fachrichtung Meliorationswesen (zunächst Meliorationstechnik) an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Rostock im Jahre 1962, die besonders auf die Initiative von Prof. Dr. *Manfred Olbertz* (1926 ... 2002) zurückging, der nach der Emeritierung des Gründers des Instituts für Meliorationswesen an dieser Universität, Prof. Dr. *Otto Möller* (1892 ... 1978) Direktor dieses Instituts war. Dazu konnten wir für die Universität ein sanierungsbedürftiges Jagdschloss des früheren *Herzogs von Mecklenburg-Schwerin* mit Land in Friedrichsmoor bei Neustadt-Glewe als Internat, Schulungszentrum und Forschungsstützpunkt erwerben.

Eine Erfolgsgeschichte wurde auch die Gründung des Instituts für tropische Landwirtschaft der Karl-Marx-Universität Leipzig im Jahre 1960. Nachdem es seitens der Landwirtschaftlichen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig bereits in den fünfziger Jahren Aktivitäten zur Gründung eines solchen Instituts gab, wurden sie in meiner Verantwortungszeit realisiert. Das Vorhaben wurde besonders von Prof. Dr. *Siegfried Münch*

(1928 ... 2001), damals Professor für Agrarökonomie an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Martin-Luther-Universität, vorangetrieben. Er lieferte mir die notwendigen Konzeptionen und fand in mir schließlich einen entschiedenen Befürworter des Vorhabens. Schließlich konnte mit Wirkung vom 1. September 1960 an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Karl-Marx-Universität Leipzig das Institut für tropische und subtropische Landwirtschaft gebildet werden (später Institut für tropische Landwirtschaft der Karl-Marx-Universität Leipzig).

Seine ersten Direktoren waren Prof. Dr. *Siegfried Münch* (Agrarökonomie), Prof. Dr. *Gerd Fröhlich* (Pflanzenschutz) und Prof. Dr. *Hans Pagel* (Bodenkunde und Pflanzenernährung), die bedingt durch eigene Auslandsaufenthalte oft wechselten. Später hat über längere Zeit Prof. Dr. *Gunther Francke* (Pflanzenbau) das Institut geleitet.*

Gleichzeitig haben wir aktiv die Gründung einer Abteilung für Tropenveterinärmedizin an dem von Prof. Dr. *Lothar Hussel* (1919 ... 1987) geleiteten Institut für Staatsveterinärkunde und Veterinärhygiene der Veterinärmedizinischen Fakultät der Karl-Marx-Universität betrieben und realisiert. Eine Abteilung für subtropische und tropische Forst- und Holzwirtschaft konnte im Jahre 1963 an der Forstwirtschaftlichen Fakultät Tharandt der Technischen Universität Dresden ihre Tätigkeit aufnehmen. Alle diese Einrichtungen haben wir zwar in Abstimmungen mit den zuständigen Parteileitungen geschaffen, aber ohne formelle Beschlüsse.

Eine Erfolgsgeschichte war auch die Gründung der Spezialfachrichtung „Anwendung mathematischer Methoden in der Landwirtschaft unter Einschluss der elektronischen Datenverarbeitung“ unter Leitung des Dozenten Dr. *Siegfried Badewitz* (*), die wir 1965 im Institut für Agrarökonomik unter dem Direktorat von Prof. Dr. *Hermann Howitz* () an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Martin-Luther Universität Halle-Wittenberg vornehmen konnten. Damit wollten wir den sich entwickelnden Technologien der elektronischen Datenerfassung, -analyse und -auswertung auch in der Landwirtschaft gerecht werden.

Eine andere, mir am Herzen liegende Fachrichtungsgründung ist mir leider nicht gelungen. Ich wollte an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität Rostock gern eine Fachrichtung Pflanzenschutz etablieren, da ich in dem Bestand an Lehrkräften hierfür günstige Voraussetzungen sah. Mit den Professoren Dr. *Ernst Reinmuth* und Dr. *Kirchner* () wirkten zwei Hochschullehrer, die beide vor ihrer Hochschullehrerlaufbahn im praktischen Pflanzenschutz tätig waren. Sie hatten erfolgreich Schulen aufgebaut und eine Reihe von Nachwuchskadern erfolgreich zur Habilitation geführt. An keiner Fakultät gab es damals eine solche Dichte der Besetzung mit qualifizierten Lehrkräften. Es waren praktisch alle Spezialgebiete des Pflanzenschutzes abgesichert. Auch sah ich in dem vertretenen inhaltlichen Konzept eine große Übereinstimmung mit meinem Verständnis vom ganzheitlichen (heute

* Über die erfolgreiche Geschichte des Instituts ist im Jahre 2009 unter der Federführung von *G. Franke, H. Mutscher* und *A. Pfeiffer* mit dem Titel: „Das Institut für tropische Landwirtschaft der Karl-Marx-Universität Leipzig 1960 bis 1992 – Zeitzeugen berichten“ ein instruktiver Bericht veröffentlicht worden (Engelsdorfer Verlag, 2009, 175 S.).

sprechen wir vom integrierten) Pflanzenschutz, der bei der Bodenhygiene und Fruchtfolge begann und nicht einseitig und vordergründig auf die Chemie orientiert war, ohne den Einsatz chemischer Mittel bei Notwendigkeit auszuschließen. Unter Einfluss des Vordringens der Chemie in alle Bereiche der Volkswirtschaft auch in der DDR kam es zu dieser Gründung nicht mehr. Die Spezialrichtung Pflanzenschutz wurde später im Rahmen der Chemisierung der Landwirtschaft an der Landwirtschaftlichen Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle gegründet, wobei mir das Konzept nicht gefiel, ich aber schon keinen Einfluss mehr darauf hatte. In diese Zeit fiel auch meine erste Bekanntschaft mit Dr. *Hans Reichelt* (* 1925), damals Minister und stellvertretender Vorsitzender des Landwirtschaftsrates der DDR, der eine Beratung zur Umsetzung des von Partei- und Regierung beschlossenen Chemieprogramms durchführte. Er forderte unter anderem, die Lehrpläne an den

landwirtschaftlichen Hoch- und Fachschuleinrichtungen umzugestalten und solche Einzeldisziplinen wie Pflanzenernährung, Düngung, Phytopathologie und Pflanzenschutz unter einem Komplex Chemisierung zusammenzufassen. Auch sollten entsprechende neue Lehrbücher geschaffen werden. Auch sollte anstelle des „Nachrichtenblattes für den Pflanzenschutzdienst eine entsprechende Zeitschrift für Chemisierung der Landwirtschaft geschaffen werden. Ich war nicht einverstanden, opponierte gegen seine Vorschläge und sagte ironisch etwa sinngemäß zu seinem Lehrbuchvorschlag, „dass wir ja das alte preußische Realienbuch wieder einführen könnten“. Seine Antwort war, ich solle doch bitte ernst bleiben, aber die Vorschläge waren vom Tisch. Sie wurden in dieser Form nie umgesetzt.

Einige Beschlüsse der Parteiführung erwischten uns völlig unvorbereitet. So wurden wir von dem Beschluss des Sekretariats des ZK der SED zur Schließung der Forstwirtschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin in Eberswalde im Jahre 1963 völlig überrascht. Zwischen den beiden forstwirtschaftlichen Fakultäten Eberswalde und Tharandt gab es ständig Querelen und Konkurrenz, obwohl die Einzugsgebiete und damit auch die Forschungsrichtungen eindeutig abgestimmt waren. Um den ewigen Rivalitäten Herr zu werden, hatten wir oft im Scherz gesagt, entweder wir gründen eine dritte Fakultät, oder wir schließen eine. Aber nun waren wir von der Entscheidung überrascht. Es gab zwar in der Parteiorganisation der Forstfakultät Eberswalde Anfang der sechziger Jahre verstärkt „politisch-ideologische Auseinandersetzungen“ mit dem Direktor des Instituts für Forstliche Ertragskunde und Dekan der Fakultät, Prof. Dr. *Werner Ertel* (1907 ... 1992), die 1962 zu seiner Ablösung als Dekan und Entlassung führten, auch in einem „Spionageprozess“ gegen Mitarbeiter des Staatlichen Forstwirtschaftsbetriebes Joachimsthal wurden der Fakultät „politisch-ideologische Versäumnisse“ vorgeworfen. Aber wir kannten kein Material, in dem die Schließung der Fakultät erwogen wurde. An der Vorbereitung eines entsprechenden Beschlusses waren wir nicht beteiligt. Wer Initiator des Beschlusses war, den wir zu realisieren hatten, haben wir nicht erfahren. Die in Eberswalde vorhandenen personellen und materiellen Kapazitäten wurden den forstwirtschaftlichen Forschungskapazitäten der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften bzw. des Landwirtschaftsrates zugeordnet.

Ein Beschluss des Sekretariats des ZK der SED, der von der Abteilung Landwirtschaft im ZK der SED vorbereitet wurde, wonach Direktoren von AdL-Instituten nicht gleichzeitig Direktoren von Instituten an Landwirtschaftlichen Fakultäten sein durften, verlangte von uns kurzfristig eine Reihe von Personalfragen zu klären. Erschwert wurde diese Arbeit dadurch, dass den Direktoren der Akademie-Institute zum Teil keine Wahl der Entscheidung gelassen wurde, sondern durch die Landwirtschaftsabteilung bereits eine Vorauswahl getroffen wurde. Die Arbeit der Abteilung Landwirtschaft in unserem Ministerium verkomplizierte sich, als mit dem Beschluss des VI. Parteitages der SED (15. ... 20. Januar 1963) der Parteaufbau nach dem von *N. S. Chruschtschow* in der KPdSU eingeführten „Produktionsprinzip“ auch in der DDR verändert wurde. Mit der Gründung von Büros für Industrie und Bauwesen und von Büros für Landwirtschaft beim Politbüro der SED war nunmehr für die Anleitung der Parteiorganisationen der Landwirtschaftlichen, Veterinärmedizinischen und Forstwirtschaftlichen Fakultäten nicht mehr die Abteilung Wissenschaft im ZK der SED zuständig, sondern die Abteilung Landwirtschaft, während die Parteiorganisation des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen weiterhin von der Abteilung Wissenschaft im ZK der SED angeleitet wurde. Ich saß damit etwas zwischen „Baum und Borke“. Von der Abteilung Landwirtschaft wurde verbreitet, man habe mit den Parteiorganisationen an den landwirtschaftlichen Fakultäten einen Scherbenhaufen übernommen (damit waren natürlich in auch die staatlichen Leitungen gemeint) und müsse erst einmal Ordnung schaffen. Die Art und der Ton auch meiner Zusammenarbeit mit dem „großen Hause“, wie wir den Sitz des ZK der SED nannten, änderte sich wesentlich. Hatte ich bisher verständnisvolle Partner in der Abteilung Wissenschaft des ZK der SED, (von 1960 an war mein Partner in der Abteilung Wissenschaft über viele Jahre Dr. *Edwin Schwertner* (* 1932) den ich bereits vorher in seiner Funktion als

Parteisekretär der Veterinärmedizinischen Fakultät der HUB schätzen gelernt hatte), die mir Freiräume für eigene Entscheidungen einräumten und hatte unsere Zusammenarbeit mehr den Charakter von Meinungsaustausch zu anstehenden Problemen, so lernte ich jetzt erstmals einen Kommandoton kennen. Hatte ich bisher bei meinen Auftritten in Fakultätsräten oder anderen Gremien der Fakultäten nie schriftliche Ausarbeitungen, so musste ich nun alle meine beabsichtigten Reden schriftlich vorlegen. Sie wurden damit weniger. Dass es zu bestimmten hochschulpolitischen Ereignissen auch zwischen der Abteilung Wissenschaften und der Abteilung Landwirtschaft des ZK durchaus unterschiedliche Wertungen gab, machte meine Arbeit nicht leichter. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an den sogenannten „Studentenstreik“ an der Landwirtschaftlichen Fakultät Rostock im Frühjahr 1964. In Auswertung des VIII. Bauernkongresses (28. 02. ... 01. 03. 1964 in Schwerin), der in seinen Beschlüssen auf die Bildung von produktorientierten Spezialbrigaden in den Landwirtschaftsbetrieben orientierte, hatte der Rektor der Universität, Prof. Dr. *Rudolf Schick*, ein glühender Verfechter solcher Spezialisierung, gefordert, die Studenten des 2. Studienjahres sofort in die Ausbildungsbetriebe zu schicken, um solche Brigaden zu organisieren. Die Studenten protestierten ob der kurzfristigen Anberaumung eines solchen Einsatzes und boykottierten daraufhin die Vorlesungen. Die Fakultäts- und Universitätsparteileitung sprachen von einem Streik. Da der Betriebsökonom an der Fakultät, Prof. Dr. G. Jannermann, in einer Fakultätsversammlung aus fachlichen Gründen sich gegen einen solchen Einsatz der Studenten aussprach, wurde er beschuldigt, den Rektor anzugreifen und den Studentenstreik zu unterstützen. Nun geriet er in die Mühlen parteimäßiger Auseinandersetzungen. Von der Abteilung Landwirtschaft im ZK wurde der „Streik“ zum Anlass genommen, um sofort Untersuchungen und Auseinandersetzungen an der Landwirtschaftlichen Fakultät einzuleiten. Vom Stellvertretenden Abteilungsleiter, *Werner Lindner*, wurde ich aufgefordert, eine erweiterte Fakultätsratssitzung an der Landwirtschaftlichen Fakultät zu veranlassen, auf der ich eine kritische Auswertung der Lage an der Fakultät vornehmen sollte. Dazu sollte ich ihm den Text meiner Rede vorher einreichen. Da ich wusste, dass die Wertung der Ereignisse durch die Abteilung Wissenschaften im ZK der SED etwas anders war und sie nicht von einem Studentenstreik sprachen (der Leiter der Abteilung Wissenschaften im ZK, *Hannes Hörnig* (1921 ...), legte einige Wochen später anlässlich einer Delegiertenkonferenz der Universitätsparteioorganisation diesen Standpunkt dar), war meine vorbereitete Rede entsprechend vorsichtig. Vor unserer gemeinsamen Fahrt nach Rostock erhielt ich keine Resonanz auf mein Redemanuskript. Als ich am Tage unserer gemeinsamen Fahrt in sein Auto einstieg, offenbarte er mir, dass die Rede so nicht ginge, ich sie entweder auf dem Wege nach Rostock überarbeiten oder aussteigen sollte und er mitteilen würde, dass ich erkrankt sei. Weder das eine noch das andere geschah, ich hielt meine Rede im Fakultätsrat. Es gab eine offene und anregende Diskussion in einer angenehmen Atmosphäre. Auch *Werner Lindner* beteiligte sachlich an der Diskussion und war anschließend sowohl mit meinen Ausführungen, als auch mit dem Verlauf der Sitzung sehr zufrieden. Aber das war der Stil der Zusammenarbeit, man wollte mir zeigen, wer das Sagen hatte! So war ich froh, als nach einiger Zeit mit dem Abdanken *Chruschtschows* der Parteaufbau wieder geändert wurde und ich nicht mehr der Anleitung durch die Abteilung Landwirtschaft im ZK unterlag.

Von der das Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen in der Mitte der sechziger Jahre sehr beschäftigenden „Havemann“-Affäre war ich in meiner Funktion nicht berührt, geriet aber privat damit in Verbindung. Prof. Dr. *Robert Havemann* (1910 ... 1982), Kommunist und vom Freißlerschen Volksgerichtshof zum Tode verurteilt, war seit 1950 Direktor des Instituts für Physikalische Chemie der Humboldt-Universität Berlin. Er trat mehr und mehr mit kritischen Positionen zur Politik der Führung der SED auf. Die Situation kulminierte, als er im Studienjahr 1963/1964 eine Vorlesung über philosophische Aspekte naturwissenschaft –

licher Probleme für alle Studierenden ankündigte und hielt, die vor allem ob ihrer kritischen Positionen zur Politik der SED unter Studenten großen Anklang fand. Die Parteiführung reagierte hart. In der Parteiorganisation der Humboldt-Universität begannen Auseinandersetzungen mit ihm, die zu seinem Parteiausschluss, Entlassung, Berufsverbot und Hausarrest führten. Der 1. Sekretär der Universitätsparteileitung, Dr. *Werner Tzschoppe*, (... 2007) unterstützte in den Auseinandersetzungen die kritischen Positionen *Havemanns* und war bald selbst Gegenstand „parteierzieherischer Maßnahmen“, die auch zu seinem Parteiausschluss führten.

Werner Tzschoppe gehörte damals zu unserem engeren Freundeskreis um Prof. Dr. *Horst Fruck* (1926 ... 1971), Prof. Dr. *Peter Hess* () und mir. Wir trafen uns regelmäßig privat mit unseren Familien, begingen gemeinsam die Feiertage. Für die Weihnachtsfeiertage und Silvester 1964 hatte *Werner Tzschoppe* für uns das Universitätsheim in Teupitz organisiert und unsere vier Familien verbrachten dort gemeinsam die Feiertage. Ohne unseren Familien, besonders den Kindern, die Feiertage zu verderben, waren die Tage natürlich ausgefüllt von ernsthaften Diskussionen, insbesondere auf ausgedehnten Waldspaziergängen, die wir vier allein unternahmen. Wir gaben *Werner* in seinen kritischen Positionen zwar Recht, versuchten ihm aber klar zu machen, dass er so in sein Verderben rennt, aber keine Veränderung in der Parteipolitik erreicht. Auf seine ständigen Fragen: „Was macht Ihr morgen, Genossen?“ gaben wir ihm zu verstehen, dass wir seinen Weg so nicht mitgehen werden. Wir baten ihn auch an seine Familie, seine Kinder zu denken. Aber für *Werner* gab es damals kein zurück mehr.

Unser Weihnachtsurlaub mit *Werner Tzschoppe* blieb nicht geheim. Gleich am ersten Arbeitstag wurde ich zum Parteisekretär bestellt, es folgten Besuche von Mitarbeitern des ZK, die Informationen über unsere Gespräche haben wollten. Aus den Fragestellungen erkannte ich, dass besonders Verbindungen von *Werner Tzschoppe* zu tschechoslowakischen Genossen und Literaturwissenschaftlern interessierten. Im Jahre 1963 fand in Liblice auf Initiative des tschechischen Literaturhistorikers *Eduard Goldstücker* (1913 ... 2000) anlässlich des 80. Geburtstages des deutschsprachigen jüdisch-tschechischen Schriftstellers *Franz Kafka* (1883 ... 1924) eine Literaturkonferenz statt, die nicht nur großen Einfluss auf die Überwindung enger stalinistischer Auffassungen vom „sozialistischen Realismus“ hatte, sondern wesentlich die geistige Vorbereitung des „Prager Frühlings“ beeinflusste. Von den DDR-Ideologen war sie von vornherein argwöhnisch betrachtet und als unvereinbar mit „marxistisch-leninistischen Positionen“ eingestuft. Bei *W. Tzschoppe* vermutete man Verbindungen zu diesen Kreisen auf Grund seiner Aspirantur an der Universität Leningrad. Ganz abgesehen davon, dass wir uns über solche Probleme wirklich nicht unterhalten haben, war ich nicht bereit, über unsere Gespräche zu informieren. Ich verwies darauf, dass wir mit Familien und Kindern unseren Urlaub verbringen wollten und log, dass wir vorher vereinbart hatten, in diesen Tagen uns unseren Familien zu widmen und die Politik draußen vor zu lassen. Ich wurde dann nicht weiter belästigt und ging meiner Arbeit nach. Aber auch mein Bruder wurde noch ausgefragt, was er über meinen Weihnachtsurlaub mit *Werner Tzschoppe* wisse.

Als ich mich in der Wendezeit mit den inzwischen als Buch unter dem Titel „Dialektik ohne Dogma“ erschienenen Vorlesungen *Havemanns* befasste, war ich maßlos enttäuscht. Abgesehen von kritischen Äußerungen zur Politik der Parteiführung war es der flache, dogmatische dialektische und historische Materialismus, wie wir ihn über Jahre vermittelt bekamen.

Ganz davon abgesehen, dass ich das damalige Vorgehen, diese Überreaktion der Partei- und Staatsführung für falsch hielt und halte, die genau wie das berühmte 11. („Kahlschlag“) – Plenum des ZK der SED im Jahre 1965, die Ausbürgerung des Liedermachers Wolf Biermann im Herbst 1976 und das „Sputnik“-Verbot im November 1988 dem Sozialismus-Versuch in der DDR in hohem Maße geschadet hat, scheint mir die Person *Havemanns* auch heute in ihrer Bedeutung überbewertet zu sein. Zu viel Widersprüche weist sein Leben auf, zu viele Fragen sind offen.

In der Zeit meiner Tätigkeit im Staatssekretariat bzw. Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen erfolgten eine Reihe Strukturveränderungen, verbunden mit Änderungen meiner Arbeitsgebiete und Funktionen. Sie hatten auch Einfluss auf die Dauer meiner Tätigkeit im Staatsapparat. War ich ursprünglich mit der Zusage gewonnen, nach fünf Jahren wieder in die Wissenschaft zurückkehren zu können, wurde dieser Termin mit jeder Veränderung in meiner Tätigkeit weiter hinaus geschoben. War ich zunächst Leiter des Sektors Landwirtschaft, Veterinärmedizin und Forstwirtschaft, so wurde daraus von 19 ... 19 eine Abteilung Landwirtschaft, von 19 ... 19 wurde dann eine Hauptabteilung Biologische Wissenschaften gegründet, deren Leiter ich wurde. Nun gehörten zu meinem Verantwortungsgebiet neben den mir vertrauten agrarwissenschaftlichen Disziplinen die biologischen und pharmazeutischen Fachrichtungen, aber auch die medizinischen Hochschulbereiche. Zu letzteren habe ich in meiner Tätigkeit im Hochschulwesen nie eine Beziehung bekommen. Personell waren wir auf diesem Gebiet fast nur mit nebenamtlich arbeitenden Ärzten besetzt, von denen ich immer den Eindruck hatte, dass sie zum Teil recht linkssektiererische Auffassungen hatten und ich mich nicht auf ihre Einschätzungen stützen konnte. Das verunsicherte mich auch in meiner Arbeit gegenüber den medizinischen Einrichtungen. So war ich einerseits froh, als ich mit der nächsten, mit der 3. Hochschulreform verbundenen Strukturveränderung im Ministerium für Hochschulwesen von dieser Funktion befreit wurde, aber die neue Funktion lag mir auch nicht. Bei dieser Strukturreform wurden die Fachabteilungen im Ministerium aufgelöst. Damit sollte ein schon lange im Hochschulwesen schwelendes Leitungsproblem beseitigt werden, auf das die Hochschulleitungen immer wieder kritisch hinwiesen: Die Fachbereiche des Ministeriums arbeiteten häufig unter Umgehung der Universitätsleitungen direkt mit den Fakultäten zusammen, waren in der Regel besser über deren Probleme informiert, als die Universitätsleitungen. Damit waren natürlich die Leitungslinien deformiert und Probleme vorprogrammiert. Es kam auch zum gegenseitigen Auspielen. Ich wurde nun zum Leiter der größten Abteilung im Ministerium, der Abteilung Erziehung und Ausbildung, ernannt. Unsere Verantwortung begann bei den Zulassungsfragen, reichte über die Gestaltung der Studienpläne, die Hochschulpädagogik und –methodik, die Erziehung der Studenten (wenn irgendwo ein Student silberne Löffel stahl, mussten wir uns damit befassen), die Organisation des Studentenwettstreites bis zur Lehrmittel- und Lehrfilmentwicklung. Das waren alles Arbeitsgebiete, für die ich mich wenig kompetent fühlte. Ich war weder Pädagoge, noch Hochschulpolitiker. Meine Tätigkeit wurde noch dadurch erschwert, dass der zuständige Stellvertretende Minister, *Heinz Herder* () monatelang krank war und ich ihn auch noch vertreten musste. Das alles motivierte mich wenig für diese Aufgabe und ich hatte nun nur ein Ziel: so schnell wie möglich den Absprung aus meiner ministeriellen Tätigkeit wieder in die wissenschaftliche Tätigkeit auf meinem Fachgebiet zu meistern. Am nächsten stand mir und etwas Freude bereitete mir die Arbeit meines Sektors Lehrmittelentwicklung. Diese Arbeit brachte mir auch ein sehr interessantes Treffen mit *Manfred von Ardenne* (1907 ... 1997) ein.

Baron Manfred von Ardenne (1907 ... 1997) war einer der vielseitigsten Forscher auf dem Gebiet der angewandten Physik und hat maßgeblich an der Entwicklung der Fernsehelektronik und der Elektronenmikroskopie, besonders des Rasterelektronenmikroskopes, gewirkt. Er war Inhaber von über 600 Patenten.

Seit 1928 ... 1945 leitete er das von ihm gegründete Forschungslaboratorium für Elektronenphysik in Berlin-Lichterfelde, wurde 1945 von den sowjetischen Besatzungsmacht zur Mitarbeit an der Entwicklung der Atombombe in einem Institut in Suchumi verpflichtet, von wo er 1954 in die DDR zurückkehrte. Die Regierung der DDR erlaubte ihm nicht nur die Gründung seines privaten „Institutes Manfred von Ardenne“, sondern schuf ihm auch die materiellen Voraussetzungen auf dem Weißen Hirsch in Dresden, wo er auch ein wunderschönes Wohnhaus bezog. Sein Privatinstitut hatte zeitweise bis zu 500 Mitarbeiter. An der TU Dresden hatte er eine Professur für spezielle Probleme der Elektronenphysik inne.

Er empfahl damals die Einführung rechnergestützter Datenspeicher in Buchform für alle naturwissenschaftlichen und ingenieurtechnischen Disziplinen, wie er einen auf dem Gebiet der angewandten Physik geschaffen hatte (*Manfred von Ardenne* „Tabellen zur angewandten

Physik“, Verlag der Wissenschaften Berlin, 1964). Zur Erörterung seines Anliegens lud er den Minister zu sich nach Dresden in sein Haus auf dem Weißen Hirsch ein. Dieser konnte nicht und bat mich den Besuch zu realisieren. Der Besuch und die Gespräche im mit dem Familienwappen geschmückten Salon des Wohnhauses mit herrlichem Blick auf das Elbtal und die Altstadt von Dresden haben auf mich einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Neben der Darlegung seiner Idee von der Entwicklung rechnergestützter Wissensspeicher und ihrer Anwendung standen Gespräche über die Begabtenförderung an den Schulen und Hochschulen im Mittelpunkt unserer Diskussion. Ihm war die zielstrebige Förderung der Besten unter dem wissenschaftlichen Nachwuchs in der DDR zu wenig ausgeprägt, ein Problem, das von vielen unserer hervorragenden Wissenschaftler immer wieder kritisch benannt wurde. Später habe ich darüber auch oft mit dem Ehrenpräsidenten unserer Akademie, Prof. Dr. Dr. h. c. mult. *Hans Stubbe* diskutiert, den diese Problematik ebenfalls sehr bewegte.

Am Ende meines Besuches bat er, mich in sein Gästebuch einzutragen, was ich voller Stolz tat. Mit großem Interesse habe ich damals die Eintragungen gelesen. Es waren keine Nazigrößen enthalten, aber alles was Rang und Namen in der sowjetischen Atomforschung hatte, war präsent. Auch *Walter Ulbricht* und andere Führungspersonlichkeiten der DDR waren vertreten. So fand ich mich in einer illustren Gesellschaft wieder. Später haben einige Institute unserer Akademie (das Institut für Pflanzenschutzforschung Kleinmachnow und das Forschungszentrum für Mechanisierung Schlieben-Bornim) mit *Manfred von Ardenne* bzw. seinem Institut gemeinsame Forschungen durchgeführt. In dieser Zeit hatte ich aber persönlich keine Kontakte mehr zu ihm.

In der Tätigkeit im Staatssekretariat bzw. Ministerium lernte ich verschiedene Leiter kennen – zum Staatssekretär Dr. *Wilhelm Girnus* (1906 ... 1985), der von 1958 bis 1962 das Staatssekretariat leitete, hatte ich so gut wie keinen Kontakt. Ich hatte damals den Eindruck, dass er sich für die naturwissenschaftlich-technische und landwirtschaftliche Ausbildung wenig interessierte. In meinem Gedächtnis haften geblieben sind seine brillanten Reden vor den Mitarbeitern, da ging es aber stets um Auseinandersetzungen mit Germanisten und anderen Geisteswissenschaftlern.

Mehr Arbeitskontakte hatte zu *Franz Dahlem* (1892 ... 1981), der ein alter Kommunist, Politischer Leiter der Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg, Leiter der Führung der KPD in Paris war, aktiv am Widerstand in Frankreich teilnahm, vom Vichy-Regime an die Nazis ausgeliefert wurde und KZ- Haft in Mauthausen überlebte. Nach der Befreiung war er bis 1953 Politbüromitglied der SED, 1953 im Zusammenhang mit den Slansky-Prozessen wegen angeblicher zionistischer Bestrebungen aller Funktionen enthoben, aus der SED ausgeschlossen und verhaftet. Später wurde er rehabilitiert. 1955 wurde er zum Stellvertretenden Staatssekretär für Hoch- und Fachschulwesen, ab 1967 ... 1974 als Stellvertretender Minister ernannt. Ich hatte wegen seiner Vita große Hochachtung vor ihm. Sein Umgang mit mir war sehr väterlich. Er war ein gütiger Mensch. Oft unterhielten wir uns über seine Erfahrungen als Gemüsebauer und Hühnerhalter. Seine Erfahrungen auf diesem Gebiet hat er in der Zeit gesammelt, als er arbeitslos in der DDR war und damit zu seinem Lebensunterhalt beitragen musste. An vielen Gesprächen erkannte ich, dass die unbegründeten Angriffe und Verdächtigungen ihn nach wie vor sehr beschäftigten.

Sehr geschätzt habe ich auch Prof. Dr. *Ernst-Joachim Gießmann* (1919 ... 2004), der von 1962 ... 1967 Staatssekretär und von 1967 ... 1970 Minister für Hoch- und Fachschulwesen war. Nach seiner Tätigkeit als Hochschulminister haben wir noch lange fachliche Kontakte gehabt, wovon später zu berichten ist. Großen Einfluss auf meine Reife als Leiterpersönlichkeit hatten die Stellvertretenden Staatssekretäre bzw. Stellvertretenden Minister *Herman Tschersich* () und Prof. Dr. *Gregor Schirmer* (*1932). *H. Tschersich* leitete von 19 bis zu seiner Ernennung zum Staatssekretär im Ministerium für Gesundheitswesen im Jahre 19 den Bereich Naturwissenschaft und Technik, *G. Schirmer* von 1965 bis zum

Jahre 1977 den Bereich Gesellschaftswissenschaften. Beiden war ich zeitweise unterstellt und konnte viel von ihnen auch für meine späteren Leitungsfunktionen lernen. Auch mit *Harry Groschupf* (), der lange mein „Amtsbruder“ für den Bereich Technik und ab 19 ... bis zu seinem frühen Tod Stellvertretender Hochschulminister für den Bereich Naturwissenschaft und Technik war, habe ich einen guten Faden gesponnen und ihn sehr geschätzt. In den letzten Jahren meiner Tätigkeit im Hochschulwesen habe ich auch viel mit dem Staatssekretär im Ministerium, *Hans Joachim Böhme* (1931 ... 1995) zusammen gearbeitet. Von dem Ruf als „Hardliner“, der ihm aus seiner Parteisekretärszeit an der KMU Leipzig anhing, war nichts mehr zu spüren. Ich lernte ihn als klugen Hochschul- und Intelligenzpolitiker kennen. Nachdem er von 1970 bis 1989 Hochschulminister war, habe ich in meinen späteren Leitungsfunktionen in der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften stets eine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit ihm gepflegt.

Blicke ich heute auf meine Jahre im Hochschulwesen zurück, so kann ich sagen, die zehn Jahre waren zwar Verlust für meine fachliche Entwicklung, ich habe aber viel Leitungserfahrungen sammeln können und bin menschlich gereift, was mir im späteren beruflichen Leben zu Gute kam.

Während meiner Jahre im Staatssekretariat bzw. Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen habe ich mein Ziel, wieder unmittelbar auf meinem Fachgebiet wissenschaftlich zu arbeiten, nicht aus den Augen verloren. Zumal es bei der Einstellung die Zusicherung gab, dass mein Einsatz auf fünf Jahre begrenzt sein sollte. Mit Dr. *Dieter Pijur* (*), einem Agrarökonom von der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät, Schüler von Prof. Dr. *Walter Schmidt* (), glaubte ich auch einen guten Nachfolger für mich gefunden zu haben. Aber mit allen Strukturveränderungen wurde der Termin meines Abganges immer wieder hinaus geschoben. Für mich war klar, dass ich zumindest die Literatur auf meinem Fachgebiet weiter verfolgen muss. So war ich ein eifriger Benutzer der Landwirtschaftlichen Zentralbibliothek der AdL und der Bibliothek der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät. Jede freie Minute war wieder dem Literaturstudium gewidmet. Zu Beginn meiner Tätigkeit im Staatssekretariat befasste ich mich zunächst intensiv mit dem Studium der deutschen Agrargeschichte und der Geschichte der landwirtschaftlichen und forstwirtschaftlichen Ausbildung und Forschung in Deutschland. Auf Grund meines Ausbildungsganges spürte ich große Lücken auf diesen Gebieten. Ich begriff die Richtigkeit der Worte, dass „ohne Kenntnis der Vergangenheit die Gegenwart nicht verstanden und die Zukunft nicht gestaltet werden kann“. So studierte ich die Arbeiten solcher deutschen Agrarhistoriker, wie *Karl Fraas* (), und befasste mich ausführlich mit Leben und Werk von *Albrecht Daniel Thaer* (1752 ... 1828), *Julius Kühn* (1825 ... 1910), *Justus von Liebig* (1803 ... 1873), *Johann Heinrich von Thünen* (1784 ... 1850), *Johann Nepomuk von Schwerz* (1759 ... 1844), *Friedrich Gottlieb Schulze* (1795 ... 1860), *Johann Heinrich Cotta* (1763 ... 1844), *Friedrich Wilhelm Leopold Pfeil* (1783 ... 1859) und anderer. Dabei interessierte mich nicht nur die Geschichte unserer landwirtschaftlichen Hochschuleinrichtungen auf dem Gebiet der DDR, sondern auch in der Bundesrepublik.

Einen großen Auftrieb in meiner fachwissenschaftlichen Arbeit gab mir die im Jahre 1964 erfolgte Ernennung zum nebenamtlichen Dozenten am Institut für Pflanzenschutz und Phytopathologie der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der Humboldtuniversität zu Berlin, das nach der Berufung von Prof. Dr. *Helmut Bochow* in Berlin-Malchow aus dem Boden gestampft wurde, und die 1968 erfolgte Ernennung zum nebenamtlichen Professor mit Lehrauftrag bzw. zum Honorarprofessor. Ich hatte Lehrveranstaltungen in der Fachrichtung Agrarpädagogik durchzuführen. Dadurch war ich gezwungen, mich in der ganzen Breite des Lehrstoffes auf dem neusten Stand zu halten. Meine damals sehr ausführlich ausgearbeiteten Scripten verwahre ich noch heute.

Neben der Lehre wollte ich auch Forschungsarbeit betreiben. Auf virologischem Gebiet gab es aber keine Voraussetzungen. Zwar habe ich eine Diplomarbeit auf diesem Gebiet vergeben,

die unter den gegebenen Bedingungen zu realisieren war. Mein einziger Diplomant in dieser Zeit, *Wolfdieter Kürzinger*, überprüfte die Möglichkeit der Nutzung von virusbedingten Pigmentstörungen in Lichtkeimen von Kartoffelknollen im damaligen Kartoffelsortiment zur Pflanzgutkontrolle. Nach erfolgreicher Verteidigung der Arbeit habe ich Herrn *Kürzinger* an das Institut für Kartoffelforschung nach Groß Lüsewitz vermittelt, wo er sich zu einem hervorragenden Spezialisten für Kartoffelpathologie entwickelt hat. Nach der Wende war Dr. *Kürzinger* bis zu seinem altersbedingten Ausscheiden im Jahre 2000 in der Landesanstalt für Landwirtschaft und und Fischerei des Landes Mecklenburg-Vorpommern auf seinem Fachgebiet tätig und betreibt heute gemeinsam mit seiner Frau Dr. *Kürzinger* und seinem Sohn erfolgreich eine private Firma zur Prüfung von Pflanzenschutzmitteln im Kartoffelbau. Noch heute pflegen wir intensive Arbeitskontakte.

Gemeinsam mit Prof. Dr. *Bochow* entschieden wir uns dafür, dass ich Forschungen zur Nutzung serologischer Methoden zur Diagnose phytopathogener Pilze aufnehme. Dabei wollte ich mich zunächst auf Fusarien konzentrieren. In zwei separaten Räumen des Kohlenkellers im Hauptgebäude der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät in der Invalidenstraße, die von der Straße zu erreichen waren, begannen wir unter großen Schwierigkeiten ein Labor einzurichten. Wir mussten von Null anfangen. Wir – das war die mir von der Fakultät zur Verfügung gestellte erfahrene technische Assistentin: Fräulein *Edelgard Vesper*, die im Fernstudium auch ihr Diplom als Diplomagraringenieurin erlangt hatte.

Als meine letzte Arbeitsetappe im Ministerium für Hochschulwesen begann und ich auch noch den krankheitshalber ausgefallenen Stellvertretenden Minister für den Bereich Erziehung und Ausbildung, *Heinz Herder*, vertreten musste, habe ich schweren Herzens die Pläne zum Aufbau des Forschungslabors an der Humboldt-Universität aufgegeben. Frau *Vesper* habe ich zur Weiterführung der Arbeiten eine Aspirantur bei Prof. Dr. *M. S. Dunin* an der Moskauer Timirjasew-Akademie angeboten. Sie stimmte dem zu und mit meinem Doktorvater in Moskau habe ich mich schnell über das Thema der Dissertation geeinigt.

Mit den neuen Belastungen, den neuen Aufgaben, die mich noch weiter von meinen fachlichen Interessen entfernten, hielt ich die Zeit für gekommen, mich aktiv um eine hauptamtliche Tätigkeit auf meinem Fachgebiet zu kümmern.

Trotzdem war es zunächst mehr ein Zufall, als aktives Handeln meinerseits, der mich der Erfüllung meines Wunsches näher brachte. Zufällig traf ich im Herbst 1969 den Präsidenten der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, Prof. Dr. *Erich Rübensam*, der mir mitteilte, dass die Akademie dringend einen Nachfolger für den Direktor des Instituts für Phytopathologie in Aschersleben, Prof. Dr. *Maximilian Klinkowski*, suche und mich fragte, ob ich nicht bereit wäre, diese Funktion zu übernehmen. Ich sagte sofort zu, bat ihn aber, meine Freistellung bei den zuständigen Dienststellen selbst zu erwirken. Mein Minister gab mir grünes Licht und auch der Leiter der Abteilung Wissenschaft im ZK der SED, *Hannes Hörnig*, signalisierte Zustimmung. Die Akademie wollte mich bereits zum 1. Januar 1970 einstellen. Schließlich einigte man sich auf das Kompromissdatum – 1. Mai 1970, da im Frühjahr 1970 noch die dritte Leistungsschau der Studenten und jungen Wissenschaftler in Rostock vorzubereiten war, für die ich verantwortlich war. Nun fieberte ich meiner neuen Aufgabe förmlich entgegen. Aber vorher musste ich nicht nur die Leistungsschau meistern, sondern wurde ziemlich unvorbereitet noch mit einem anderen komplizierten Ereignis konfrontiert.

Im November 1969 tagte in der Schweriner Sport- und Kongresshalle der vom FDJ-Zentralrat organisierte Kongress junger Schrittmacher der Landwirtschaft. Der Delegation des Ministerrates, die unter Leitung des Vorsitzenden des Landwirtschaftsrates der DDR, Minister Georg Ewald, stand, sollte neben anderen Mitgliedern des Ministerrates auch der Minister für Hoch- und Fachschulwesen angehören. Der Minister delegierte die Aufgabe auf mich und so fuhr ich, von den bevorstehenden Problemen nichts ahnend, zum Kongress. Bei der letzten

Zulassung zum Landwirtschaftsstudium hatte es große Probleme gegeben. Zum einen war auf Grund geringeren Bedarfs an Absolventen zu Gunsten der Ausbildung von Ingenieuren, Informatikern und Naturwissenschaftler reduziert worden. Zum anderen waren im Bereich der Volksbildung neue Ausbildungsformen geschaffen, die mit der Hochschulreife abschlossen. Neben den Absolventen der Erweiterten Politechnischen Oberschule drängten nun massenweise Abiturienten aus der landwirtschaftlichen Berufsschulbildung mit Abitur an die landwirtschaftlichen Fakultäten, von denen viele abgelehnt werden mussten. Die Problematik war mir bekannt, ich ahnte aber nicht, dass sie auf dem Kongress thematisiert wird. Schon im Eröffnungstreferat des Sekretärs für Landwirtschaft des Zentralrates der FDJ, *Erich Postler* (*) wurden diese Probleme einseitig mit überzogener Kritik an den landwirtschaftlichen Fakultäten und am Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen hochgespielt. Die Probleme, die sich objektiv entwickelt hatten, wurden nicht benannt. Einseitig sollte das Hochschulwesen für Probleme über den Tisch gezogen werden, die es nicht verursacht hatte.

Der Leiter der Regierungsdelegation, der im Namen der Regierung sprechen sollte, teilte mir mit, dass er zu diesen Vorwürfen nicht Stellung nehmen könne, dass ich das tun müsse. Ich war völlig überrascht. Bald darauf teilte mir auch die „Kongress-Regie“ mit, dass zu Beginn der Diskussion am 2. Kongresstag eine Delegierte sprechen wird, die mit sehr guten Noten von der landwirtschaftlichen Fakultät der MLU Halle-Wittenberg abgelehnt worden sei, der ich antworten solle. Mir war klar, was mir bevorstand. Hier sollte der Saal aufgeheizt werden. Ich hatte noch gut in Erinnerung, wie in der selben Schweriner Kongresshalle auf einem Bauernkongress der Generaldirektor der VVB Landtechnik, *Kohler*, von den Delegierten ausgepiffen wurde und seine Rede nicht zu Ende bringen konnte, in der er zur kritischen Situation bei der Bereitstellung von Landtechnik Stellung nahm. Aber hier wurden Jugendliche emotional angeheizt! Der damalige Sekretär für Studenten im Zentralrat der FDJ, Dr. *Wolfgang Herger*(* 1935, von 1964 ... 1976 hatte er diese Funktion inne, war dann von 1976 ... 1985 Leiter der Abteilung Jugend im ZK der SED und von 1985 .. 1989 Leiter der Abteilung für Sicherheitsfragen). Mit dem ich sehr vertrauensvoll zusammenarbeitete, saß neben mir in der letzten Reihe des Kongresspräsidiums. Er schätzte meine Aufgabe ebenfalls als sehr kompliziert ein, brachte mich aber auf die Idee, im Saal zu verkünden, dass alle Mandatsträger des Kongresses zum Studium zugelassen seien. Das könne die Stimmung vielleicht etwas mildern. Eine solche Entscheidung konnte ich natürlich nicht allein treffen. Ich rief abends meinen Minister an, informierte ihn über die kritische Situation und bat um seine Zustimmung zur Zulassung aller abgelehnten Mandatsträger. Er gab mir mit den Worten: „Sieh zu, wie Du über die Runden kommst“, alle Vollmachten. Ich konnte an dem Abend nichts essen, nachts nicht schlafen, die ganze Zeit überlegte ich, wie und was ich sage. Auch am Morgen konnte ich vor Aufregung keinen Bissen zu mir nehmen.

Dann nahmen die Dinge ihren Lauf. Die Stimmung im Saal war nach dem Beitrag der abgelehnten Delegierten auf dem Siedepunkt und ich erhielt das Wort zur Stellungnahme.

Ich sprach davon, dass hier sicher eine Fehlentscheidung der Hallenser Landwirtschaftlichen Fakultät vorliege, dass eine solche Arbeit aber nicht typisch für die Fakultäten sei. Mir hatte am Tage vorher der FDJ-Sekretär der Sektion Gartenbau der Humboldt-Universität zu Berlin berichtet, welche Rolle die FDJ-Organisation bei der Bewerberauswahl in der staatlichen Zulassungskommission spiele. Ich brachte das als Beispiel. Das brachte mir den ersten Beifall von der Berliner Delegation und einen Zwischenruf des für Landwirtschaft im ZK der SED zuständigen Politbüromitglieds, *Gerhard Grüneberg* (1921 ... 1981) ein, dass dort ja auch ein ehemaliger Parteifunktionär Sektionsdirektor sei (der Sektionsdirektor, Prof. Dr. *Egon Seidel* () war von 19 bis 19 Sekretär für Landwirtschaft in der Bezirksleitung der SED Frankfurt/Oder). Dann verkündete ich unter sehr großem Beifall die Entscheidung des Hochschulministers, dass das Mandat zum Kongress als positiver Zulassungsbescheid gelte. Damit war die Stimmung umgeschlagen und ich konnte im Weiteren sachlich die Probleme

darlegen. Ich erläuterte, dass das Dorf nicht nur Landwirtschaftsspezialisten brauche, sondern auch gute Ärzte, Lehrer und andere Fachkräfte brauche und bat die Absolventen der Berufsschulen mit Abitur, sich auch für solche Fachrichtungen zu entscheiden. Unter großem Beifall verließ ich die Rednertribüne. In der folgenden Pause kam *Gerhard Grüneberg* auf mich zu und lobte meinen Auftritt mit den Worten: „Das hast Du gut gemacht, man sieht eben, dass Du einer von uns bist.“ Er meinte damit meine Entscheidung, ab 1970 eine Tätigkeit in der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften aufzunehmen, womit ich ja in seinen Machtbereich kam.

Vor der Schlussitzung des Kongresses am Abend des zweiten Tages traf ich bei einem Bummel um die Kongresshalle den damaligen 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ, Dr. *Günter Jahn* (* 1930, von 1967 ... 1974 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ, von 1974 ... 1976 – 2. Sekretär der Bezirksleitung der SED Potsdam, von 1976 ... 1989 deren 1. Sekretär), der ebenfalls vor seinem Schlusswort noch frische Luft schnappen wollte. Er begrüßte mich mit den Worten: „Du hast heute aus Sch Gold gemacht“. In seinem Schlusswort die machte er dann die witzige Bemerkung: „Hätten wir von der Entscheidung des Hochschulministers gewusst, hätten wir einen größeren Saal gemietet, um noch mehr Mandatsträger zur Zulassung zum Landwirtschaftsstudium zu bringen.“ Am nächsten Tag war mein Auftreten in der Presse unter solchen Schlagzeilen zu lesen, wie „Schule der sozialistischen Demokratie“ und „Prompte Antwort desw Ministers“.

Nun stand als meine letzte Aufgabe im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen die Vorbereitung der III. Leistungsschau der Studenten und jungen Wissenschaftler an, die zu Ehren des 20. Jahrestages der DDR im November 1969 in den Messehallen in Rostock-Schutow stattfinden sollte. Sie forderte nochmals meinen vollen Einsatz. Nachdem an den Hoch- und Fachschulen die besten Arbeiten ausgewählt waren, mussten nun die zentralen Kommissionen arbeiten. Mir unterstand damals auch die Zentralstelle für Messen und Ausstellungen des Ministeriums, in deren Händen die gesamte organisatorische und gestalterische Arbeit der Ausstellung lag. Es war eine komplizierte Arbeit, mit den vielen vertraglich gebundenen Werkstätten zusammenzuarbeiten. Die letzten Wochen vor und während der Ausstellung wohnte ich unmittelbar auf dem Messegelände und habe manche schlaflose Nacht in den Hallen verbracht. Bei der insgesamt langsamen Gestaltung hatte ich große Bedenken, die Termine bis zur Abnahme bzw. Eröffnung der Ausstellung einzuhalten und angesichts der lange Zeit leeren Hallen viel Nerven gelassen habe. Nur mit Sonderzielprämien für die einzelnen Gestalterkollektive konnten die Termine jeweils in letzter Minute erfüllt werden. Ein Grund dafür, dass die Kosten um ein Vielfaches überschritten wurden! Die Leistungsschau konnte termingemäß eröffnet werden und ich hatte die Ehre, die Partei- und Regierungsdelegation unter Leitung des Vorsitzenden des Ministerrates der DDR *Willi Stoph* (1914 ... 1999) durch die Ausstellung zu führen. Sie wurde insgesamt erfolgreich durchgeführt. Dank oder Anerkennung habe ich für meine letzte Aktion im Hochschulwesen nicht erfahren.

Zur Vorbereitung meines Einsatzes im Institut für Phytopathologie Aschersleben suchte mich in den nächsten Wochen mehrmals der scheidende Direktor des Institutes, Prof. Dr. *Maximilian Klinkowski*, im Ministerium auf, um organisatorische Einzelheiten zu besprechen. Dabei informierte er mich auch, dass eine meiner ersten Aufgaben im Institut im Mai 1970 die Durchführung einer Internationalen Konferenz sei, die anlässlich des Bestehens des Institutes stattfinden soll. Er bat mich den Hauptvortrag zu übernehmen, der die Geschichte und die Leistungen des Institutes würdigen sollte. Ich hielt das zunächst für problematisch, da ich ja wenig von den bisherigen Leistungen kennen würde. Er bestand aber darauf und sagte mir zu, die Zuarbeit der einzelnen Fachbereiche zu veranlassen. Des Weiteren regelten wir bereits seine Tätigkeit als „Emeritus“ im Institut. Er bat um die Bereitstellung von zwei Sekretärinnen, da er noch eine Neuauflage seiner „Pflanzlichen Virologie“ plante und auch als Chefredakteur bzw. Mitglied von Redaktionen umfangreiche Schreivarbeiten zu bewältigen

hatte. Ansonsten räumte ich ihm natürlich das Recht ein, an allen Institutskolloquien und anderen Dienstberatungen im Institut teilzunehmen, und bei Fahrten nach Berlin oder an andere Orte den Dienstwagen des Institutes zu benutzen.

Von der Akademieleitung war festgelegt worden, die Übergabe der Geschäfte bereits im März 1970 vorzunehmen und Herrn Prof. Dr. *Klinkowski* Ende März in den Ruhestand zu überführen. Die Veranstaltung sollte sehr bescheiden im Rahmen einer Belegschaftsversammlung stattfinden. Der Vorsitzende der Betriebsgewerkschaftsleitung, Dr. *Hartmut Kegler* (*), sollte die Veranstaltung moderieren, der 1. Vizepräsident der Akademie, Prof. Dr. *Eberhard Wojahn* (1922 ... 2006), die Emeritierungsurkunde bzw. Ernennungsurkunde überreichen. Danach sollten der scheidende und der neue Direktor sprechen. Prof. Dr. *Klinkowski* verband seine Ausführungen mit der Darlegung einer seiner letzten Arbeiten über großräumige Pflanzenepidemien und ihre Auswirkungen, wobei er sehr beeindruckend die furchtbaren Hungerkatastrophen, die die Kartoffelmissernten infolge der *Phytophthora*-Epidemie in Irland verursachten, schilderte.

Ich versuchte in meiner kurzen Ansprache mein Programm zur weiteren Arbeit des Instituts darzulegen. Im folgenden zitiere ich meine Rede auszugsweise:

„
In der verbleibenden Zeit wickelte ich meine Geschäfte im Ministerium ab und bereitete mich auf meine neue Tätigkeit vor. Je näher der Termin der Übernahme meiner neuen Tätigkeit im Institut kam, und je mehr ich Zeit hatte, über meinen neuen Lebensabschnitt nachzudenken, umso mehr beschäftigte mich solche Gedanken, wie „Wirst Du die neue Aufgabe meistern? Werden Dich die ausgewiesenen Wissenschaftler, die Dir fachlich sicher alle überlegen sind, als neuen Leiter akzeptieren? Wirst Du das gute Erbe, das Prof. Dr. *M. Klinkowski* hinterlässt, würdig bewahren können?“ Ich hatte jedenfalls den festen Willen, mein Bestes zu geben. Später erzählten mir Ascherslebener Mitarbeiter, als ich bereits ein allseitig akzeptierter und anerkannter Direktor war, dass vor meiner Arbeitsaufnahme im Institut der „Buschfunk“ aus Berlin gemeldet habe, dass ein „schlimmer Leiter“ käme, der sicher viele Mitarbeiter auch in die psychiatrische Behandlung treiben würde. Ich bin nie dahinter gekommen, wer mich mit diesen „Vorschusslorbeeren“ nach Aschersleben weiterreichte.

Direktor in Aschersleben und die Verwirklichung meiner Vorstellungen vom Pflanzenschutz

Nach meinem Amtsantritt am 2. Mai 1970 war ich zunächst voll mit der Vorbereitung und Durchführung der Jubiläumsveranstaltung des Instituts beschäftigt. Bei der Vorbereitung des Hauptvortrages lernte ich die einzelnen Mitarbeiter kennen, die mir über ihre jeweiligen Arbeitsgebiete berichteten und zuarbeiteten. Ich nahm mir von Beginn meiner Tätigkeit an viel Zeit für Gespräche mit allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und hörte gut zu, was sie mir berichteten. Viel Kritik traf die bisherige Sekretärin des Direktors, Frau *Meissner* (), eine alleinstehende Dame. Da sie am Anfang auch für mich arbeitete, habe ich sie selbst in ihrer Arbeit kennengelernt. Ich muss gestehen, dass ich in keiner meiner Funktionen vorher, und nicht später eine so gute Sekretärin kennen gelernt habe wie Frau Meisner. Ich hätte sie gern behalten. Aber das hätten mir viele Mitarbeiter übel genommen. So musste ich sie wohl oder übel in den Bereich Dokumentation und Information umsetzen und eine andere Sekretärin suchen. Eine Menge Kritik wurde auch zur Leitungstätigkeit meines Vorgängers geäußert. War sie berechtigt oder stand der Gedanke dabei Pate, sich damit „gut bei mir einzubringen“? Sicher hat jeder Leiter seine Eigenarten, ich aber hatte kein Interesse daran, dass zwischen mich und meinen Vorgänger ein Keil getrieben wurde. Ich musste also entsprechende Zeichen setzen. Die Gelegenheit hierzu bot sich auf der Jubiläumsveranstaltung des Institutes, wo ich in meinem Vortrag zur Geschichte des Institutes natürlich auch breit die Leistungen meines Vorgängers würdigte. Im folgenden zitiere ich auszugsweise meine Ausführungen:

„
“

Eine noch bessere Gelegenheit hierzu ergab sich während eines Empfanges, den ich am Abend des letzten Tages der Veranstaltung für die ausländischen Teilnehmer gab, an dem auch die Wissenschaftler des Institutes teilnahmen. Nach meinen Dankesworten an die Adresse der ausländischen Gäste für ihre Teilnahme würdigte ich nochmals ausführlich die Leistungen meines Vorgängers und bat das Glas auf Prof. Dr. *Klinkowski* zu leeren, wobei ich meine Mitarbeiter aufforderte; „auf das Wohl ihres verehrten Lehrers“ zu trinken (waren sie doch zum überwiegenden Teil seine Schüler). Das Zeichen wurde allgemein verstanden und die „Fronten“ waren geklärt.

Die Jubiläumstagung verlief sehr harmonisch und erfolgreich. Es war für längere Zeit die letzte Tagung des Instituts, an der Gäste aus der Bundesrepublik und anderen westlichen Ländern teilnehmen konnten. Zwar durfte niemand von der Biologischen Bundesanstalt Braunschweig teilnehmen, aber mit Prof. Dr. *Fritz Großmann* (* 1927) von der Universität Stuttgart Hohenheim und Prof. Dr. *Welzin* (*) von der Universität Bonn waren zwei Vertreter der Bundesrepublik anwesend. Daneben waren auch Wissenschaftler aus den Niederlanden, Großbritannien und Italiens anwesend. Aus der Sowjetunion und den anderen Ostblockländern waren unter den Gästen auch viele Virologen, die teilweise bei längeren Arbeitsaufenthalten in Aschersleben ihr Handwerk gelernt hatten.

Mit den beiden westdeutschen Kollegen und ihren Gattinnen habe ich am Rande der Veranstaltung gemeinsam mit Dr. *H.-J. Müller* (*1931) angenehme Stunden bei einer Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Quedlinburg verbracht. Mit Prof. Dr. *Großmann* haben sich meine Wege auch später bei verschiedenen Anlässen gekreuzt und auch heute haben wir noch regelmäßige briefliche Kontakte. Ich komme später noch einmal darauf zurück.

Während der Veranstaltung gab es noch ein Vorkommnis, was uns damals sehr bewegte. Ich erhielt am Sonntagvormittag einen Anruf von der Ascherslebener Kreispolizeistelle. Man teilte mir mit, dass ein Ausländer beim Fotografieren auf dem Bahngelände des Bahnhofs festgenommen sei. Er spreche nicht deutsch, habe aber immer unser Institut genannt. Ich ahnte, wer es sein könne und schickte sofort einen Kollegen hin, um ihn wieder in Empfang zu nehmen. Es war in der Tat Herr Dr. *Thresh* (*) aus England, mit dem wir damals Kontakte auf dem Gebiet der Viruskrankheiten von Hopfen pflegten. Er hatte zwei Jungen und wollte ihnen echte Dampflokomotiven im Foto einfangen, da in England solche schon lange Zeit nicht mehr führen. Als wir uns nach vielen Jahren im Jahre 2006 mit Herrn Prof. Dr. *Thresh*, der inzwischen ein weltbekannter Spezialist für Epidemiologie von Viruskrankheiten ist, auf einem Internationalen Symposium in Kiew wiedersahen, haben wir beim Abschlussbankett unter großem Hallo der Teilnehmer über unser erstes Treffen in Aschersleben berichtet.

Nach den Jubiläumsveranstaltungen begann die Alltagsarbeit im Institut.

Direktor für Pflanzenproduktionsforschung , Vizepräsident und Präsident der Akademie

Forschungskonzeptionen

Forschungskooperation in der DDR

Internationale Zusammenarbeit

Sowjetunion

Polen

RGW

KA – Reisen

Berufungspolitik

Mitglieder

Professoren

Direktoren

Ehrungen

Wende , Abwicklung , Denunziationen, Verleumder und Denunzianten, Ausgliederung

Tätigkeit in der Beratung in Osteurop

*Geschichte wohnt jedem Tag von heute, jedem
Menschenschicksal inne. Sie legt sich in breiten,
unsichtbaren – manchmal übrigens auch deutlich
sichtbaren Schichten in all dem ab, was die Ge-
genwart formiert.*

Juri Trifonow

*Wer die Ideale seiner Jugend verrät, wird mit
vorzeitigem Altern bestraft.*

Theodor W. Adorno

*Niemand wird alt, weil er eine Anzahl Jahre hinter sich
gebracht hat.*

*Man wird nur alt, wenn man seinen Idealen Lebewohl
sagt.*

Albert Schweitzer

Das Bekenntnis zum Sozialismus ist eine sittliche Idee.

Oskar Lafontaine frei nach Leon Blum

*Bin ich denn darum 80 Jahre alt geworden, das ich
immer dasselbe denken soll. Ich strebe vielmehr,
täglich etwas Neues zu denken ... Man muss sich
immerfort verändern, verjüngen, um nicht zu
verstocken.*

Johann Wolfgang von Goethe

*Wer sich mit dem Zeitgeist vermählt, wird bald Witwer
werden.*

Soren Aabye Kierkegard

*Wer will, dass die Welt so bleibt, wie sie ist,
will nicht, dass sie bleibt.*

Erich Fried

Teil 3 Fazit und Abschluss

Anlagen

1. Zeittafel

1.1. Schulbesuch, Studium und Lehrgangsbesuche

- 1940 ... 1944 Evangelische Volksschule in Salza
- 1944 ... 1945 Realgymnasium in Nordhausen
- 1945 ... 19
- 1948 ... 1952 Humboldt-Oberschule in Nordhausen
- 1952 ... 1953 Friedrich-Schiller-Universität Jena,
Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät, Fachrichtung Biologie
- 1953 ... 1958 Moskauer Landwirtschaftliche Akademie K. A. Timirjasew,
Agronomische Fakultät, Fachrichtung Pflanzenschutz
- 1972 Vierwöchiger Lehrgang für leitende Kader der Land- und
Nahrungsgüterwirtschaft an der Hochschule für Land- und
Nahrungsgüterwirtschaft in Bernburg
- 1975 ... 1976 Einjahreslehrgang an der Parteihochschule „Karl Marx“ beim ZK der SED
in Berlin
- 1984 Vierwöchiger Lehrgang am Zentralinstitut für sozialistische
Wirtschaftsführung beim ZK der SED in Berlin-Rahnsdorf

1.2. Stationen der beruflichen Tätigkeit und staatliche Funktionen

- 1958 ... 1959 Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Pflanzenzüchtung Groß Lüsewitz der
Akademie der Landwirtschaftswissenschaften
- 1959 ... 19 Leiter des Sektors Landwirtschaft im Staatssekretariat für das Hoch- und
Fachschulwesen
- 19 ... 19 Leiter der Abteilung Landwirtschaft, Veterinärmedizin und Forstwirtschaft
im Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen
- 1964 ... 1968 Nebenamtlicher Dozent am Lehrstuhl für Phytopathologie und
Pflanzenschutz der Landwirtschaftlich-Gärtnerischen Fakultät der
Humboldt-Universität zu Berlin
- 19 ... 19 Leiter der Hauptabteilung Biologische Wissenschaften im Ministerium für
Hoch- und Fachschulwesen
- 19 ... 1970 Leiter der Abteilung Erziehung und Ausbildung im Ministerium für Hoch-
und Fachschulwesen
- 1968 Nebenamtlicher Professor mit Lehrauftrag bzw. Honorarprofessor am
Lehrstuhl für Phytopathologie und Pflanzenschutz der Sektion Gartenbau
der Humboldt-Universität zu Berlin
- 1970 ... 1972 Direktor des Instituts für Phytopathologie Aschersleben der Akademie der
Landwirtschaftswissenschaften der DDR
- 1972 ... 1977 Direktor für Pflanzenproduktionsforschung der Akademie der
Landwirtschaftswissenschaften der DDR
- 1977 ... 1984 Vizepräsident für der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der
DDR
- 1984 ... 1987 1. Vizepräsident der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der
DDR
- 1987 ... 1990 Präsident der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR
- 1990 ... 1991 Warteschleife
- 1991 ... 1997 Direktor für Landwirtschaftliche Technologien und Pflanzenschutz bei der
Berliner Organisation für Agrar- und Ernährungswirtschaft (BOA Berlin)
- 1998 Arbeitslosigkeit
- 1998 ... heute Rentner
- 1998 ... heute Freischaffender Fachberater für nachhaltige Landwirtschaft in Osteuropa

1.3. Wissenschaftsleitende Funktionen und Mitgliedschaften in Gremien

- 1963 ... 1964 Mitglied des wissenschaftlichen Rates der Biologischen Zentralanstalt Kleinmachnow
- 1972 ... 1975 Vorsitzender der Sektion Toxikologie der AdL der DDR
- 1975 ... 1984 Vorsitzender der Sektion Resistenzforschung und –züchtung der AdL der DDR
- 1984 ... 1990 Vorsitzender der Sektion Pflanzenschutz der AdL der DDR
- 1974 ... 1990 Mitglied der Leitung des Interministeriellen Rates für die wissenschaftlich-technische Entwicklung der Land- und Nahrungsgüterwirtschaft beim Ministerium für Wissenschaft und Technik der DDR
- 1982 ... 1990 Mitglied des Forschungsrates der DDR
- 1987 ... 1990 Vorsitzender der Gruppe Agrarwissenschaften (13) des Forschungsrates der DDR
- 1988 ... 1990 Mitglied des Auszeichnungsausschusses für die Prüfung der Vorschläge zur Verleihung des Nationalpreises der DDR für Wissenschaft und Technik und Leiter dessen Fachkommission „Land- und Forstwirtschaft und Verarbeitung landwirtschaftlicher Produkte.
- 1972 ... 1990 Mitglied der Sortenkommission der DDR
- 1980 ... 1990 Mitglied der Pflanzenschutzkommission der DDR
- 1973 ... 1984 Vertreter der DDR in der European Plant Protection Organization (EPPO)
- 1974 ... 1990 Mitglied des Präsidiums der Agrarwissenschaftlichen Gesellschaft der DDR
- 1967 ... 1973 Mitglied des Rates für Land- und Nahrungsgüterwirtschaft der DDR
- 1977 ... 1987 Mitglied des wissenschaftlichen Koordinierungsrates zum Programm biologischer Forschungen bei der Akademie der Wissenschaften der DDR
- 1975 ... 1990 Mitglied des Wissenschaftlich-technischen Rates des Ministeriums für Land-, Forst – und Nahrungsgüterwirtschaft der DDR
- 1973 ... 1978 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates für Agrarwissenschaften beim Ministerium für Hoch- und Fachschulwesen
- 1982 ... 1990 Vorsitzender der Ständigen Arbeitsgruppe „Beratung der Wissenschaftler“ der Kommission Landwirtschaft des RGW
- 1978 ... 1990 Mitglied der DDR-Delegation in der Kommission Landwirtschaft des RGW
- 1978 ... 1990 Mitglied der DDR-Delegation in der Arbeitsgruppe Landwirtschaft der paritätischen Regierungskommission UdSSR-DDR
- 1978 ... 1987 Beauftragter des Präsidiums der AdL für die Koordinierung der Zusammenarbeit mit der AdW der DDR
- 1987 ... 1990 Mitglied des Rates für Landwirtschaft und Nahrungsgüterwirtschaft beim Magistrat von Groß Berlin.
- 1988 ... 1990 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates beim Leiter der Zivilverteidigung der DDR
- 1972 ... heute Chefredakteur des „Archives of Phytopathology and Plant Protection“
- 1972 ... 1990 Herausgeber der „Flugblätter für den Pflanzenschutz“
- 1977 ... 1990 Mitglied des Redaktionskollegiums der Zeitschrift „Urania“
- 1972 ... 1987 Mitglied des Redaktionskollegiums der Zeitschrift „Nachrichtenblatt für den Pflanzenschutz der DDR“
- 1990 ... heute Mitglied des Redaktionsrates der Zeitschrift „Agrarnaja Nauka“, Moskau
- 1999 ... heute Mitglied des Redaktionsrates der Zeitschrift „Westnik Zashchity Rastenij“, Sankt Petersburg-Puschkin

1.4. Staatliche Auszeichnungen und Auszeichnungen politischer Organisationen

1965 – Verdienstmedaille der DDR

- 1983 – Vaterländischer Verdienstorden in Silber
- 1987 – Nationalpreis der DDR für Wissenschaft und Technik, Stufe 2 (im Kollektiv)
- 19 - Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Silber

1.5. Wissenschaftliche Ehrungen und Auszeichnungen.

- 1958 – Goldmedaille des Ministeriums für Hoch- und Fachschulwesen der UdSSR für die beste Studentenarbeit
- 1972 – Mitglied der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR
- 1975 – Diplom des Internationalen Pflanzenschutzkongresses in Moskau
- 1978 – A. D. Thae-Gedenkmedaille der Humboldt-Universität zu Berlin
- 1979 – Ehrenplakette der Ingenieurhochschule Berlin-Wartenberg
- 1981 – Erwin-Bauer Medaille der AdL der DDR
- 1981 – Ehrennadel der Agrarwissenschaftlichen Gesellschaft der DDR
- 1981 – Silbermedaille der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der CSSR
- 1981 – Auswärtiges Mitglied der Lenin- Allunionsakademie für Landwirtschafts – wissenschaften
- 1985 – Edwin-Hoernle-Medaille der Agrarwissenschaftlichen Gesellschaft der DDR
- 1985 – Goldmedaille der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der CSSR
- 1987 – N. I. Wawilow-Erinnerungsmedaille der Akademie der Wissenschaften der UdSSR
- 1987 – Ehrendoktor der Humboldt-Universität zu Berlin
- 1988 – Ehrendoktor der Universität für Gartenbau Budapest
- 1988 – Auswärtiges Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften
- 1988 – M.Oczapowski-Medaille der Polnischen Akademie der Wissenschaften
- 1989 – Ehrenurkunde des Obersten Sowjets der Belorussischen SSR für Verdienste um die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Landwirtschaft
- 1989 – Ehrenmitglied des Wissenschaftlichen Rates des Belorussischen Institutes für Ackerbau und Futterwirtschaft
- 1989 – Ernst-Haeckel-Medaille der Gesellschaft „Urania“
- 1989 – Ehrennadel der Karl-Marx-Universität Leipzig
- 1996 – Auswärtiges Mitglied der Akademie der Agrarwissenschaften der Republik Belarus
- 1998 – Ehrenurkunde des Präsidiums der Akademie der Agrarwissenschaften der Republik Belarus für den großen Beitrag zur Zusammenarbeit der Agrar – wissenschaftler
- 2000 – Ehrendoktor der Belorussischen Landwirtschaftsakademie Gorki
- 2003 – Ehrenmitglied des Wissenschaftlichen Rates des Institutes für Pflanzenschutz der Akademie der Wissenschaften der Republik Belarus
- 2004 – Ehrenurkunde des Präsidiums der Akademie der Wissenschaften der Republik Belarus
- 2005 – Ehrenmedaille der Russischen Staatlichen Agraruniversität – Moskauer Timirjasew-Akademie für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet der Landwirtschaftswissenschaft
- 2006 – Ehrendoktor der Russischen Staatlichen Agraruniversität – Moskauer Timirjasew-Akademie
- 2007 – Ehrenurkunde des Präsidiums der Russischen Akademie der Landwirtschafts – wissenschaften

1.6. Veröffentlichungen über Prof. Dr. Dr. h.c. mult. D. Spaar

Köhler, R.

Buch, G. Namen und Daten wichtiger Personen der DDR. Verlag J.H. W. Dietz Nachf.

GmbH, 1979, 302.

Cerny, J. (Hrsg.). Wer war wer in der DDR. Ein biografisches Lexikon. 1. Aufl. Ch. Links Verlag, Berlin, 1992, S. 430.

Herbst, A., Ranke, W., Winkler, J. So funktionierte die DDR. Band 1. Lexikon der Organisationen und Institutionen. Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR (AdL) 1951 ... 1990. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH Reinbeck bei Hamburg, 1994, 28 ... 32.

Herbst, A., Ranke, W., Winkler, J. So funktionierte die DDR. Band 3. Lexikon der der Funktionäre. Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH Reinbeck bei Hamburg, 1994, 320 ... 321.

Barth, B-R., Links, R., Müller-Enberger, H., Wielgoths, J.(Hrsg.) Wer war wer in der DDR. Ein biografisches Handbuch. Fischer Taschenbuch Verlag Frankfurt/Main, 1995, 699 ... 700.

Kegler, H. Dieter Spaar zum 65. Geburtstag. Archiv für Phytopathologie und Pflanzenschutz, 31, 1998, 475 ... 477.

Antonjuk, W. S., Skoropanow, S. G., Sewernjow, M. M. et al. Zum 65. Geburtstag des Auswärtigen Mitgliedes der Akademie der Agrarwissenschaften der Republik Belarus.

Müller, G. (Hrsg.) Wer war wer in der DDR. Ein biografisches Lexikon. 2. Aufl. Ch. Links Verlag, Berlin, 2001, 807 ... 808. .

Zacharenko, W. A., Nowoschilow, K. W., Pawljuschin, W. A. Führende Wissenschaftler auf dem Gebiet des Pflanzenschutzes. Russische Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, Moskau- Sankt Petersburg-Puschkin, 2001, S. 197.

Zacharenko, W. A., Nowoschilow, K. W., Pawljuschin, W. A. Zum 70. Geburtstag von Akademiemitglied Dieter Spaar. Westnik Zashchity Rastenije. 2003, 3, 81 ... 82.

Russische Akademie der Landwirtschaftswissenschaften (Hrsg.). Dieter Spaar. Wissenschaftliche Arbeiten und Veröffentlichungen. Zusammengetellt von W. A. Schtscherbakow., Moskau, 2003, 56 S.

Wagemann, Hans Laudatio aus Anlass des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Dieter Spaar. In: Integrierter Pflanzenschutz und Resistenz von Kulturpflanzen gegen Krankheiten und Schädlinge. Vorträge des Ehrenkolloquiums aus Anlass des 70. Geburtstages von Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Dieter Spaar am 22. September 2003. Berlin, 3 ... 9.

Wagemann, Hans Von der Deutschen Akademie zu Berlin zur Akademie der Landwirtschaftswissenschaften der DDR (ein Beitrag zur Geschichte dieser Akademie). Berlin, Verlag am Park, 2005,

Loschakow, W. G. Agronomitscheskoe daljokoe – Bliskoe“ (Agronomische Vergangenheit - Gegenwart). (Moskau, Isdatelstwo RGAU-MCXA, 2008, 7 ... 8, 401 ... 403.

Große Enzyklopädie der Republik Belarus: Dieter Spaar. Band , (beloruss.)

Tschulkina, V. Eine Frau in der Wissenschaft. Nowosibirsk, 2002,

Temirbekova, S.

Zacharenko, A. W., Chochlow, Schkalikow,

Gerber, Th. Dieter Spaar. In: Persönlichkeiten aus Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau und Veterinärmedizin, Biographisches Lexikon, NORA Berlin, 2004, Band 2,

2. Wichtige Buchveröffentlichungen:

1. **Spaar, D.** (Hrsg.)

Pflanzliche Virologie. 3. Auflage

Band 1. Einführung in die allgemeinen Probleme.

- Akademie-Verlag Berlin, 1978, 658 S.
Spaar, D., Schmelzer, K. (Hrsg.)
 Pflanzliche Virologie. 3. Auflage
 Band 2. Die Virose an landwirtschaftlichen Kulturen, Sonderkulturen und Sporenpflanzen in Europa.
 Akademie-Verlag Berlin, 1977, 434 S.
Spaar, D., Schmelzer, K. (Hrsg.)
 Band 3. Die Virose an Gemüsepflanzen, Obstgehölzen und Weinreben in Europa.
 Akademie-Verlag Berlin, 1977, 389 S.
Spaar, D., Schmelzer, K. (Hrsg.)
 Pflanzliche Virologie. 3. Auflage
 Band 4. Die Virose an Zierpflanzen, Gehölzen und Wildpflanzen in Europa.
 Akademie-Verlag Berlin, 1977, 525 S.
Spaar, D., Schmelzer, K. (Hrsg.)
 Pflanzliche Virologie. 3. Auflage
 Band 5. Registerband, Verzeichnisse und Übersichten zu den Virose in Europa.
 Akademie-Verlag Berlin, 1977, 337 S.
2. **Spaar, D., Kleinhempel, H., Müller, H.-J., Naumann, K.**
 Bakteriosen der Kulturpflanzen.
 Akademie-Verlag Berlin, 1977, 276 S.
 Bakteriosy kulturnych rastenij (russische Lizenzausgabe),
 Moskau „Kolos“, 1980, 143 S.
3. **Spaar, D., Kleinhempel, H.** (Hrsg.)
 Bekämpfung von Vruskrankheiten der Kulturpflanzen. 1. Auflage.
 VEB Deutscher Landwirtschaftsverlag Berlin, 1985, 440 S.
Spaar, D., Kleinhempel, H. (Hrsg.)
 Bekämpfung von Vruskrankheiten der Kulturpflanzen. 2. Auflage.
 VEB Deutscher Landwirtschaftsverlag Berlin, 1985, 440 S.
 Borba c virusnymi bolesnjami rastenij (russische Lizenzausgabe)
 Moskau „Agropromisdat“, 1986, 479 S.
4. **Spaar, D., Kleinhempel, H., Fritzsche, R.** (Hrsg.)
 Band Diagnose
 1985, S.
 Band Gemüse.
 1985, 406 S.
 Band Kartoffel.
 1987, 137 S.
 Band Zucker- und Futterrüben.
 1987, 136 S.
 Band Getreide, Mais und Futtergräser.
 1988, 286 S.
 Band Kernobst.
 1988, 296 S.
 Band Öl- und Faserpflanzen.
 1990, 248 S.
 Band Stein- und Schalenobst.
 1990, 367 S.
 VEB Deutscher Landwirtschaftsverlag Berlin,
 Springer-Verlag Berlin-Heidelberg-New York- Tokio (Lizenzausgabe)
5. **Kleinhempel, H., Naumann, K., Spaar, D.** (Hrsg.)
 Bakterielle Erkrankungen der Kulturpflanzen.

- VEB Gustav Fischer Verlag Jena, 1989, 573 S.
Springer-Verlag Berlin-Heidelberg-New York- Tokio (Lizenzausgabe), 1989, 573 S
6. **Spaar, D.** (Mitautor) in
Kegler, H., Friedt, W.. (Hrsg.)
Resistenz von Kulturpflanzen gegen pflanzenpathogene Viren.
Gustav Fischer Verlag Jena-Stuttgart-New York, 1993, 408 S.
 7. **Spaar, D., Schuhmann, P.** (Federführung)
Natürliche Grundlagen der Pflanzenproduktion in den Ländern der Gemeinschaft
Unabhängiger Staaten und des Baltikums.
Buchedition Agrimedia Spithal, 2000, 628 S.
 8. **Spaar, D., Makowski, N.** (russisch)
Anbau von Raps.
Moskau 1995, 103 S.
Spaar, D., Makowski, N., Samersow, W. F. (russisch)
Anbau von Raps.
Moskau 1996, 130 S.
Spaar, D. et al. (russisch)
Raps.
Minsk 1999, „FU Agroinform“, 206 S.
Spaar, D.(Hrsg.)
Raps und Rüben. Anbau, Ernte, Nutzung. 2.Aufl.
Moskau „DLV AGRODELO“, 2007, 320 S.
 9. **Spaar, D., Schlapunow, W., Schtscherbakow, W., Kriehoff, K.** (russisch)
Silomais.
Moskau, 1996, 93 S.
Spaar, D., Schlapunow, W., Schtscherbakow, W., Jaster, K. (russisch)
Mais.
Minsk „Belorusskaya Nauka“, 1998, 200 S.
Spaar, D. et al. (russisch)
Mais. 2. Aufl.
Minsk 1999, „FU Agroinform“, 191 S.
Spaar, D. (Hrsg.) (russisch)
Mais. Anbau, Ernte, Konservierung und Nutzung. 3. Aufl.
Moskau „DLV AGRODELO“, 2006, 393 S.
 10. **Spaar, D.** et al. (russisch)
Sommerölfrüchte.
Minsk 1999, „FU Agroinform“, 284 S.
 11. **Spaar, D., Suschkow, M.** (russisch)
Anbau von Zuckerrüben.
Moskau 1996, 144 S.
Spaar, D., Postnikow, A. Suschkow, M., Spiecher, J. (russisch)
Anbau von Zuckerrüben.
Moskau 1998, 190 S.
Spaar, D. et al. (russisch)
Minsk 2000, „FU Agroinform“, 257 S.
Spaar, D. (Hrsg.) (russisch)
Zuckerrübe. Anbau, Ernte und Lagerung.
Moskau „DLV AGRODELO“, 2006, 316 S.
Spaar, D. (Hrsg.) (ukrainisch)
Zuckerrübe. Anbau, Ernte und Lagerung.
Kiew, Agraruniversität Kiew, 2007, 312 S.

12. **Spaar, D., Schuhmann, P.** (russisch)
Anbau von Kartoffeln.
Moskau 1997, 246 S.
Spaar, D., et al. (russisch)
Kartoffel.
Minsk 1999, „FU Agroinform“, 271 S.
Spaar, D. (Hrsg.) (russisch)
Kartoffel. Anbau, Ernte und Lagerung. 3. Aufl.
Moskau „DLV AGRODELO“, 2004, 465 S.
Spaar, D. (Hrsg.) (russisch)
Kartoffel. Anbau, Ernte und Lagerung. 4. Aufl.
Moskau „DLV AGRODELO“, 2007, 458 S.
Spaar, D. (Hrsg.) (ukrainisch)
Kartoffel. Anbau, Ernte und Lagerung.
Kiew, Agraruniversität Kiew, 2008, 352 S.
13. **Spaar, D. et. al.** (russisch)
Körnleguminosen.
Minsk 2000, „FU Agroinform“, 263 S.
14. **Spaar, D., Postnikow, A., Kratzsch, G., Makowski, N.** (russisch)
Anbau von Getreide.
Moskau 1998, 334 S.
Spaar, D. et al. (russisch)
Getreide.
Minsk 2000, „FU Agroinform“, 421 S.
Spaar, D. (Hrsg.) (russisch)
Getreide. Anbau, Ernte und Lagerung. 3. Aufl.
Moskau „DLV AGRODELO“, 2008, Band 1 S. 1 ... 336, Band 2 S. 337 ... 656.
15. **Spaar, D. et al.** (russisch)
Produktion von Grobfutter.
Torshok, 2002, Band 1 – 360 S, Band 2 – 373 S.
Spaar, D. (Hrsg.) (russisch)
Futterkulturen. 2. Aufl.
Moskau „DLV AGRODELO“, 2009, 784 S. in zwei Bänden.
16. **Spaar, D. et al.** (russisch)
Saat- und Pflanzgut landwirtschaftlicher Kulturen.
Berlin, 2001, Band 1 – 311 S., Band 2 – 379 S.
Spaar, D. (Hrsg.) (russisch)
Saat- und Pflanzgut landwirtschaftlicher Kulturen. 2. Aufl.
Moskau „DLV AGRODELO“, 2010, .
17. **Spaar, D.** (Hrsg.) (russisch)
Erneuerbare pflanzliche Rohstoffe (Produktion und Nutzung)
Sankt Petersburg-Puschkin „Innovazionny zentr“, 2006, Band 1 – 416 S., Band 2 – 383 S.
18. **Spaar, D.** (Hrsg.) (russisch)
Pflanzenschutz in nachhaltigen Systemen der Landbewirtschaftung.
Torshok „Variant“ 2003, Band 1 – 392 S., Band 2 – 375 S.
Berlin 2004, Band 3 – 337 S, Band 4 – 347 S.
19. **Spaar, D.** (Hrsg.) (russisch)
Ökologisierung des Pflanzenschutzes im Gemüse-, Obst- und Weinbau.
Sankt Petersburg-Puschkin „Innovazionny zentr“, 2005, Band 1 – 314 S., Band 2 – 510 S.

20. **Spaar, D., Zacharenko, A., Jakuschew, W.** (Hrsg.) (russisch)
Precision Agriculture.
Sankt Petersburg-Puschkin „Innovazionny zentr“, 2009, S.

3. Publikationen und Vorträge:

Rund 700 wissenschaftliche und wissenschaftlich-praktische und populäre Veröffentlichungen,
mehr als 300 wissenschaftliche und wissenschaftlich-praktische und populäre Veröffentlichungen.

4. Versuchsarbeit und Vortragstätigkeit im Rahmen von Projekten und Aufträgen aus der Industrie und Pflanzenzüchtung in der Ukraine, der Russischen Föderation, der Republik Belarus und der Republik Moldowa in den Jahren von 1992 ... 1908.

4.1 Ukraine.

4.1.1 Komplexe Erprobung der Anwendung des Betanal-Systems bei Zuckerrüben in Landwirtschaftsbetrieben (Auftraggeber: Schering bzw. Agrevo, Bayer, Strube-Diekman, KWS):

- Gebiet Lwow
- Gebiet Rowno
- Gebiet Kiew
- Gebiet Tscherkassy
- Gebiet Kirowograd
- Gebiet Winniza

4.1.2 Ökologische Prüfung neuer Maishybriden in verschiedenen Regionen der Ukraine (Auftraggeber: Saatenunion, KWS, Bayer):

- Institut für Landwirtschaft der Westukraine in , Gebiet Lwow
- Institut für Landwirtschaft der Polesje in , Gebiet Shitomir
- Institut für Weizenzüchtung Mironowka, Gebiet
-

4.1.3 Ökologische Prüfung verschiedener Winter- und Sommerrapsorten in verschiedenen Regionen der Ukraine (Auftraggeber: DSV Lipstadt, BASF):

- Institut für Landwirtschaft der Westukraine, Gebiet Lwow
- Institut für Faserpflanzen in Gluchowzewo, Gebiet
- Institut für bewässerten Ackerbau, Gebiet Cherson
- Sortenprüfstation in , Gebiet Shitomir
- Nosowkaer Versuchsstation des Instituts für Biotechnologie und Agroökologie Kiew, Gebiet Tschernigow

4.1.4. Ökologische Prüfung von Ölleinsorten in verschiedenen Regionen der Ukraine (Auftraggeber: DSV Lipstadt, Saatenunion):

- Institut für Landwirtschaft der Westukraine, Gebiet Lwow
- Institut für Faserpflanzen in Gluchowzewo, Gebiet
- Sortenprüfstation in , Gebiet Shitomir

4.1.5 Prüfung der Eignung ukrainischer Sojabohnensorten für die Behandlung mit dem Herbizid (Auftraggeber: Bayer)

- Versuchsstation der Nationalen Agraruniversität Kiew in Mytniza, Gebiet Kiew

4.1.6 Erprobung des Fungizids Rex bei verschiedenen Winterweizensorten (Auftraggeber: BASF):

- Nosowkaer Versuchsstation des Instituts für Biotechnologie und Agroökologie Kiew, Gebiet Tschernigow

4.1.7 Durchführung eines Komplexversuches zur phytosanitären Absicherung des Anbaus

von Zuckerrübenhybriden durch Anwendung von insektiziden Beizmitteln, Granulaten und Herbiziden (Auftraggeber: Bayer, Strube-Diekmann).

- Belozerkowsker Versuchsstation des Instituts für Zuckerrübenforschung Kiew

4.1.8 Prüfung der Eignung ukrainischer Kartoffelsorten für die Behandlung mit dem Herbizid (Auftraggeber: Bayer):

- Institut für Kartoffelforschung Nemeschajewo, Gebiet Shitomir

4.1.9 Mehrortiger Versuch zum ökologischen Abbau und zu stolbur- und virusbedingten Ertragsverlusten an verschiedenen Standorten der Ukraine und Moldawiens (Auftraggeber: NOREX GmbH Groß Lüsewitz):

- Institut für Kartoffelforschung Nemeschajewo, Gebiet Shitomir
- Sortenprüfstation Charkow, Gebiet Charkow

4.1.10 Ökologische Erprobung neuer Kartoffelsorten der NORIKA GmbH Groß Lüsewitz (Auftraggeber: NOREX GmbH Groß Lüsewitz)

- Versuchsstation des Instituts für Kartoffelforschung Nemeschajewo, Gebiet Shitomir

4.1.11 Fachliche Begleitung der Produktion von Sonnenblumensaat mit neuen Hybriden (Auftraggeber: CLAAS, Monsanto) in Landwirtschaftsbetrieben im

- Kirowograder Gebiet,
- Odessaer Gebiet

4.1.12 Fachliche Begleitung der Arbeit des deutsch-ukrainischen joint Ventures in Tekutscha, Kreis Uman, Gebiet Tscherkssy (Auftraggeber: Dr. M. Großkopf, Landwirtschaft Golzow GmbH & Co KG)

4.1.13 Fachliche Begleitung des Versuchsfeldes, Organisation und Durchführung von Feldtagen und Vortragsveranstaltungen und von Vorlesungen im Rahmen des deutsch-ukrainischen Projektes "Aufbau eines landwirtschaftlichen Beratungs – dienstes im Gebiet Poltawa (Auftrag: AHT Essen)

4.2 Russische Förderung.

4.2.1 Komplexe Erprobung der Anwendung des Betanal-Systems bei Zuckerrüben in Landwirtschaftsbetrieben (Auftraggeber: Schering bzw. Agrevo, Bayer, Strube-Diekmann, KWS):

- Gebiet Kursk
- Gebiet Belgorod
- Krasnodarsky Krai
- Altaisky Krai
- Smolensker Gebiet

4.2.2 Ökologische Prüfung von Öllein- und Sommerrapsorten im Smolensker Gebiet (Auftraggeber: DSV Lipstadt):

- Landwirtschaftliche Engelhardt-Versuchsstation der Russischen Landwirtschaftsakademie
- Versuchsstation der Landwirtschaftlichen Hochschule Smolensk

4.2.3 Vorträge zum Anbau von Sommer- und Winterraps (Auftraggeber: Syngenta Russland):

- Kasan, Republik Tatarstan
- Bolschoi Wyazemy, Gebiet Moskau

4.2.4 Vorträge zum Anbau von Winter- und Sommergetreide (Auftraggeber: Syngenta Russland):

- Krasnodar (Region Südrussland)
- Nowaja Opala (Zentrale Schwarzzerderegion)
- Kostroma (Zentrale und nördliche Region Russlands)

4.3 Republik Belarus

4.3.1 Komplexe Erprobung der Anwendung des Betanal-Systems bei Zuckerrüben in

Landwirtschaftsbetrieben (Auftraggeber: Schering bzw. Agrevo, Bayer, Strube-Diekmann, KWS):

- Landwirtschaftliches Agrarunternehmen Ostrometschewo, Gebiet Brest
- Landwirtschaftliches Agrarunternehmen Snow, Gebiet Minsk
- Landwirtschaftliches Agrarunternehmen , Gebiet Mogiljow

4.3.2 Ökologische Vergleichsprüfung von Sommer- und Winterrapsorte, Sonnen – blumenhybriden und Öllein in verschiedenen Regionen der Republik Belarus (Auftraggeber: DSV, Saatenunion):

- Regionales Landwirtschaftsinstitut Schtschutschin, Gebiet Grodno
- Landwirtschaftliche Versuchsstation, Gebiet Brest
- Landwirtschaftliche Versuchsstation, Gebiet Gomel
- Landwirtschaftliche Versuchsstation Witebsk, Gebiet Witebsk

4.3.3 Ökologische Prüfung neuer Maishybriden in verschiedenen Regionen der Republik Belarus (Auftraggeber: Saatenunion, KWS, Bayer):

- Regionales Landwirtschaftsinstitut Schtschutschin, Gebiet Grodno
- Landwirtschaftliche Versuchsstation, Gebiet Brest
- Landwirtschaftliche Versuchsstation, Gebiet Gomel

4.3.4 Ökologische Anbauversuch der Sommerweizensorte in der Republik Belarus (Auftraggeber: Saatenunion).

- Regionales Landwirtschaftsinstitut Schtschutschin, Gebiet Grodno
- Landwirtschaftliche Versuchsstation, Gebiet Brest

4.3.5 Prüfung von Rapsstämmen auf Aufnahme von Strontium und Cäsium aus radioaktiv belasteten Böden (Auftraggeber: NPZ)

- Versuchsstation des Instituts für Agrochemie und Bodenkunde Minsk in der 30 km-Zone des havarierten KKW Tschernobyl.

4.3.6 Fachliche Begleitung des Versuchsfeldes, Organisation und Durchführung von Feldtagen und Vortragsveranstaltungen im Rahmen des deutsch-belorussischen Projektes „“ (Auftraggeber: des Bauernverbandes Mecklenburg-Vorpommern)

4.3.7 Vorträge zum Anbau von Sommer- und Winterraps in der Republik Belarus (Auftraggeber: Syngenta Belarus):

- Gebiet Grodno
- Gebiet Brest
- Gebiet Mogiljow
- Gebiet Minsk

4.4 Republik Moldowa

4.4.1 Komplexe Erprobung der Anwendung des Betanal-Systems bei Zuckerrüben im Landwirtschaftsbetrieb , Kreis (Auftraggeber: Schering bzw. Agrevo, Bayer, Strube-Diekmann)

4.4.2 Ökologische Prüfung neuer Kartoffelsorten der NORIKA GmbH Groß Lüsewitz im Landwirtschaftsbetrieb , Kreis (Auftraggeber: NOREX GmbH Groß Lüsewitz):

4.4.3 Mehrortiger Versuch zum ökologischen Abbau und zu stolbur- und virusbedingten Ertragsverlusten an verschiedenen Standorten der Ukraine und Moldawiens (Auftraggeber: NOREX GmbH Groß Lüsewitz):

- Landwirtschaftsbetrieb , Kreis .

Namensregister

Ardenne, von, Manfred

Ballhause, Willi

Ballhause, Hermann

Ballhause, Richard

Ballhause, Rudolf
Baumgarten, Hanns
Bochow, Helmut
Botfeld, Willi
Breunig, Willi
Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch
Dahlem, Franz
Dickscheit, Rudolf
Eiling, Heinz
Engemann, Friedrich
Ertel, Werner
Ewald, Georg
Fricke, Gerhard
Fritzsche, Rolf
Fruck, Horst
Fuchs, Armin
Gebhardt, Fritz
Gebhardt, Ilse
Gießmann, Ernst-Joachim
Girnus, Wilhelm
Goldstücker, Ernst
Gorbatschow, Michael Sergejewitsch
Grüneberg, Gerhard
Haenel,
Hamann, Ulrich
Heine, Heinrich
Heiss, Kurt
Heiss, Lotte
Herder, Heinz
Herger, Wolfgang
Hess, Peter
Hörnig, Hannes
Hub, Rudolf
Iffland, Steffen
Jahn, Günter
Jannermann, Gerhard
Kafka, Franz
Kegler, Hartmut
Klinkowski, Maximilian
Lietz, Bruno
Lindner, Werner
Lommer, Horst
Luther, Martin
Maetzig, Kurt
Markgraf, Günter
Mollnau, Karl A.
Müller, Hans-Joachim
Müller, Horst
Münch, Siegfried
Neumann, Werner
Pätzold, Horst

Pagel, Hans
Plachy, Erwin
Postler, Erich
Reichelt, Hans
Rosenkranz, Otto
Rübensam, Erich
Schick, Rudolf
Schirmer, Gregor
Schmelzer, Klaus
Schoenmuth, Georg
Schwertner, Edwin
Seeber, Gustav
Seemann, Joachim
Seidel, Egon
Seidenstricker, Günter
Seidenstricker, Paul
Semmelmann, Helmut
Spaar, Alexander
Spaar, Christel
Spaar, Eduard
Spaar, Emil
Spaar, Gerda
Spaar, Hildegard
Spaar, Horst
Spaar, Peter
Spaar, Richard
Spaar, Wilhelmine
Staute, Wolfgang
Stoph, Willi
Stubbe, Hans
Tschersich, Hermann
Tzschope, Werner
Ulbricht, Walter
Wagner, Bruno
Werther, Hans-Dieter
Wille, Albert
Wille, Hedwig
Wille, Max
Wojahn, Eberhardt